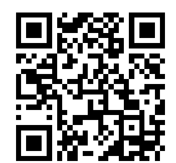
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.



https://books.google.com





Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

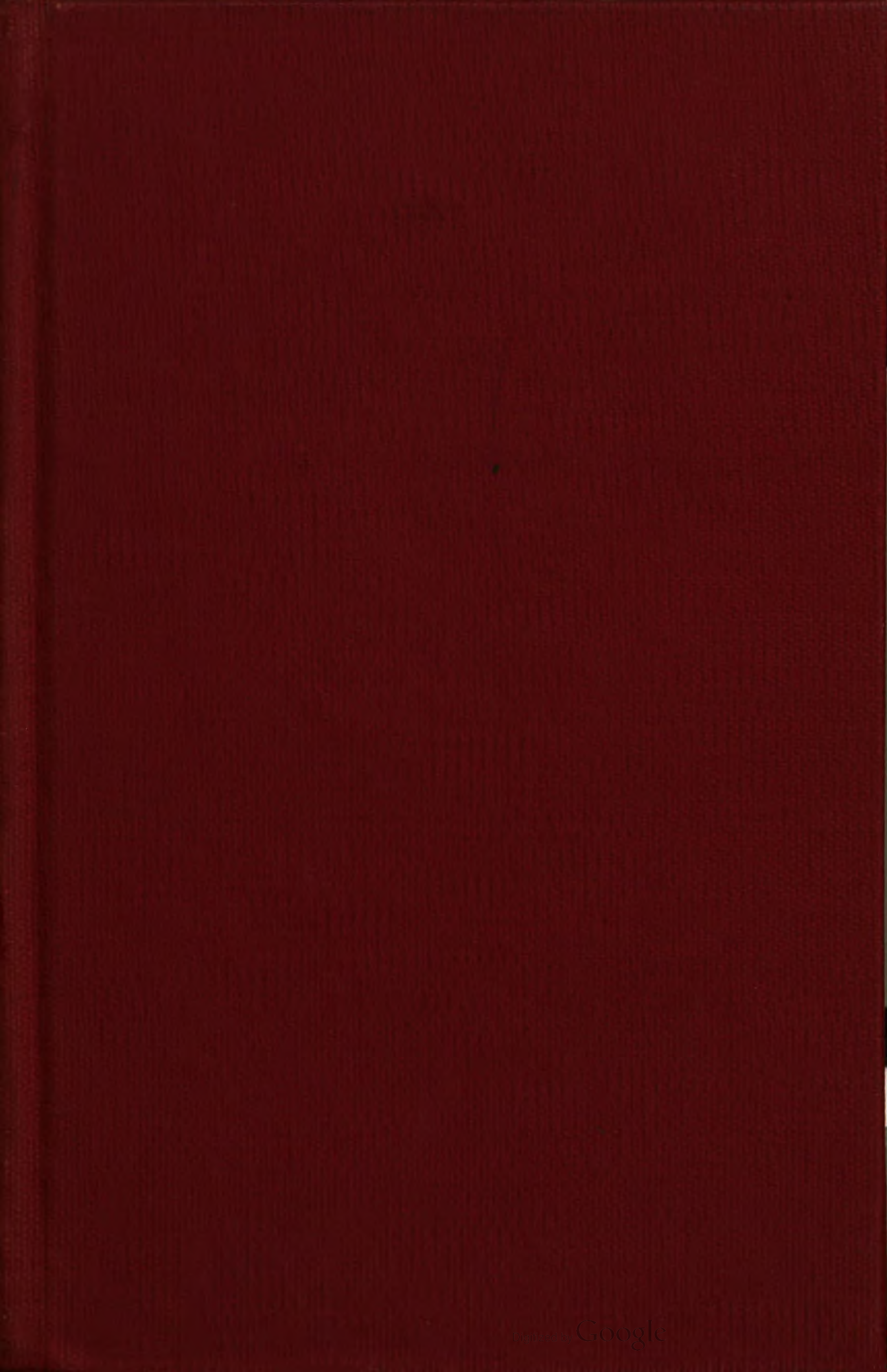
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

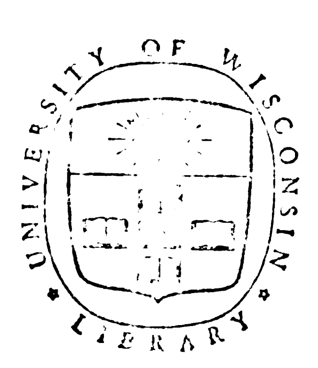
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

ZWEIUNDDREISSIGSTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1908.



Digitized by Google

AP
.A63779
32-34

1049523

INHALT.

Digitized by Google

Seite

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXXII, 1. 2 august 1908

Streckformen. ein beitrag zur lehre von der wortentstehung und der germanischen wortbetonung. von Heinrich Schröder. [= Germanische bibliothek. hrsg. von W. Streitberg. zweite abteilung. untersuchungen und texte I 1.] Heidelberg, Carl Winter, 1906. XIX u. 266 ss. 8°. — 6 m.

Es ist Schröders unbestreitbares verdienst, auf eine sprachliche erscheinung zuerst mit nachdruck hingewiesen zu haben, die man wol hin und wider dunkel empfunden, aber aus mangel an weiteren zusammenhängen bisher noch nicht in ihrem vollen umfange erkannt hatte. wie es nun aber leicht bei der ersten entdeckerlust geht, so hat auch Schr. mit einer gewissen freudigen hast die wörterbücher auf seine 'streckformen' hin durchwühlt und dabei jedes wort, das durch seine lautgestalt und namentlich seinen gesetzwidrigen accent auffiel, als 'streckform' gebucht, ohne genauere prüfung, ob nicht gewichtige bedenken dagegen sprächen oder andere erklärungen möglich wären. mit 'streckformen' bezeichnet Schr. 'solche wortbildungen, die entstanden sind durch entwicklung oder willkürliche einfügung eines beliebigen vocals und consonanten zwischen den anlautenden und den darauf folgenden consonanten oder auch zwischen den (bzw. die) anlautenden consonanten und den vocal der tonsilbe, wobei dieser den ton behält, obgleich er nun nicht mehr in der ersten silbe steht'. (*scharwénzeln* < *schwenzeln*, *rabáuzen* < *rauzen* usw.) nach diesem princip werden gegen 300 wortformen erklärt, deren überwiegende mehrzahl dem mundartlichen wortschatz entnommen ist, einige aber auch der schriftsprache angehören. wie ***Halunke, Philister, Kajüte, stibitzen, schmarotzen, krakeelen, Klabaatermann, Kobold, salbadern, Schlaraffe, Runkunkel.*** es steht für mich nun aufser zweifel, dass es Schr. wirklich gelungen ist, auf diesem wege manche form plausibel zu erklären, die bis jetzt durchaus fremdartig angemutet hat und als etymologisch haltlose scherz- oder gelegenheitsbildung angesehen worden ist. ich rechne besonders hieher einige formen mit ***-ab-*** oder ***-ad-***infix (***strabanzen*** 'sich umhertreiben' < ***stranzen***; ***kladatschen*** < ***klatschen*** usw.); aber bei einer grofsen zahl, ja vielleicht bei der mehrzahl der etymologieen befindet sich Schr. sicherlich im irrtum. erklärungen, wie ***Philister*** <

Digitized by Google

fister zu *fisten* 'pedere', *Kajüte* < *küte* 'grube', *Schlaraffe* < *schlaff* u. a. werden ohnehin kaum ernstlich erwogen werden können. aber auch sonst erheben sich viele bedenken. jede einzelne etymologie auf ihre stichhaltigkeit zu prüfen, ist hier nicht der ort. nur einige grundsätzliche fragen mögen hier vorgelegt werden. fürs erste scheint es mir nicht richtig, wenn man das infix nur in der ersten silbe des wortes eingeschoben sein lässt. schon die ersten vier beispiele müssen stutzig machen. es sind schweiz. *Badautle* 'dumme person', *Badölich*' dummer kerl', *Baduntle* 'plumpe fette weibsperson', els. *Badutscherle* 'einfältige person'. da nach Schr. *-ad-* infigiert ist, müssten die doch sicherlich zusammengehörigen wörter auseinanderfallen und zwar in die etyma: *bautlen*, **bölich*, **buntle*, *butscherle*. Ist es bei der gleichheit der ersten silben nicht immer noch natürlicher mit dem schweiz. idiotikon an franz. *badaud* 'maulaffe', ital. *badalona* 'plumpes, einfältiges weib' u. a. zu denken und in den suffixen *-autle*, *-untle*, *-ölich*, *-utscherle* das mittel zur näheren begriffsbestimmung zu sehen? leider hat Schr. den begriffsgehalt der wortausgänge nicht beachtet, sonst hätte er nicht auf die idee kommen können, das schweiz. *Mannoggel* (mit hauptaccent auf dem *a*) 'kleiner mann' von *Mocken* 'stück, brocken' abzuleiten; denn gerade die *gg*-suffixe tragen im schweizerischen etwas vergröberndes in sich (*Narrgel*, *Bagäuggel*, *Gäuggel*, *Goggel*, *Göggel*, *Fagäuggel*, *Basänggel*, *Gabriauggel*, *Malöggi*, *Galöggi* usw). dass ferner gewisse suffixe, wie *-antschen*, *-atschen*, *-unzen*, *-uffel*, *-unkel* usw. öfter widerkehren, hätte ihren bedeutungsgehalt nahelegen können. so werden ja überhaupt massenhaft scherzsuffixe oder -endungen angehängt: *Franzepp* 'Franzose', *Profax*, basl. *Strofitzge* 'strafklasse', *naditerlig* 'natürlich' uam., und daher möchte ich auch das els. *Lattattere* (d. i. = *Latättere*) 'Laterne' nicht aus einem *Lättere* ableiten, sondern, wie basl. *Ladättere*, direct aus dem normalen *Latärne*, mit scherzsuffix. auch *Latüchte* ist nicht streckform von *Lüchte* 'Leuchte', sondern scherzhafte contamination von *Laterne* und *Lüchte*. ebenso möchte ich an der Vilmarschen erklärung von *schatimbern* 'dämmrig werden' als contamination von *schate* und *dimber* festhalten gegenüber Schröders ableitung von *schimbern*. diese einseitige infigierung der ersten silbe wäre eine schwache seite des buches. eine andere hängt damit nahe zusammen: die meinung, dass der 'ungermanische' accent auf einer vollen mittelsilbe notwendig eine streckform oder, wie Schr. an anderer stelle einmal dargelegt hat, eine 'leseform' involvire. gewis sind die accentverschiebungen im deutschen noch vielfach unaufgeklärt (*frohlócken*, *offenbáren*, *Bürgermeíster*, *Birsfélden*, *Ascháffenburg*, schwenningisch: *hagebútsə*, *khollrábe* usw.), aber als tatsache sind sie doch längst constatirt. diese accentverschiebungen sind vermutlich ganz verschieden zu erklären (vgl. m. schrift Stärke, höhe, länge,

Digitized by Google

Strassburg 1892, s. 47 ff.), und ich möchte die verschiebung durch vorausgehndes infix in einzelnen fällen durchaus nicht in abrede stellen; über alle fälle hilft sie uns jedoch nicht hinweg. endlich halte ich die vermutung Schr.'s für unrichtig, dass die streckformen ihren ursprung den infigierenden geheimsprachen zu verdanken hätten. wenn das der fall wäre, so müste beispielsweise Kiel nur *-ab*-infixe, Basel nur *-adi*-infixe aufweisen. ich glaube vielmehr mit Behaghel (Literaturblatt 1906 sp. 402), dass der spieltrieb, der sich ja auch in der sprache geltend macht, die streckformen so gut auf dem gewissen hat, wie die ablautsformen (*Tingeltangel, biselibús*), die reimformen (*Techtelmechtel, Krausimausi*), die schüttelformen (*blutwürstiger Dieterich*) und die ganze schar von sonstigen scherzformen.

Ich möchte mit dem buche nicht so strenge ins gericht gehn wie es andere getan haben; im gegenteil: ich hebe nochmals das verdienst Schröders hervor, zum ersten mal eine grofse zahl von wortformen in zusammenhang gebracht zu haben, die früher nur als vereinzelte sonderbildungen aufgefasst worden waren. der begriff der 'streckform' ist geprägt und wird kaum mehr aus der grammatik verschwinden, aber: 'uni navi ne committas omnia'!

Basel, 24 juni 1908. E. Hoffmann-Krayer.

Zwei- und dreigliedrigkeit in der deutschen prosa des 14 und 15 jahrhunderts von Friedrich Wenzlau. ein beitrag zur geschichte des neuhochdeutschen prosastils; [Hermaea IV]. Halle, Niemeyer 1906, XVI u. 266 ss. 8°. — 9 m.

'Syntaktische association, vorzugsweise in der doppelgliedrigkeit von begriffsverben bestehend' hat in den letzten jahren das thema mehrerer verschieden begrenzter arbeiten gebildet.[1] während aber für Schaaffs, Held und den referenten syntaktische gesichtspuncte im vordergrunde standen, behandelt Wenzlau die syndesis des humanistendeutsch, namentlich wie sie in der gestalt zwei- (oder drei-)gliedriger verbaler wort- und satzvariation zutage tritt, wesentlich als ein stilistisches mittel.

W.s ausführungen ergeben folgendes bild: die anwendung zwei-, auch dreigliedriger synonyma zeigt sich allenthalben bei den schriftstellern des 14 jhs, doch begnügte man sich mit der zeit nicht mehr mit blofser variation von satzteilen, sondern, die mehrgliedrigkeit zu einer art litterarischen gesetzes oder einer ornamentalen manier erhebend, begann man, einen feststehnden

[1] vgl. G. Schaaffs Syndetische und asyndetische parataxe im gotischen, Göttingen 1904; K. Held Das verbum ohne pronominales subject in der älteren deutschen sprache [Palaestra 31], Berlin 1903; E. Dickhoff Das zweigliedrige wort-asyndeton in der älteren deutschen sprache [Palaestra 45], Berlin 1906.



einheitlichen gedankenkreis durch zwei oder mehrere sätze, ja durch ganze perioden zu paraphrasiren.

Dieser vorgang lässt sich in seinen einzelnen etappen durch folgende schematische darstellung übersichtlich klarlegen: man findet

1. im einfachen satze zwei oder drei synonyma;
2. im zusammengezogenen satze:
   a) die synonymen subjecte durch erläuternde zusätze aufgeschwellt,
   b) die synonymen objecte durch angeschlossene relativsätze stark erweitert,
   c) die einzelnen satzstücke durch eine conjunction nur in lockerem zusammenhang gehalten;
3) im zusammengesetzten satze:
   a) die parallelsätze durch coordinierende bindewörter noch als grammatisch zusammengehörig gekennzeichnet,
   b) die parallelsätze ohne conjunction nebeneinander gestellt, also in der form asyndetischer parataxe auftretend, sodass sie nur durch logische association eine inhaltliche verbindung erfahren.

Dieses aufsteigen — wenn wir den vorgang als kunsttechnische leistung in anspruch nehmen wollen — oder absteigen von klarer, einfacher präcision zur verwässernden phrase, wie es bei den meisten übersetzern jener zeit sich kenntlich macht, ist von W. klar erfasst, übersichtlich dargestellt und durch reichliche beispiele überzeugend belegt worden; leider stört die grammatische terminologie W.s an einer wichtigen stelle: wenn er zb. s. 2. 3 unterscheidet zwischen zweigliedrigen 'synonymen' und zweigliedrigen 'ausdrücken', worunter er synonyma mit erweiterungen versteht, eine unterscheidung, die er dann als gegebenen factor fortlaufend beibehält, so gesteh ich, für solche grammatischen verabredungen wenig sinn zu haben. die bezeichnung 'zweigliedrige ausdrücke' kann sowol auf satzteile, als auf sätze, als auf ganze satzsysteme mit fug und recht angewandt werden.

Worin liegt nun nach ansicht des verfassers die ursache dieser ornamentalen diction? W. ist überzeugt, dass die verwendung der mehrgliedrigkeit, insonderheit der duplication, mit dem wideraufleben der antike zusammenhänge.

Cicero vor allem war das vergötterte vorbild der humanisten, er war der musterschriftsteller, aus dem die lateinische und deutsche rhetorik ihre exempla zog. 'man wird wol kaum eine rhetorik aufschlagen können, die sich nicht auf ihn beriefe, auch wenn sie ihn gar nicht wirklich gesehen hat'. kenner der urkundensprache jener zeit vermuten, dass die päpstliche kanzlei als erste seinen sprachgebrauch nachgeahmt habe. von dort aus seien seine wendungen in die deutsche reichskanzlei überge-

Digitized by Google

gangen, die sie an die deutsche humanistenprosa weitergegeben habe.

Ist der vorgang der vererbung oder verpflanzung dieses stilmittels nun wirklich so, wie W. ihn darstellt? ich hege zweifel. Wenzlau gibt zu, dass schon vor dem aufkommen des humanismus zweigliedrigkeit, und zwar aller vorbenannten drei gattungen, geherscht habe, so in den ältesten deutschen predigten und bei den mystikern, aber nur dann, 'wenn diese schriftsteller rhetorisch werden, oder wenn sie rhetorisch sind'[1].

Aber W. hätte viel weiter zurückgehn können. Helds und meine sammlungen zeigen die verwendung wenigstens der zweigliedrigkeit für viel frühere zeiten; sie ist nicht nur, wie HRückert und PPietsch geurteilt haben, 'etwas deutschvolkstümliches', sondern etwas specifisch deutsches von jeher gewesen. JohvNeumarkt hat sogar den stabreim; hat er den auch von Cicero? W.s arbeit hat, so kritisch gewissenhaft sie im einzelnen ist, dennoch substantiell eine zu schmale basis, es fehlen ihr die beziehungen nach rückwärts, jene sprachhistorischen untersuchungen, die wir syntaktiker uns nicht haben verdriefsen lassen, und das hat seine entscheidung wol zu einseitig gemacht. der fall liegt m. e. vielmehr so, dass die deutschschreibenden humanisten im besitz des volkstümlichen erbes der variation, legitimiert und gekräftigt durch das beispiel des kunstschriftstellers Cicero, ihre schreibweise in exaltierter weise auf einen doppelten gedankenrhythmus abstimmen, dass sie also mit bewustsein alles zweimal sagen, oder, um mich crass auszudrücken, dass manche zu widerkäuern ihrer eigenen worte werden[2].

In eingehendster weise untersucht Wenzlau den kanzleistil der wichtigsten übersetzenden schriftsteller dieser zeit, nur die bibelübersetzer übergeht er, weil sie mit ihren translationen andere stilistische ziele verfolgen nnd ein anderes verhältnis zu ihrer vorlage haben. das ende des 15 jhs gewähre seiner studie eine gewisse abgrenzung, meint der verfasser, 'weil wie in der geschichte des deutschen stils, so auch im besonderen in der geschichte der synonymik ein neues kapitel beginnt mit dem auftreten Luthers und dem erscheinen der von ihm hervorgerufenen reformationsschriften'. diese behauptung ist in ihrer allgemeinen form nicht richtig; was für Luther und Hutten zutrifft, passt nicht auf Fischart und die meisten unterhaltungsschriftsteller.

Zum schluss noch eine ausstellung formaler natur: höchst unpraktisch scheint es mir, die aus den vorlagen ausgezogenen

[1] ich weifs nicht recht, was der litterarisch praktische unterschied zwischen 'ich werde rhetorisch' und 'ich bin rhetorisch' ist.

[2] ich übertreibe nicht. man höre Apollonius 26, 22 *do gab sie ir guten trost und troste sie met süssen worten;* 65, 33 *die jungfrau Tharsia lam das gelt unde ging von im unde wolde weg geen;* Griseldis 4, 17 *nass dich darczu erbitten unde erhöre uns die bete.*

Digitized by Google

beispiele, aus denen W. doch erst nach voraufgegangener inductiver observation die stilgesetze ableitet, als 'beilagen' hinten im buche abzudrucken. die beispiele sind nicht 'beilage', sondern die 'grundlage', aus der der leser, vom verfasser geleitet, das resultat finden soll. es stört das intellectuelle behagen des gemeinsamen fortschreitens, wenn man durch ewiges hin- und herblättern, durch doppeltes vergleichen und nachprüfen den blickpunct der aufmerksamkeit beständig wechseln muss. durch die unzweckmäfsigkeit seiner materialanordnung ist der herausgeber gezwungen, stets fufsnoten anzubringen, die höflich aber dringend auffordern, an den beilagen nicht vorüberzugehn.

Berlin. EMIL DICKHOFF.

Stamm-Heynes Ulfilas oder die uns erhaltenen denkmäler der gotischen sprache. text, grammatik, wörterbuch neu herausgegeben von FERDINAND WREDE. [Bibliothek der ältesten deutschen litteraturdenkmäler. I. Band.] 11. auflage. Paderborn, Ferd. Schöningh 1908. 8°. XV u. 490 ss. 8°. 5,60 m.

Acht auflagen des buches hat Moritz Heyne überwacht; jetzt tritt an seine stelle als alleiniger herausgeber Wrede, der schon in den letzten beiden auflagen die grammatik überarbeitet hatte. das alte buch erscheint in verjüngter gestalt; mit schönen neuen typen, unter denen ich freilich gern die ligatur *hv* gesehen hätte. mit dank begrüfs ich es, dass Wrede jetzt wider dem wörterbuch seinen platz am schluss angewiesen hat. meinen wünschen bezüglich der zweiten compositionsteile (Anz. XXX 137 f) ist rechnung getragen, und auch sonst wurde das glossar einer durchsicht unterzogen.

Revidiert wurden auch text und grammatik. es hat mich gefreut, dass Joh. 10,33 das überlieferte *wajamereins* widerhergestellt ist. an der vermischung der *-ei-* und *-eins-* feminna ist nicht zu zweifeln; ich bemerke bei dieser gelegenheit, dass mir bei meinen bemerkungen Anz. XXIX 282 leider die abhandlung von Losch Germ. 32, 231 ff, insbes. 241 unbekannt war. auch von Loschs auffassung von *bairhtein* 2 Kor. 4, 2 sollten die grammatiker notiz nehmen; mit recht hat Wrede im glossar (schon in der früheren auflage) das griech. *φανερώσει* beigefügt.

Sehr interessant ist, was Wrede jetzt über den gebrauch des diäresezeichens über *i* mitteilt. es steht in den hss. regelmäfsig im stammanlaut von verben nach präpositionaladverbien zb. *usïddja atïst.* wir sehen daraus, dass für das grammatische bewustsein die verba nicht componiert waren. eine andere frage ist, welche folgerungen w i r daraus zu ziehen haben. da Wrede eine eingehnde erörterung des problems in aussicht stellt, möcht ich bis dahin mit meiner meinung zurückhalten. es empfiehlt sich auch, die erörterung der Wredischen theorie von der betonung der

Digitized by Google

verbalpräfixe (*bileiþan*) zu verschieben. vorläufig bemerk ich nur, dass für den fall der tmesis (*diz uh þan sat*, *ga u hva selvi*) schon Kluge KZs. 26, 78ff die betonung des präfixes angenommen hat, dass man aber doch nicht gut wie Wrede diese trennung von präpositionaladverb und verbum durch enklitische wörter der trennung der deutschen composita vom typus *übersetzen* gleichstellen kann. eine erörterung der gotischen composita würde übrigens gut tun, einer neuerlichen untersuchung des verhältnisses zwischen betonung und erhaltung der zwischenvocale in den nominalzusammensetzungen nicht aus dem wege zu gehn und dabei auch die synkopierungen in *jainþro, jaindre* in rechnung zu ziehen. mit dem indogermanischen accent wird da nicht viel anzufangen sein, aber Kocks ansichten über den germanischen accent der composita scheinen mir in Deutschland zu wenig beachtung gefunden zu haben.

Schliefslich ein paar bemerkungen zur grammatik. § 253 kann man nicht von einem sieg des natürlichen geschlechts über das grammatische sprechen in fällen wie *þo skohsla bedun ina qiþandans* oder *guþ meins*. die ältern grammatiker, auch noch Grimm III 348, haben den bezeichnungen von Gott und den dämonen nicht natürliches geschlecht zugeschrieben. ebensowenig ligt ein sieg des natürlichen geschlechts vor in *anþaros þiudos . . wisandans framaþjai*, sondern verdrängung einer grammatischen regel durch die andere. — dann möcht ich eine änderung der fassung des § 270 empfehlen. der anfänger wird verwirrt, wenn er hier lernt, dass die schwache declination die substantivische bedeutung hervorhebt, und dann § 271 erfährt, dass das alleinstehnde adjectiv (*ibai mag blinds blindana tiuhan*) stark flectiert. denn in solchen fällen pflegt man doch auch von substantivischem gebrauch des adjectivs zu reden. die sache ligt so: substantivierung des adjectivs ist ein rein syntaktischer begriff; es heifst nichts anderes, als dass ein wort, das formell adjectiv ist, in syntaktischen verbindungen erscheint, die dem substantiv vorbehalten sind. was dagegen Wrede substantivierung nennt, gehört in die wortbildungslehre. aus einem adjectiv wird ein substantiv gebildet mit modificierter bedeutung. die vom adjectiv hervorgehobene[1] eigenschaft dient in dem abgeleiteten wort zur andeutung eines complexes von eigenschaften. *þarba* ist nicht jemand, der etwas braucht, sondern der ständig in not ist, πτωχός. auch *blinda* Luc. 18, 35, *blindans* Matth. 9, 17 bedeuten nicht schlechtweg 'blinder', 'blinde', sondern 'blinder, blinde bettler'. die unterlassung der scharfen scheidung zwischen den beiden bedeutungen des wortes 'substantivierung' hat in die lehre vom schwachen

[1] ich sage absichtlich 'hervorgehoben', nicht 'bezeichnet'. die adjectiva bezeichnen nicht, wie man jetzt meistens sagt, eigenschaften, das tun die abstracten substantiva; vgl. A. Stöhr Leitfaden der logik s. 38. die ältere grammatik lehrte richtigeres.


Digitized by Google

adjectiv mancherlei verwirrung gebracht. aber eine ausführliche darlegung würde über den rahmen dieser anzeige hinausgehen.

Wien, 24 januar 1908. M. H. Jellinek.

Bruno Sjöros, Málaháttr. en studie i fornisländsk metrik. Helsingfors 1906. 151 ss. 8° und 1 tafel.

Der verf. bietet eine ergänzung zu HPippings Bidrag til Eddametriken. seine untersuchung, die sehr ins einzelne geht, steigt von einer materialsammlung und statistik durch die verarbeitung dieses rohstoffes, die fünfzehn 'resultate' ergibt, auf zu dem versuch einer rhythmischen deutung dieser resultate. der verf. schliefst sich in seiner methode im allgem. an Pipping an. er macht scharfe beobachtungen und verknüpft sie zu abstracten sätzen, nach deren psychologischer realität er zunächst nicht fragt. kaum irgendwo lässt er spuren davon durchblicken, dass ihm der rhythmus seiner texte lebendig geworden sei, dass er zu ihm ein ästhetisches verhältnis habe.

Sjöros legt sein material in extenso vor, dh. sämtliche in betracht kommenden kurzverse der Atlamál, Bjarkamál, Hákonarmál, Eiriksmál, des Haraldskvæđi und der probestrophe des Háttatal, auf eine reihe von gruppen (IV 12 bis VIII 57 nach Pippings bezeichnung) und zahlreiche untergruppen verteilt. in dieser erschöpfenden classificierung ligt die stärke und die schwäche seiner arbeit. er hat eine brauchbare grundlage für möglichst sichere induction angestrebt, ein gedanke, der anerkennung heischt, aber er hat nicht genügend berücksichtigt, dass die grundlage, so wie er sie bieten will, zum grofsen teil erst ein ergebnis der auf sie selbst gebauten schlüsse sein kann. denn die scansion ist in vielen fällen zweifelhaft, in manchen hat vielleicht von jeher eine zwiefache möglichkeit bestanden. man darf nicht zwischen den möglichkeiten eine mehr oder weniger willkürliche wahl treffen und sich dann bei dem herausspringenden allgemeinen satze beruhigen. nun gibt Sj. allerdings einige vorbemerkungen, die seine scansion rechtfertigen sollen, aber diese antworten keineswegs auf alle fragen des oft erstaunten lesers. sogar an handgreiflichen widersprüchen fehlt es nicht. s. 13 list man: 'ich habe es daher zur regel gemacht, dass das präpositionaladverb hebung bildet, mag es vor oder hinter dem verbum stehn'. diese regel wird i. a. richtig sein (obgleich das 'daher' bei weitem nicht zwingend ist), aber sie wird nicht consequent befolgt. neben richtigen scandierungen wie *féngo til marger*, *sǫ́osk til sīđan* (V 13) und wenigstens in diesem punct richtigen wie *skereþ ór hiárta, bryte úpp stókka* (V 34 statt V 13) stehn *úrþosk ā órdom*, *slítask af brýnior*, *bióþeþ til órmom, nútom af stōrom* (V 14 statt V 13), *ok brúgþo til kníſe* (VI 25 statt VI 24). s. 96 verrät der verf., dass er *af* in dem satze *nutom af stōrom*

Digitized by Google

zu *stōrom* zieht und für eine präposition hält, trotz Gering 982 und trotz *af nȳta* Fritzner II 844 b. da ligt die vermutung nahe, dass auch die andern fälle weiter nichts als sprachliche misverständnisse sind. und diesen gravierenden verdacht wird man nicht los, wenn umgekehrt der vers *þat brā um alt annat* als VI 34 (wofür s. 77 VI 35 empfohlen wird) statt als VI 24 oder allenfalls VI 45 scandirt wird! weniger schlimm, aber sachlich ebenso steht es mit *Atla til segia* (Am. 80,2). Sj. erblickt hier den typus V 13, obgleich Oddr. 26,4 (*at þeir eige til Atla segþe*) unzweideutig über die 'präpositionale' natur des *til* aufklärt, das hier ebenso enklitisch ist wie in *Hǫgna til sagþe* Akv. 6,2, *heimesgarþa til* Hav. usw. die Atlilieder und der Oddrunargrat kennen eben ein *segia til* c. gen. personae, das von *segia til* c. gen. rei 'etwas angeben' völlig verschieden ist. übrigens haben weder die lexicographen, von Egilsson angefangen, noch Detter-Heinzel diesen sachverhalt richtig erkannt. — einige male setzt Sj. das präpositionaladverb in die senkung, ohne dass es vermeidbar ist: *ef ī góruesk nékkuat* (VI 35) und *sē ek til rūþ ánnat* (VI 45 statt VI 14). aber seine eigenen ansichten über die allitteration hätten es hier für ihn selbst wenigstens vermeidbar gemacht; er muste *ī* und *til* den ictus geben und nachher den zweiten fall zu den verstöfsen gegen seine regel II 2 rechnen: 'pänultima und antepänultima sind die einzigen aneinander stofsenden silben, die gleichzeitig den ictus haben können' (s. 76). also ist auch hier die scansion inconsequent. gleichwol ist sie richtig. beobachtet man die betonung des nachfolgenden präpositionaladverbs in den eddischen liedern insgesamt, so ergibt sich eine kleine gruppe, die es von der hebung ausschliefst: *hiō̋ sùndr baúg* Rþ. 38,8, *slǫ́ng ùpp viþ rǭ́* Hu. I 33,2, *reis ùpp viþ béþ* Sig. sk. 25,4 *féll àptr ī stáþ* ebd. 23,6, *gékk ìnn ī sál* Vik. 5,4, auch wol *béreþ ìnn hámar* Þr. 30,3 (dagegen *stándeþ úpp, iǫ̀tnar* wie *bīta breiþára*) und vielleicht noch einige andere fälle. zu dieser gruppe tritt auch der zweite fall aus den Am., aufserdem Am. 78,1, wo *epter* einen nebenton hat. der erste hat eine gewisse stütze an dem ebenfalls eddischen *fyrbiōþa, fyrmuna* mit dem hauptton auf der zweiten silbe, aber es kann auch sein, dass hier verderbnis vorligt: *ef góruesk ī nékkuat* ergäbe VI 24[1].

[1] eine ähnliche, trotz der stabstellung mir nicht unwahrscheinliche emendation macht der verf. s. 77: für *lēto upp stiǫlo stūpa* Har. 10,7 list er nach Wiséns vorgange (Carm. norr. glossar): *lēto stiǫlo upp stūpa*, also VII 35. dicht daneben steht eine andere gute conjectur: *ok īsarn dūþo*, Har. 8, 8. Wisén liest freilich nicht viel schlechter *ok īsarn glumþo*. da sieht man nicht recht ein, warum der verf. den verderbten text der Fagrskinna A zugrunde legt! ihn zu bessern war freilich nicht schwer. und ist es zufälliges zusammentreffen, wenn *īsǫrn dūþo* schon in Finnur Jónssons ausgabe der Fagrskinna s. 16 zu lesen steht? hier wie anderwärts hätte Sj. besser getan, seine vorgänger zu nennen.

Digitized by Google

Ähnlich wie mit dem präpositionaladverb steht es mit dem verbum finitum. was s. 13 f über seine betonung gelehrt wird, stimmt nicht durchweg zu der folgenden praxis. wie verträgt es sich mit dem musterbeispiel *heyrþo þræl ségia*, das als v 34 betont werden soll, wenn verse wie *es býr ā Ūtsteine, es vǫro sannrāþner, unz þōtte fulldrukket, en sēe hergaupor* unter vi 24 auftreten, also das verbum betonen? der satz von der unbetontheit des verbums müste zu vi 45 führen. dass die allitteration in vielen fällen gegen die gültigkeit dieses satzes zeugt, erkennt Sj. nicht an. trotzdem list er *at múnem skámmœver* (vi 24), wider gegen seine eigene regel. die uneingestandene und wahrscheinlich auch unbewuste ratio dieses befremdenden verfahrens ist vermutlich die, dass er nicht zwei haupticten von einem und demselben worte tragen lässt. leider hat auch dies ausnahmen (Har. 2,6. Hak. 3,2 — s. 46. 47 —, wo nichts anderes übrig blieb!), und leider äufsert Sj. sich nirgends über das latente princip, kommt im gegenteil s. 79 f. der einsicht des richtigen sehr nahe.

Zu der inconsequenz in der durchführung kommt die anfechtbarkeit der regel selbst. der verf. list *Kleif ī rǭ hveria* trotz des hauptstabes mit den icten auf der dritten und vierten silbe — viele solche fälle stehn unter v 34 und vi 45, ohne dass S. sich über ihre beschaffenheit scheint dauernd klar gewesen zu sein, s. die seltsame bemerkung über das allitterieren schwachtoniger wörter s. 134 f. —, aber in versen wie *sems ōl Giūke, es varþ at reyna, ok hrauzk ōr skikkio, þōtt vœret skaplegt, ef mundo sættask, at kløkkue Guþrūn* ua. kann selbst er nicht umhin, das verbum, sogar das hilfsverbum, zu betonen, ja das oben vermutete wertlose princip veranlasst ihn, auch in versen wie *kom þā Kostbera, hugþo ā miǫþdrykkio* der allitteration widerwillig ihr recht zu geben, wie ihn anderswo ein tragi-komisches misverständnis zur scansion *dýnia hana fiāþrar* verleitet.

Schon dies spricht recht gewichtig gegen das von Sj. acceptierte verfahren. der satz von der schwachen betonung des verbum finitum ist mit recht unbestritten, aber er leidet schon in ungezwungener rede zahlreiche ausnahmen durch die wechselnden, jeder regel spottenden bedürfnisse des nachdrucks. wenn nun die zahl dieser ausnahmen in den Am. sehr hoch ist, so kann uns das nicht allzusehr wundern. eine ganz unnatürliche versbetonung bedeutet es auf keinen fall. anderseits ist die lehre, dass die allitteration ia. die höchst betonten silben anzeige, zu wol fundiert, um den postulaten eines satzaccentsystems zu weichen, das gerade in ihr seine festeste basis hat. die erfordernisse der allitteration stimmen so auffallend mit der betonung überein die der heutige satzaccent uns nahe legt, dass wir die verhältnismäfsig geringen differenzen ruhig hinnehmen dürfen. diese überein-

Digitized by Google

stimmung vor allem hat zu dem allgemein anerkannten, auch von Sj. s. 5 [1] hervorgehobenen satze geführt, dass congruenz zwischen dem satzschema und dem versschema für die altgerm. poesie wesentlich ist. das hängt aber aufs engste zusammen mit der ästhetischen bedeutung des stabreims. diese wird nur bei einem vortrage bewust, der die icten durch die stäbe markiert und so diese durch jene hervortreten lässt. nur unter dieser voraussetzung hat der satz, die allitteration sei ein bindemittel für rhythmische reihen, einen sinn. denn selbstverständlich ist die allitteration auch ein schmuck. gerade der dichter der Am., so schwerfällig er manchmal einherstolpert, gebraucht den stabreim als mittel plastischer diction so geschickt wie einer, an manchen stellen geradezu virtuos. man lese sich zb. die elegische klage Atlis 54,5—8 und Gudruns hohn 57,7—10 so vor, wie es die z. t. doppelten stäbe vorschreiben!

Auch in manchen andern fällen bin ich mit der scansion nicht einverstanden. Sj. hat seinen stoff nicht so restlos ausgepresst, dass ihm nicht noch neue aufschlüsse abzugewinnen wären, aufschlüsse die gerade für die scansion wichtig sind. so lässt sich beobachten, dass die Am. den helming fast durchgehend mit der hebung beginnen. die auftacte, deren ungleich stärkere häufigkeit in den hinteren halbversen Sj., Sievers folgend, hervorhebt, sind, abgesehen von dem letzten drittel der dreizeiligen strophen, am anfange der ersten und dritten langzeile jeder strophe geradezu verpönt. ich zähle 174 helming- bzw. dreizeileranfänge. auf diese kommen höchstens 4 ausnahmen [2]. 8,1 lehrt die kreuzallitteration (Sj. 134, wo indes mehrere fälle vergessen sind): *bǿ̨ro mióþ mǿrar.* ebenso 63,1: *tǿ̄ko þeir brǘs Bùþla* (wie *tákeþ ēr Hǿ̨gna* 59,1), und 69,5: *sū́ mon érfþ èpter* (wie *spýret lī́tt èpter* 78,1). sehr ähnlich ist 93,5—6: *fǿ̄rtu heim hingat, fýlgþe oss hérr mánna.* die innere allitteration im zweiten tact des ersten halbverses — die nebenhebung allitteriert mit der ictussilbe, an die sie sich anlehnt — klingt hier im zweiten tact des zweiten halbverses noch einmal an, während sie in jenen fällen, kunstvoller, unmittelbar in den zweiten halbvers hinüberführt. dieser reimklang in der cadenz des ersten halbverses ist im málahátt ziemlich gewöhnlich [3]. dass es sich

[1] so erkennt Sj. s. 12 auch das betonungsgesetz der nominalformeln (*skil rūna* u. dergl. mit unterordnung des zweiten gliedes) an, und doch ist dieses lediglich auf die allitteration gebaut und hat von Streitberg (Urgerm. gramm. 165) bezweifelt werden können!

[2] 3, 5 (doppelalliteration?). 12, 5, wo möglicherweise *þvīat* zu tilgen ist und *svā* den ictus bekommen kann. 79, 5: hier stabt *enn* mit *Atle*; *frēlle* kann sich vielleicht mit dem nebenton begnügen, s. u. endlich 96, 1, wo umstellung zu erwägen wäre.

[3] er kommt auch in der form vor, dass die nebenhebung des zweiten tactes mit der ersten ictussilbe stabt: *eílt ek mést ùndromk* 12, 1; *sǿ̨osk tíl sìþan* 36, 1; *sǽll er hvérr sìþan* 105, 1; *lēto stiǿ̨lo ùpp stūþa* Har. vgl. ferner *míst sem þū sízt skỳlder* 82, 2; *fýrer kveþ ek mēr minna* 64, 5.

Digitized by Google

hier wirklich nur um die cadenz handelt, bestätigen zwei stellen in Sturlas Hrafnsmál. dieses gedicht ist in künstlich uniformiertem mál., dem sogen. haðarlag. der durchweg einförmige rhythmus lehrt, dass 5,5 (*lýstesk hrein hæstom, hǫfn af skipstǫfnom*) und 8,5 (*ferþo hiālmhirþa hausa friþlauser*) die verben *lýstesk* und *ferþo* den ersten ictus tragen; in dem zweiten falle ist überdies kreuzallitteration vorhanden[1].

Überlegungen anderer art lassen auch die übrigen scheinbaren ausnahmen als nichtig erkennen. ein von der allitteration nicht berücksichtigtes nomen macht den anfang 1,1 und 40,1, beide fälle mit allitteration in der cadenz. halten wir das was eben über letztere erscheinung gesagt wurde, zusammen mit den gemeingermanischen betonungsregeln, so werden wir nicht zögern, dem führenden nomen den ictus zu geben. (weitere fälle sind 14,7. 24,3. 78,7. 92,3. 100,3, grösstenteils aufgezählt bei Sievers Metrik 74.) in andern fällen macht das verbum finitum den anfang: 2,5. 7,1. 70,1. 89,1. 96,1. 101,1. wir wissen, dass dieses in den Am. recht häufig den ictus bekommt. in einigen fällen ist es am helmingeingang durch doppelallitteration accentuirt (aufser 8,1 und 63,1 auch 54,5). geben wir ihm nach diesen mustern auch 2,5. 70,1 und 89,1 (wie auch 89,3) den ictus, so erhalten wir eine folge von drei D*-versen, die durch einen A*- (aA-) oder C-vers zum helming gerundet wird. das ist eine in den Am. weit verbreitete, auch aufserhalb dieses denkmals zu belegende form, die stark ins ohr fällt und offenbar mit bewustsein gepflegt wurde (s. u.). bei 7,1 entsteht akustischer, z. t. syntaktischer langzeilengleichlauf (s. u.). 96,1 haben wir es widerum mit einer art doppelallitteration zu tun. allerdings erstreckt sie sich hier über zwei langzeilen. der dichter hat es nicht fertig gebracht, das *l* des führenden *lētztu* noch in derselben zeile wider anklingen zu lassen, daher fügt er eine ganze mit *l* stabende zeile hinzu, die nun den helming überlädt, was ja aber auch sonst, wo veranlassung dazu vorligt, nicht vermieden wird. das experiment gefiel dem dichter, denn er hat es gleich in der folgenden strophe widerholt (97,7—10). ähnlich, doch einfacher, ligt der fall 13,5; *okr* wird durch die vocalische allitteration des nächsten verses, besonders die beiden *o*, wider aufgenommen. — wider anders bei 101,1. hier wird es nur durch den zusammenhang empfohlen, das *komtaþū* zu betonen. — 86,9 führt der gegensatz (vgl. 71,5—6) auf vii 15 oder vii 16 + v 24: *nū́ hefer þū enn aúket, þats ū́þan frǫ́gom.*

[1] weniger beweisend ist der vers des Þorkell Trefilsson *lǫ́go siau sīþan* (Eyrbyggja ed. Gering 205, 7), denn in seinen Hrafnsmál ist der typus D* nicht ganz so restlos durchgeführt wie in dem gleichnamigen gedicht des 13 jh.s und in Snorris probestrophe. dass auch im haðarlag zuweilen die nebenhebung allitteriert, bemerkte schon Wisén Arkiv 3, 217. aber die art wie er diese beobachtung Carm. norr. i 208 anwendet, ist mindestens anfechtbar, wie denn auch Sievers Metrik 114 ihr nicht beizustimmen scheint.

Digitized by Google

Zwei weitere kriterien für die scansion wurden schon erwähnt. zunächst die doppelalliteration. sie beschränkt sich natürlich nicht auf die helminganfänge. man vergleiche zb. 73,6: *trḗ tekr at hnīga, ef hǫ́ggr tāg ùndan* (verstöfst gegen Sj.'s regel II 2, aber die hat auch sonst unanfechtbare ausnahmen). ferner 72,9—10 (VI 24 + V 34), 57,7—8 (VI 14 + VI 24), 47,1—2 (V 13 + V 15; *hōn* trägt auch 10,6 den ictus). an der letzten stelle entsteht durch richtige scandierung die folge D* D* D* A*. diese oder ihre gleichwertige nebenform D* D* D* C ligt deutlich an folgenden stellen vor: Am. 13,5—7. 24,2—4. 30,5—7. 40,1—3. 42,5—7. 52,3—5. 54,5—7. 63,1—3. 71,5—7. 79,1—3. 88,1—3. 5—7. 90,3—5. 93,5—7; cf. 95,2—4. Akv. 4,6—8. 11,5—7. 12,1—3. Hamd. 28,5—8 (mit umkehrung der beiden letzten glieder 20,5—8). Vkv. 39,3—6 (vgl. das entsprechende dreimalige A* 6,5 fg., 17,1 fg.). Vetrliði (SnE. ed. Finnur Jónsson s. 82, nr. 57)2—4. danach können derartige dreizeiler mit mehr oder weniger wahrscheinlichkeit an rund 20 weiteren Am.-stellen angenommen werden, indem man verse, die, isoliert betrachtet, auch nach A* oder C gelesen werden könnten, zu D*-versen stempelt[1]. auch vier D* hintereinander finden sich: 28,2—5. 60,1—4. 65,1—4. 70,1—4. fünf D*: 62,1—5. sechs D*: 76,3—8. vgl. auch Isl. gramm. lit. II 94 z. 45 fg. und 97 z. 104 fg. ähnliches lässt sich in den Hák. beobachten. die folge 3 × D* + C* haben wir hier 4,1—4, vermutlich auch 4,5—8, sodass also *skylde* 4,8, ohne zu alliterieren, den ersten ictus im geraden halbvers bekäme (vgl. Vkv. 39,4. Am. 13,6). wichtiger als diese form ist für die Hák. die gleichmäfsige differenzirung der vershälften durch eine halbe oder ganze strophe hindurch (von Sj. 124 f. nicht bemerkt). str. 7 und 8 zeigen das schema

D* a A	D* a A	D* a A	C a A
D* a A	D* a A	D* a A	C a A

(auffallend, aber wol nicht unmöglich ist die nebenhebung als einziger stabträger 8,1, vgl. *énn frētte Átle, hvert fárner vǽre* Am. 79,5.) ein zweimaliges D* C erscheint 3,1—4. solchen mehr oder weniger rein akustischen langzeilengleichlauf kennen übrigens auch die Am. (zb. 7,1—4. 72,1—4. 74,1—4. 82,1—4). — nebenbei bemerkt, unterligt es wol kaum einem zweifel, dass die wurzel dieser metrischen erscheinungen stilistischer art ist. die form der gedankenbildung ist das prius gewesen. sie hat zunächst zu inhaltlichen parallelismen geführt, kurzversdreiheiten wie Vsp. 18,5 fg., Vegt. 5,5 fg., Hunn. 9,5 fg., langversdoppelheiten wie Þr. 5,3 fg., Hunn. 11,1 fg. diese ergaben ungesucht

[1] 1, 3—5. 2, 5—7. 3, 5—7. 6, 1—3. 8, 1—3. 10, 3—5. 12, 1—3. 13, 1—3. 21, 1—3. 47, 1—3. 58, 1—3. 59, 3—5. 64, 5—7. 66, 6—8. 71, 1—3. 74, 6—8. 86, 3—5. 89, 1—3. 102, 2—4. 103, 3—5. von diesen gruppen sind am ehesten diejenigen zu bezweifeln, die durch eine helminggrenze geschnitten werden.

Digitized by Google

den akustischen parallelismus, den man dann auch um seiner selbst willen erstrebte.

Scandiert man dergestalt die málahátt-verse in rücksicht auf ihre gruppenbildungen, insonderheit die helminge, so ergibt sich i. a. eine bevorzugung des typus D*. dadurch wächst der procentsatz der auftactlosen verse, wenn man unter diesen, wie das m. e. unumgänglich ist, alle diejenigen versteht, die mit der hebung einsetzen. diese sind jedenfalls durch ihren rhythmischen gesamtcharakter scharf geschieden nicht blofs von aA usw., sondern auch von C und C*. nun stellt sich heraus, dass von den (nach der allitteration bestimmten) C- und C*-versen fast ausschliefslich vordere halbverse zu D übergehn (nach meiner zählung in den Am. 22, gegen 4 hintere halbverse). vordere halbverse der typen C und C* bleiben nur etwa 25 übrig, während die hinteren halbverse dieser art die zahl 70 erreichen. diese bedeutende differenz bestätigt die richtigkeit der oben entwickelten betonungen. denn der hintere halbvers ist das eigentliche gebiet der auftacte (Sievers Metrik 73 f, Sj. 123). daher müste es befremden, wenn C und C* sich etwa im verhältnis 5 : 7 (so Sievers) auf beide halbverse verteilten, wenn gerade hier die vorliebe des geraden halbverses für auftacte fast gar nicht hervorträte. dass auch bei unserer umscandierung vieler C-verse dieser typus in der vorderen langvershälfte noch verhältnismäfsig reich vertreten ist, hängt mit seiner function bei der strophenbildung zusammen. wie der helming relativ oft mit einem C-vers abschliefst, so gibt er gern auch schon dem vorletzten vísuorð den C-rhythmus. wo der langvers steigend einsetzt, fühlen wir deutlich den nahen abschluss. wie sich demgegenüber der helminganfang scharf ablebt, wurde oben ausgeführt.

So viel zu Sjöros materialiensammlung! ihre mängel haben die bedauerliche folge, dass das auf sie gebaute räsonnement fast nirgends zu verlässlichen ergebnissen führt. nahezu sämtliche zahlen die der verf. über die verhältnisse im mál. mitteilt — ausgenommen solche die nur die silbenzahl betreffen —, alle seine berechnungen bis auf zehntelprocente sind von vornherein abzulehnen. wertlos ist gleich die mühsam ausgeführte statistik, die die frequenz der verschiedenen typen in den einzelnen denkmälern und in den geraden und ungeraden kurzversen veranschaulichen soll. von den regeln, die sodann abgeleitet werden, ist die wichtigste (III 1: 'verse mit dem zweiten ictus auf der drittletzten haben starken metrischen nebenton auf der vorletzten') nicht durchaus neu. der verf. versäumt es hervorzuheben, dass diese regel nur eine scharfe beleuchtung des Sieversschen typus D* (1—2) ist und das Bugge Skald. hist. 63, allerdings mit etwas zu enger formulierung, bereits dasselbe gelehrt hat. Sj. hat jedoch seine richtige beobachtung interessant durchgeführt, wenn er auch ihren geltungsbereich zu gering einschätzt. wie richtig

Digitized by Google

diese beobachtung ist, zeigen gewisse veränderungen der normalen wortfolge, die sich der Am.-dichter durchgehends erlaubt: *bǫþet ī sinn þètta* 11, 8; *eige ī sinn þètta* 14, 4; *fárþū ī sinn ànnat* 11, 4; *sē ek til rāþ ànnat* 70, 2; *fára ī liōs ànnat* 87,8; *aō hōn ī sinn ànnat* 104,8. der allgemeinen regel nach steht *annarr* vor seinem substantiv. in der prosa werden nur aus zesonderen gründen ausnahmen hiervon gemacht, z.b. wenn ein zweites attribut vorhanden ist (*tíu menn aðrir*) oder wenn *annarr* erweitert ist (... *aðrir enn Ari*); man sehe die beispiele bei Fritzner I, 57—60, mit denen § 348 von Nygaards Norrøn syntax zu vervollständigen ist. ähnliches gilt von *þessi* (*sjá*). vergleicht man Gerings eddische belege, so ligt jedesmal der metrische grund auf der hand, der nachstellung des *annarr* bedingt. in den Am. ist es die scheu vor der cadenz x́xx̀ (nur in *ītarlegt* 93,7 und ein paar andern fällen, s. u.) bei gleichzeitiger vorliebe für x́x̀x.

Sj. glaubt für die tactfüllung im mál. das allgemeine gesetz aufstellen zu können, dass die letzte silbe in der senkung schwächer sei als die vorhergehnde (III 3). das gilt von der cadenz, aber nicht vom ersten tact. Sj.s polemik gegen Sievers s. 96 ff ist wenig glücklich, wenn sie auch einzelne beachtenswerte bemerkungen enthält. mit Sievers müssen wir daran festhalten, dass die mehrsilbige senkung des ersten tactes dazu neigt, sich gegen den zweiten ictus hin wider etwas zu heben. darin ligt eine kunstvolle differenzierung der beiden tacte. verse wie *grūtánde Bǫþvildr*, *ǫlvǽrer úrþo* werden im mál. gemieden zugunsten solcher wie *trūþir vel iǫxlum, brǣþra hēr tvéggia*. es ist charakteristisch, dass der dichter häufig, um das ansteigen gegen den zweiten ictus zu markieren, ganz überflüssige, inhaltlich zuweilen störende flickwörter einfügt: so *sváf ek miǫk siáldan, nū er ok áptann, márgs var allz sōme, márgs var allz beine, brúgþosk heldr reiþer, litlo ok léngra, brénna ī éldi.*

Regel II 1 ('der zweite ictus ruht entweder auf der vorletzten oder auf der drittletzten') leidet mehr ausnahmen, als Sj. discutiert. man vergleiche: *flúttak fiǫgor kvǽþe* Sn E. 95,3; *skilþusk véger þeira Am.* 36, 4; *dýnia hána fiàþrar* Biark. 1,2; *sendoþ sýstor hèlio* Am. 56,9; *ǫrvar úpp at hláupa* Har. 17,3. dieser typus (VI 13, den Sj. übrigens selbst mit zwei beispielen belegt, von denen er nachher nur eins heranzieht) findet sich häufig im dróttkvætt, sobald man einmal den scheinbar abenteuerlichen versuch macht, es zweihebig zu scandieren. verse wie *énn reiþ ǫþro sinne, hōf und býriar kneýfe* (Vellekla 11, 1. 5) verhalten sich zu dem seltneren typ *dǫglingr viþ bérsǫgle* (Sievers Metrik 99 f), *minn drōttenn frám sōtte, hnítvegg meþ fiǫlþ sèggia* (Hallfreds Erfidrápa 4, 8. 7, 6) udgl., wenigstens was die cadenz betrifft, nicht anders als die erwähnten málahátt-verse zum gewöhnlichen typus D*, zb. *Gúnnar grímmūþgan.* man kann

Digitized by Google

die proportion noch erweitern, indem man westgerm. epenverse wie ae. *bælfȳr bēarne þīnum* (Gen. 2856), as. *hófward hērren sīnes* (Hel. 5928) — sogenannte schwellverse — 'normalversen' wie *áldres órwēna* gegenüberstellt. wer solchen beobachtungen in die breite nachgeht, wird vielleicht doch zu einem anderen ergebnis kommen als Sievers, der s. 240 den zusammenhang der dróttkvætt-zeile mit dem schwellvers ablehnt.

Bei den ausnahmen in entgegengesetzter hinsicht — stumpfer schluss —, die Sj. s. 74 f. behandelt, vermiss ich einen hinweis auf Bugges z. t. sehr ansprechende emendationen, zb. *þars þū blǿio hū́gþer* (für: *sā́tt*) Am. 16, 4. ich finde, dass stumpfer schluss in den Am. überhaupt nicht sicher zu belegen ist. 53, 3—4 hielt schon Bugge für ein einschiebsel, und mehreres spricht dafür, dass er recht hat. 38,5 braucht man nicht *grinder* einzuführen; möglicherweise ist nach IV 12 zu scandieren: *hā́tt hrikþo grindr.* ähnlich 87, 2: *ok bārēþ griṓte ūþr.* diese verse lassen sich, ebenso wie *ītarlegt,* zur not dem cadenzschema x́x̀x unterordnen. eine evidente änderung bietet sich bei 55,1. dass *fimm* nicht richtig ist, lehrt nicht blofs die metrik. Atli sagt unmittelbar darauf, die hälfte der söhne, die Budli einst hatte, nämlich zwei, seien gefallen. demgegenüber liefse sich *fimm* nur verteidigen, wenn mann annähme, Atli rechne von 55,3 an sich selbst nicht mehr mit. hierzu wird man aber nicht (mit Detter-Heinzel II 554) seine zuflucht nehmen, wenn man folgendes erwägt: 1) die Vǫls. s. hat *fjórir,* und zwar ohne den begriff 'hälfte' beizubehalten; 2) zahlen werden sehr leicht falsch abgeschrieben, vgl. etwa Gudr. I 4, 7—8, wo der stabreim fehlt — ein irrtum lag an unserer stelle besonders nahe, wenn *varom* in der vorlage ausgeschrieben war —; 3) *fimm* wurde bei gedankenlosem abschreiben durch die frühere stelle *fōro fimm saman* 30,5 nahegelegt. durch umstellung ist also diese verderbnis nicht zu heilen. man hat zu lesen: *brǿþr vǫrom fiórer* (wie *naút vǫro ǿren* 94,3). — auch im folgenden verse steckt ein fehler. es ist selbstverständlich zu lesen: *hefer nu Hel halfa, hǫggner tveir liggia,* mit streichung des *enn,* denn einen gegensatz zwischen beiden vershälften hat erst schreiberflüchtigkeit statuiert, während gerade der variierende, verdeutlichende zusatz (satzvariation) für unsern dichter bezeichnend ist. die gewundenen gedankengänge, mit denen Detter und Heinzel aao. an dem unsinn vorbeizukommen suchen, wird nicht so leicht jemand mitmachen.

Auch die regel II 2 ('die vorletzte und die drittletzte sind die einzigen aneinander stofsenden silben, die gleichzeitig den ictus haben können') hat mehr ausnahmen als Sj. s. 76 will. vier sind mir zur hand: Am. 80,8: *er þu vā́tt brǿþr mīna*; 86,11: *greipt glǿþ stṓran;* 38,5 und 73,6 (s. o.). an den beiden ersten

Digitized by Google

stellen könnte man übrigens mit leichtem eingriff ändern; s. Sievers Proben 45. 49.

Ausführlich behandelt Sj. die quantitätsfragen, auf die ich nicht mehr eingeh. es werden fünf quantitätsregeln aufgestellt. unzureichend und schlecht redigiert ist das über das verspaar (s. 121 f.) gesagte. ähnliches gilt von der behandlung der allitteration s. 126 ff; zu des verf.s ansichten hierüber hab ich schon eben stellung genommen.

Dagegen bleibt noch ein kurzes wort über den theoretischen schlussabschnitt zu sagen: 'Rytmik', s. 140—151. nachdem der verf. sich eine mittlere position zwischen Sievers und Heusler abgesteckt hat, geht er dazu über, die tactfüllungsregeln, die er gefunden zu haben glaubt, aus der anzunehmenden vortragsweise zu erklären. das princip das er dabei zugrunde legt, ist dieses: 'bekanntlich ist es durchaus nicht notwendig, dass alle tacte in einer dichtung durchweg gleiche länge haben, nur die zum selben vers (vielleicht verspaar) gehörenden haben sie' (s. 143). man muss bezweifeln, ob dies prinzip zulässig ist. den dichtern hat nicht schlechtweg das gleichgewicht je zweier tacte vorgeschwebt, sondern das gleichgewicht der verse. diese sind die widerkehrenden einheiten, die als quantitativ und dynamisch gleichwertig empfunden werden. über diese einfache tatsache herscht m. w., wenigstens soweit es den mál. angeht, kein streit. von ihr wäre auszugehn gewesen. das Sjörrossche princip läuft ihr aber direct zuwider, denn wenn es nur auf die gleiche dauer je zweier zusammengehöriger tacte ankommt, so ist deren zeitliche summe gleichgültig, und man müste eine folge von ziemlich verschiedenen summen erwarten, verse von ungleicher länge. Sj. geht denn auch wirklich darauf aus, zu zeigen, dass verse mit einem einsilbigen tact, d. h. C-verse, kürzer gewesen seien als andere. es kommt hinzu, dass die tacte je eines verses ja sichtlich ungleich gefüllt sind. Sj. erkennt das an, indem er für gewisse verstypen pausen ansetzt. was er hierüber s. 146 f sagt, verdient gewis beifall. aber wie kann man angesichts der möglichkeit metrischer pausen noch zu hoffen wagen, dass die gleiche länge der zusammengehörigen tacte aus ihrer sprachlichen füllung erkennbar sei? wenn zb. verse wie *greípt glǿp stǫ́ran* im mál. selten, im fornyrđislag weit häufiger sind, so ist daraus kein schluss für die rhythmisierung zu gewinnen, es sei denn einer, den man auch aus der frequenz von viersilblern wie *ǿtto álla* ziehen könnte.

Bekanntlich besteht in der tat eine abhängigkeit zwischen den beiden tacten, doch nur in dem sinne, dass, wenn der eine tact beschwert wird, dies i. a. auf kosten des andern und des auftactes geschieht. dies ist das wichtige ergebnis der Sieversschen untersuchungen; Sj. hat ihm nicht genügend rechnung getragen. in der buntheit seiner gruppierung geht die wahrheit verloren,

Digitized by Google

die in allem wesentlichen klar hervortritt durch die gegenüberstellung der typen A*, D*, C*. in der regel hat der eine tact das deutliche übergewicht: in D* der zweite, in C* (und aA) der erste, in A* bald der zweite (zb. *ātinā*, *āþr féllo*, wo *āþr* innerer auftact ist), bald der erste (zb. *séndimenn Átlá*), insgesamt am häufigsten jedoch der zweite.

Schief ist die behauptung (s. 148), der mál. weise eine 'fortlaufende reihe gleichartiger tacte' auf, weil er fallenden rhythmus habe. diese auffassung ist dem verf. nahe gelegt worden durch seinen irrtum in betreff der accentbewegung in mehrsilbiger mittelsenkung. in ihrer allgemeinen form wird sie aber nur verständlich, wenn man annimmt: der 'fallende rhythmus' ist dem verf. nicht durch das ohr in den sinn gekommen, sondern er stammt aus der zergliederung der gedruckten sprache an der hand von Axel Kocks accenttheorie. was gleichartige tacte und fallender rhythmus sind, sieht man innerhalb der alten litteratur an Sturlas Hrafnsmál, nicht an den Atlamál und ihresgleichen.

Im allgemeinen muss die kritik feststellen, dass Sj. nicht genügend gerüstet an seine aufgabe herangetreten ist. dagegen die fassung der aufgabe selbst und das emsige, unverdrossene ringen mit dem stoffe, das sich fast auf jeder seite abspiegelt, die findigkeit des verf.s im aufspüren möglicher zusammenhänge verdienen willige anerkennung. neben unhaltbaren auffassungen und verknüpfungen stehn richtige beobachtungen und gesunde urteile. der verf. sagt s. 3: 'sofern man anerkennt, dass die in rede stehnden gedichte auch von den Isländern des 14 jahrhunderts als verse aufgefasst wurden, nicht blofs als poetische prosa, so muss m. e. jede untersuchung der metrik dieser gedichte ausgehn von den versen in der form, die sie jetzt aufweisen'. damit bezeichnet er einen gesichtspunct, zu dem sich die altnordische metrik fortan wird zu bekennen haben.

Breslau, im märz 1907. G. Neckel.

A late eighth-century latin-anglo-saxon glossary, preserved in the library of the Leiden university ms. Voss. q°. lat. no. 69. edited by John Henry Hessels. Cambridge, University press, 1906. LVII u. 241 ss. 10 sh.

Von dem altertümlichen und sprachlich wie inhaltlich wertvollen Leidener glossar gab es bis auf die letzten sechs jahre nur unvollständige ausgaben. die ausgabe von Sweet (The Oldest English Texts s. 111—117) muste sich notgedrungen auf die altenglischen glossen beschränken, die von Steinmeyer (Ahd. glossen I, II; vgl. auch IV s. 482) veröffentlichten partieen dienten selbstverständlich nur ganz besonderen zwecken; auch die ausgabe bei Goetz (Corpus gloss. lat. V s. 410—431: 'specimen codicis Leidensis') umfasst nur auszüge. erwähnt sei noch die erste aus-

Digitized by Google

gabe der germanischen teile von Bethmann (Zs. 5, 194—198) und die collation von EMartin (Zs. 14, 191 f).

Die grofse wichtigkeit des glossars für die glossenforschung (es steht auf einer viel ursprünglicheren stufe als Corp., Ep. und Erf.) machte aber eine vollständige ausgabe höchst wünschenswert. eine solche wurde zum ersten mal von PPlazidus Glogger besorgt: Das Leidener glossar I. teil: text der handschrift (progr. d. gymn. SStephan in Augsburg) Augsburg 1901, dem ein zweiter teil: erklärungsversuche (Münchener inaugural-dissertation), Augsburg 1903 folgte[1]. ein dritter teil wird von Glogger, Engl. stud. 37, 395, in aussicht gestellt[2].

Die uns vorliegende ausgabe des Leidener glossars, die ja fünf jahre nach dem Gloggerschen text erscheint, ist zum grofsen teil eine von diesem ganz unabhängige publication. Hessels wurde, wie er s. XVII anm. hervorhebt, erst nach dem anfang der drucklegung seines werkes mit Gloggers text bekannt. die erklärungsversuche des letzteren hat er jedoch für seine arbeit in reichem mafse verwerten können; aufserdem hat er seinen text mit demjenigen seines vorgängers nachträglich verglichen.

Hessels einleitung (s. VII—LVII) enthält unter anderem eine beschreibung der handschrift und einen bericht über inhalt, alter (ca 790—800) und schreiberverhältnisse. als entstehungsort will der verfasser SGallen ansehen; auch die vorlage oder die vorlagen des glossars sind seiner meinung nach wahrscheinlich in SGallen zu suchen. erwähnenswert sind noch die notizen über Vossius, mit dessen namen die spätere geschichte der hs. ja eng verbunden ist. zuletzt folgt eine analyse des glossars, die in zwei abschnitte zerfällt: (A) 'Headings or titles of the chapters in the glossary' und (B) 'Sources from whence the lemmata (and some of the interpretations) are excerpted', worunter auch die benutzten bücher und handschriften verzeichnet sind.

Die ausgabe der hs. (s. 1—50) macht einen sehr sauberen und übersichtlichen eindruck[3]; dank den zahlreichen unter dem text gegebenen anmerkungen, die sich gröstenteils mit graphischen eigentümlichkeiten und von den schreibern herrührenden änderungen und besserungen befassen, bietet uns die ausgabe eine überaus genaue reproduction des codex, die an verlässlichkeit wol nichts zu wünschen übrig lässt. jedenfalls bekommt man den ganz bestimmten eindruck, dass der herausgeber das ziel, das er sich gesteckt hat, nämlich eine nochmalige einsicht der

[1] vgl. die besprechung der beiden teile von HKern Engl. stud. 36, 111—115, wozu noch Glogger Engl. stud. 37, 452ff und die entgegnung Kerns ebda 458 in betracht kommen.

[2] bei der correctur bemerk ich, dass der dritte teil inzwischen erschienen ist.

[3] nur ist zu bedauern, dass eine vergleichende benutzung der arbeiten von Hessels und Glogger durch die abweichende einteilung des textes erschwert wird.

Digitized by Google

handschrift überflüssig zu machen, in der denkbar sorgfältigsten weise zu erreichen bemüht gewesen ist.

Sehr wichtig ist der lateinische index (s. 51—217), der sämtliche glossen in alphabetischer ordnung verzeichnet und alle besserungen, erklärungen und erklärungsversuche des herausgebers, also einen äufserst reichhaltigen commentar, in sich schliefst. der zweite index verzeichnet die lateinischen zahlworte, welche durch römische zeichen ausgedrückt sind; danach folgen ein griechischer, ein hebräischer und ein germanischer (hauptsächlich altenglischer) index.

Grofse entdeckungen enthält die arbeit nicht; aber dank seinem fleifs und seiner gewissenhaftigkeit ist es Hessels gelungen, uns mit einer höchst willkommenen und wertvollen ausgabe des wichtigen Leidener glossars zu beschenken, die für die weitere forschung auf diesem gebiete gewis sehr fördernd sein wird.

Die ausgabe gibt mir nur zu einigen unbedeutenderen einzelbemerkungen anlass. die ausführungen (s. 66) über die glosse *aspaltum, spaldur* versteh ich nicht; es ist nach Hessels möglich, dass *spaldur* eine ae. schreibung (spelling) für *asphaltum* ist. *spaldur* ist doch ein gutes altenglisches wort, obgleich fremder abstammung; die endung hängt wahrscheinlich mit der spätlateinischen nebenform *aspaltrus,-um* zusammen. — *briudid* wird s. 113 unrichtig mit 'gone to ruin, come to grief' übersetzt, richtig dagegen s. 224. — mit der erklärung von *agleddęgo* (* *agleddian*) als causat. von *glīdan*, die Hessels (nach Glogger) für möglich hält, kann ich mich nicht befreunden; auch der letzte versuch Gloggers, die erklärung aufrecht zu erhalten (Engl. stud. 37, 457), hat mich nicht überzeugt. vgl. aufserdem Kern Engl. stud. 36, 114, 37, 460. inconsequent ist *gleddian* 'to spatter' (s. 136), aber 'to throw' (s. 222). — ganz unbegreiflich ist mir die bemerkung zu *lacuna floda* (s. 136): 'for the final *e* instead of *a* see Sievers § 276, note 5'. hier ligt zunächst ein druckfehler vor (Hessels meint wol '*a* instead of *e*'), aber der hinweis auf Sievers § 276 anm. 5 erklärt nicht ohne weiteres die endung *a* in *floda* 'channel, sink, gutter', ebensowenig wie in *adexa* (s. 136, wo *a* ebenfalls für *æ* steht); vgl. Kern Engl. stud. 36, 114. — *mihes* in *odonis uitam, mihes nostlun* (s. 157, 233) kann nicht genetiv von dem schw. subst. *mīo* bei Bosw.-Toller sein, sondern setzt, falls die erklärung sonst richtig ist, eine starke nebenform voraus. oder will Hessels sich auch hier auf Sievers § 276 anm. 5 berufen? — *gaesuopę* 'peripsima' (s. 165, 227) darf nicht mit ae. *geswāpa* direct und ohne emendation identificiert werden. — das *p* in *uuep (telam orditus, inuuerpan uuep,* s. 203) lässt sich nicht durch einen hinweis auf Sievers § 190 erklären. — der ansatz *borjan* (!) 'older form of *borian*, to bore, perforate' (s. 223) muss doch bedenken erregen. — *breuis* (s. 224) ist sicher aus *brers* und nicht aus *brems* entstanden. — es ist ja höchst wahrscheinlich, dass *glimith* (s. 228) aus *grimith* ent-

Digitized by Google

standen ist, dabei hätte aber hervorgehoben werdensollen, dass letzteres ein fehler statt *grimmith* war. — druckfehler sind 'Placidus' statt 'Plazidus' (einl. XVII) und 'Jüden' statt 'Juden' (einl. XLIII).

Zuletzt möge hervorgehoben werden, dass der titel des buches in einer beziehung etwas unpraktisch ist. wer in einer bibliothek oder bei einem buchhändler Hessels 'A late eighth-century latin-anglosaxon glossary, preserved in the library of the Leiden university' bestellt, ist immer der gefahr ausgesetzt, statt dessen Hessels frühere arbeit 'An eighth-century latin-anglosaxon glossary, preserved in the library of Corpus Christi College Cambridge' zu bekommen oder vice versa.

ARTHUR S NAPIER, Contributions to old english lexicography. reprinted from the Philological society's transactions, 1906. printed by Stephen Austin a. sons, ltd., Hertford 1906. 94 ss.

Vorliegende schrift liefert nachträge zu den modernen altenglischen wörterbüchern von Bosworth-Toller, Hall und Sweet und ist im grofsen und ganzen auf zwei vorträgen basiert, die der verfasser in der englischen Philological society gehalten hat. die meisten der verzeichneten wörter sind in den betreffenden wörterbüchern gar nicht zu finden; andere sind zwar dort aufgenommen, aber die belegstellen fehlen, während andere, die in den wörterbüchern mit angabe der belegstellen aufgeführt sind, von Napier aus verschiedenen gründen aufs neue zur sprache gebracht werden. wörter, die in den glossaren zu den ausgaben wichtigerer texte verzeichnet sind, hat Napier in der regel ausgeschlossen. ebenso solche, die in neuerschienenen aufsätzen über altenglische wortkunde genügend behandelt worden sind — ausnahmsweise sind aber auch solche mit aufgenommen worden, wenn sie sonst von den gelehrten leicht übersehen werden könnten.

Für eine eingehnde kenntnis des überaus reichhaltigen altenglischen wortschatzes reichen die wörterbücher bekanntlich bei weitem nicht aus. wer auf diesem gebiete gut unterrichtet werden will, der muss eine unmenge in verschiedenen zeitschriften zerstreute aufsätze durchstöbern, ohne vielleicht dabei das zu finden was er sucht. die arbeit Napiers bildet eine sehr dankenswerte ergänzung zu den wörterbüchern; besonders willkommen sind natürlich die belege aus unveröffentlichten handschriften. nur kann ich nicht den wunsch unterdrücken, dass er noch mehr aus den verschiedenen zeitschriftaufsätzen geschöpft hätte. denn wer nicht den altenglischen wortschatz zum gegenstand seines lebenslänglichen studiums gemacht hat, der kann von solchen hinweisungen nicht genug bekommen.

Der alphabetischen wortliste (s. 4—71) folgen noch zwei andere. es ist allerdings zu bedauern, dass diese drei listen nicht in éine zusammengearbeitet worden sind.

Göteborg im sommer 1907. ERIK BJÖRKMAN.

Digitized by Google

Dr. P. H. van MOERKERKEN jr., De satire in de nederlandsche kunst der middeleeuwen. Amsterdam, S. L. van Looy, 1904. III u. 243 ss. 8°.

Diese dissertation, die unter den auspicien von J. W. Muller in Utrecht enstanden ist, umfasst einen sehr ausgebreiteten gegenstand. das wort satire nimmt der verf. im weitest gehnden sinne, sowol als strafgedicht wie als scherzhaft spottende schrift oder abbildung. einige allgemeine bemerkungen über das wesen der satirischen gattung oder vielmehr der satirischen anschauungs- und darstellungsweise dienen als einleitung, wobei auch aus anderen litteraturen und aus der geschichte der bildenden kunst die belege für die grundzüge gewählt werden. selbst der gekreuzigte mit dem eselskopf, den Alexamenes anbetet, erscheint hier verwertet. in dem lateinischen gedichte Bernhards von Clairvaux über die vergänglichkeit alles irdischen, woraus auf s. 4 die anführung der biblischen namen für den stärksten, schönsten, weisesten angezogen wird, muss es in strophe 2, 3 anstatt *vel pulchior Absolon* natürlich *v. pulcher A.* heifsen. dass auf s. 8 Rutebuef mit Maerlant zusammen genannt wird, zeigt eine erfreuliche einsicht gegenüber der bei den niederländischen gelehrten beliebten ableugnung ihrer beziehungen. cap. II bespricht nun Maerlant und die anderen didaktiker seiner art. wenn Maerlant den anspruch des bürgertums auf gleichberechtigung mit dem adel kräftig geltend macht, so möchte ref. dies nicht eigentlich als satirisch bezeichnen. am schlusse wird das gedicht von Reinaert als 'het scherpst satirieke geschrift der 13de eeuw' angeführt: das III cap. handelt ausführlich darüber, mit kürzerem hinweis auf den ebenfalls in Flandern entstandenen Isegrimus und die späteren fortsetzungen und umarbeitungen von Willems gedicht. eine vergleichung mit den französischen branchen von Renart wäre hier, auch in aller kürze gefasst, lehrreich gewesen. im einzelnen ist der Franzose drolliger und lustiger; aber ihm fehlt die durchgeführte verspottung des gesamten weltlaufs, die Willem einen solchen wert für die ganze weltlitteratur verliehen hat. dass übrigens Willem selbst geistlicher war, und vielleicht durch eine sichere stellung, etwa als capellan bei frau Alente, sich zu seiner so völlig freien auffassung erheben konnte, scheint dem ref. unleugbar. waren doch auch sämtliche andere dichter der mittelalterlichen tiersage, die wir persönlich kennen, geistliche oder doch geistlich gebildete. irrig ist die annahme des verf.s (s. 52 u.ö.), dass von dem niederdeutschen Reinke 1498 die vielen abbildungen Reinaerts und seiner schlachtopfer in einigen kirchen Westdeutschlands angeregt sein möchten: diese tierbilder sind viel älter und gehn wol auf die mündliche tradition der klosterschule zurück. — das IV capitel, die 'satire in liederen, boerden, sproken' erscheint als besonders wertvoll und am meisten auf eigenen studien aufgebaut. der verf. hat namentlich die älteren sammelwerke, das 'Belgisch Museum' usw.

Digitized by Google

ausgebeutet und gelegentlich die französischen fabliaux verglichen; für die deutschen gedichte derselben art und zeit werden die niederländischen parallelen nicht übersehen werden dürfen. — im cap. v werden drama und feste in ihren beziehungen zur satire erläutert. zunächst die 'sotternien' und 'cluyten', deren verfasser wir nicht kennen. gerade auf diesem gebiete ist auch die spätere niederländische litteratur sehr reich, und es tritt hier offenbar ein zug des niederländischen volkscharakters zutage. wie der 'deftige' Niederländer doch in den kermestagen u. a. festen ganz ausgelassen ist, so hat auf diesem dramatischen feld seine sonst nicht eben poesiebedürftige natur eine fülle von lustigen erzeugnissen hervorgebracht, welche auf Deutschland in früheren zeiten ebenfalls eingewirkt haben. ob der 'dryackel-proever' in einem esbatement von Cornelis Everaert mit dem später im Elsass und der Schweiz ebenfalls erscheinenden theriakskrämer sich berührt? höchst ungeniert sind auch die schilderungen der vagabunden, die als 'Aernouts arme broedere' einen besonderen orden bilden. mehr humoristisch ist die 'ghilde der blauwer scuten', die am fastnachtsabend 1412 aufgerichtet wurde. es begreift sich leicht, dass Sebastian Brants Narrenschiff sofort auch in Niederland seine bearbeitung fand. — das vi und vii cap. zeigen wider ernstere satire: jenes spricht vom teufel und vom jüngsten gericht, dieses vom tod und den totentänzen. allerdings die 'diableries', die nach französischen vorbild auch in das deutsche drama des späteren mittelalters eindringen, sind komisch: s. 135. 162. bei dem gespräche 'van der ziele en den lichame' wäre die quelle, die bekannte Visio Philiberti, heranzuziehen gewesen. zu der litteratur über den totentanz s. 160 ist das mit der kenntnis des naturforschers geschriebene buch von Alexander Götte, Holbeins totentanz und seine vorbilder, Strassburg 1897 nachzutragen. — von hier aus ligt der übergang nahe zur satire in der bildenden kunst (cap. viii). und hier hat der verf. wider mehrere reichhaltige aufzählungen von satirischen darstellungen in der bildhauerei wie in der miniaturmalerei der Niederlande geboten. s. 204 erscheint ein bild von einem kampfe zwischen einer schnecke und einem gewappneten manne, dem eine frau mit spinnrocken zur seite steht. etwas ähnliches setzt die altfranzösische redensart *combatre le limaçon* und die im Renart bedeutende rolle des 'Tardif le limaçon' voraus. — das ix cap. bringt den nachklang und die auflösung der mittelalterlichen satire in der neuzeit. recht hübsch wird Erasmus charakterisiert; auffallender weise aber wird ihm die scheltsüchtige gegnerin der reformation Anna Bijns zur seite oder vielmehr gegenübergestellt: dazu steht Erasmus doch zu hoch. ein kurzer hinweis auf die satirische malerei Pieter Brueghels beschliefst die an kenntnissen und noch mehr an anregungen reiche probeschrift.

Strafsburg. E. Martin.

Digitized by Google

The legend of Sir Perceval. studies upon its origin, development and position in the Arthurian cycle. by JESSIE L. WESTON. vol. I. Chrétien de Troyes and Wauchier de Denain (Grimm library no. 17). London, David Nutt, 1906. XXVI und 344 ss. 8°. — 12 s. 6 d.

Miss Jessie L. Weston hat schon eine hübsche anzahl von arbeiten auf dem gebiete des Arthurromans veröffentlicht. auch Wolframs Parzival hat sie ins englische übertragen. in den letzten jahren hat sie sich aber eine mühevollere aufgabe gewählt: sie will die handschriftliche und sonstige überlieferung des Percevalcyclus kritisch durchforschen, um auf diese weise zu versuchen, ob sich nicht die schichten ermitteln lassen, woraus die jetzt so vielfach verschlungenen fäden der Percevalsage sich entwickelt haben. vorliegende arbeit bietet in der hauptsache die resultate aus der prüfung und vergleichung der überlieferung von Chrétiens Conte del Graal und Wauchiers fortsetzung. die vergleichende prüfung hat die vf. eine anzahl wertvoller züge finden lassen, die bis dahin noch unbekannt waren und von deren existenz man überhaupt bis jetzt wol kaum eine ahnung hatte. sie erwartet nicht, dass ihre sich an die neuentdeckten züge anschliefsenden gedanken und betrachtungen, die das ergebnis eines vieljährigen studiums sind und so manches in einem anderen licht erscheinen lassen, sogleich allseitigen beifall finden werden. sie werde sich aber freuen, wenn man ihre studien als einen selbständigen, auf quellenforschung beruhenden versuch betrachtet, die den verwickelten problemen zu grunde liegenden tatsachen aufzuhellen.

Was vf. in ihrem buche an material zu tage gefördert hat, ist wichtig. ihre betrachtungen sind widerholt anregend. nur auf einiges mache ich aufmerksam.

S. 27—56 beschreibt vf. die texte, in welchen der Conte del Graal und seine fortsetzungen überliefert sind. ihr interessanter versuch, die texte im groben zu classificieren [1], ergibt zum resultat, dass wir vier gruppen unterscheiden dürfen, und dass nicht, wie man bis jetzt meist annahm, eine der kürzeren redactionen der ursprünglichen fassung am nächsten steht — Waitz hatte sich zb. für BNF ms. 794 entschieden —, sondern dass mit grofser wahrscheinlichkeit gerade eine hs. mit einer längeren redaction, BNF 12576 [2], als die sorgfältigste vertreterin des textes zu gelten hat. dieses resultat ist von besonderer bedeutung, da, um nur

[1] ein wichtiges kriterium zur classificierung erkennt vf. in der behandlung der partie, welche berichtet von dem was nach dem gefecht zwischen Guiromelans und Gawain stattfindet, bis zur aussöhnung Gawains mit Guigambrésil.

[2] erste zeit des 13 jhs, enthält aber auch Gerberts fortsetzung, fällt also frühestens in das dritte jahrzehnt.

[3] dh. als Gawain im zorn von Arthur fortgezogen ist, weil dieser Gawains schwester dem Guiromelans zur frau gegeben hat, s. ed. Potvin bd. III s. 84, bem. zu v. 11586; ferner ebda s. 369. der zweite besuch Gawains findet sich Potvin 19913 ff.

Digitized by Google

eins zu nennen, 12576 eine der hss. ist die den ersten besuch Gawains auf der Gralburg[3] erzählen, und man geneigt ist, die erzählung dieses besuches als interpolation aufzufassen. obgleich vf. die inneren und äufseren widersprüche, die zwischen dem 1 und 2 Gralbesuch Gawains bestehn (vgl. Heinzel Franz. Gralrom. 35 ff), nicht bespricht, so ergibt sich die erklärung dieser widersprüche aus ihren weiteren auseinandersetzungen. sie betrachtet die variantenreiche partie Potvin 10602—11596 als frühe ergänzungen durch copisten Chrétiens, die aus demselben werk schöpften, aus welchem Chrétiens vorlage die Gawaingruppe (s. u.) entlehnt hatte. der zweite besuch Gawains rührte aber von Wauchier her, der eine vorlage benutzte, die in der hauptsache nur durch den namen Gawain verbundene Gawainabenteuer bot, und da Wauchier ein compilator war, berücksichtigte er bei seiner erzählung von Gawains Gralbesuch die darstellung des ersten besuches nicht. vf. denkt sich den textcomplex in der weise entstanden: Chrétien 1283—10601 (nach der Potvinschen zählung), copisten 10602—11596, Wauchiers anteil beginnt gewis 15796 (möglicherweise schon früher) — 34934. einen Pseudo-Wauchier mit seinen zwei interpolatoren lehnt sie also ab. die grofse verschiedenheit der überlieferung für die vv. 10602—11596 und doch wider das widerholte zusammengehn einzelner partieen in zwei oder mehreren jedesmal sonst verschiedenen hss. erklärt sie daraus, dass die copisten aus dem obengenannten werke aufnahmen, was ihnen aus irgend welchem grunde am meisten zusagte. so dass kurz nach Chrétien das publicum für den Conte del Graal sich mit einem abschluss von Gawains abenteuern hat zufrieden geben müssen, die geschichte von Perceval blieb unbeendet. — mit der bedeutung der hs. 12576 tritt auch die wichtigkeit der bearbeitung Wisses und Colins in ein neues licht, da diese übersetzer eine vorlage benutzt haben, deren text dem von 12576 sehr ähnlich war, und ihre arbeit 'eine vortreffliche übersetzung eines guten originals' ist. — s. 55 muss unter 'Shorter redactions' eingeschaltet werden: Bern 113. —

Das cap. 'Birth and parentage', s. 57—75, bringt die besprechung von vater, mutter, brüdern und schwester Percevals der verschiedenen, auch nicht-Chrétienschen versionen. vf. gewinnt ua. das überzeugende resultat, dass Chrétiens angaben von dem vater, der verwundet mit seiner familie in die einsamkeit des waldes zieht, von den brüdern Percevals, die eines tages auf der heimreise von mördern getötet werden, für sich allein stehn, und dass die nicht-Chrétienschen versionen, obgleich unter sich manchmal stark abweichend, doch alle eine natürlichere auffassung vertreten als Chrétien. der schluss ligt also nahe, dass Chrétien in dieser partie seinen eignen weg gegangen ist.

Das cap. 'The Perceval enfances', s. 76—101, stellt alles zusammen, was die einzelnen überlieferungen über Percevals jugend

bis zu seiner erscheinung an Arthurs hofe berichten. bei der vergleichung scheidet miss W. solche züge aus, die auf eine vorgeschrittene culturstufe weisen, denn mehrere züge verraten ein ursprünglicheres stadium. sie glaubt nun für die ursprüngliche erzählung — für das folkloristische stadium — ungefähr folgendes aufstellen zu dürfen: name und geschlecht des vaters waren unbekannt, mutter von königlicher geburt, königin aus eigner macht oder als schwester eines königs. der knabe sollte die rechte der mutter erben. sie lebten allein, oder mit einem diener, im walde. ihre wohnung war sehr primitiv, das wasser eines flusses diente zu ihren bedürfnissen, sie nährten sich von der milch der ziegen, die die mutter mitgebracht hatte, bis der knabe alt genug war, die kleinen vögel und tiere, mit denen der wald reichlich versehen war, zu töten. zu diesem zwecke benutzte er pfeile, die die mutter ihm gegeben oder die er im walde gefunden oder die er sich selbst geschnitzt hatte. er war außerordentlich stark, schön von gesicht, schnell zu fuſs. er glaubte, dass es keine anderen bewohner auf der erde gebe als sie selbst und Gott, zu welchem zu beten ihn seine mutter gelehrt hatte. als er zum ersten male mit menschen zusammentraf, hielt er sie für Gott und floh vor ihnen. als unmittelbare folge dieser begegnung verlieſs er die wälder und gieng zu dem hof eines königs. er war dabei in tierhäute gekleidet und hatte seine spieſse bei sich. beim abschied gab seine mutter ihm gewisse ratschläge mit. am hofe erregte er die aufmerksamkeit durch seine körperliche schönheit, seine naivetät, sein ungeschlachtes benehmen, besonders in der weise wie er den könig anredete, und durch seinen gewaltigen appetit. er erschlug einen ritter, der ein feind entweder des königs oder seiner mutter oder beider war, und kleidete sich selbst in dessen rüstung, indem er dabei seine unkenntnis mit der bewaffnung eines ritters zeigte. — wenn vf. nun die einzelnen überlieferungen an den aus der gesamtüberlieferung von ihr aufgestellten 28 zügen prüft, so ergibt sich, dass der Sir Perceval 18 dieser züge, Wolframs Parzival 17, Chrétiens Perceval und der Carduino jeder 10, der Peredur deren nur 5 besitzt. sie schlieſst daraus: 1. dass die ursprüngliche erzählung von der kindheit Percevals nicht mehr existiert, 2. dass keine version das original getreu widergibt und auch nicht für die quelle gehalten werden kann, aus der die anderen versionen abgeleitet wurden, 3. dass die beiden texte, für welche diese ansprüche erhoben wurden — Chrétien und der Peredur — weiter von der ursprünglichen fassung abstehn, als Sir Perceval oder Wolframs Parzival, und Peredur sogar noch weiter als Carduino. — die gemeinsame quelle Chrétiens und Kiots, sagt sie, müsse eine auſserordentlich vollständige und detaillierte erzählung der jugend enthalten haben, wie sich aus den zügen ergebe, in denen Kiot und Chrétien übereinstimmen oder in übereinstimmung mit

Digitized by Google

anderen versionen sind. allerdings könnten sie auch aus anderen quellen entlehnt haben. in dieser Chrétien-Kiotschen vorlage sei das theologische element entwickelt, das ritterliche eingeführt, und mutter und sohn mit ihrem range entsprechenden dingen umgeben gewesen. der unterschied zwischen Kiot und Chrétien liege eben darin, dass ersterer ein besonderes auge für details hatte, Chrétien die zeichnung der speciellen züge der jugend nicht liebte. — der rückschluss auf die gemeinsame quelle Kiots und Chrétiens scheint mir nicht einwandfrei. wenn Kiot-Wolfram Anjousche verhältnisse mit einbezog und vorstellungen aufnahm, die die zeit der kreuzzüge voraussetzen, wenn er Gahmuret und Belakane verband und Feirefiz einführte, Chrétien von alledem nichts weifs und für die jugend so ganz anders geartet ist, kann man dann für die gemeinsame quelle inbezug auf die kindheit des helden weitergehn, als die den beiden gemeinsamen züge als der vorlage gehörig zuzuweisen?

In 'The loves of the hero', s. 102—131, entwickelt vf. die these, dass wir eine dreifache entwicklung des liebeslebens des helden nachweisen können. in dem ältesten volkstümlich-folkloristischen stadium trat P., als er in die welt hineinzog, in beziehung zu einer fee, und einen bedeutenden rest hat Wauchier davon in P.'s abenteuer mit der schachbrettdame bewahrt (Potvin 22394 ff). ein zweites stadium — das der ritterlichen auffassung — liefs ihn Blancheflor (oder wie sie heifst) finden, dh. an die stelle der fee trat eine sterbliche, die er heiratete. dass ihm nachkommen gegeben wurden, wissen wir. das dritte stadium war das mystische: der Gralfinder galt als muster der höchsten keuschheit. bei Gerbert, sagt vf., sehen wir neben dem mystischen stadium einen rest des zweiten, indem ein engel Perceval und Blancheflor wegen ihrer enthaltsamkeit in der brautnacht lobt, aber ihnen trotzdem ein berühmtes geschlecht verkündet, obgleich P. nach seiner vermählung nur diese einzige nacht bei Blancheflor verweilt. — wol jeder dürfte heutzutage in Percevals entwicklung ein folkloristisches, ein ritterliches und ein mystisches stadium unterscheiden. eine andere frage ist, ob wir, wie vf. will, ohne weiteres die verheiratung des helden als charakteristisches merkmal der zwei ersten stadien betrachten dürfen. dreierlei, mein ich, spricht dagegen. 1. gerade die ausführungen der vf. bestätigen den eindruck, dass P. zwar für eine fee — die schachbrettdame — eine tat vollbrachte, aber dass sie ihm dafür nur ihre gunst gewährte. nach der einen nacht zieht er weiter. dass man söhne Percevals nachweisen kann, ist dabei nicht von überzeugender bedeutung. 2. das unverheiratet-bleiben erklärt eben, dass er im dritten stadium der mystische keusche held werden konnte. 3. in den romanen die P. heiraten lassen, lässt sich bei zweien die verheiratung aus besonderen, aufserhalb der sage, nur in der natur der jeweiligen dichtung bzw. behandlung liegenden gründen er-

Digitized by Google

klären, die Kiot-Wolframs durch die hohe sittliche auffassung die das ganze durchdringt, die Gerberts, weil ihr autor P. in eine lage bringen wollte, die ihn als unübertroffenes muster der keuschheit darstellte (vgl. Zs. 42, 47ff). dagegen wissen Wauchier und Manessier von keiner ehlichen verbindung, obgleich ersterer P. in sehr freie beziehung zur Bl. treten lässt. was vf. bei Gerbert in den worten des engels als widerspruch bezeichnet, ist nicht überzeugend bei einem dichter, der sich noch anderer inconsequenzen schuldig macht. ich fasse die verkündigung als einen lohn auf der P. in aussicht gestellt wird, ohne dass der geistliche dichter sich sonderlich viel bei der inconsequenz gedacht hat. — wenn in der Caradosabteilung P. die schwester eines zauberers heiratet (s. 123ff), so fällt auf: 1. dass die hss. des ältesten und sorgfältigsten textes äufserst geheimnisvoll mit dem helden tun, indem sie dessen namen nicht nennen wollen, und 2. dass sich keine beziehungen zwischen der schwester des zauberers und der schachbrettfee oder mit der Blancheflor ermitteln lassen. wäre nicht daraus der schluss zu ziehen, dass man sich P. unverheiratet dachte? und auch im Moriaen braucht von einer vermählung nicht die rede gewesen zu sein, auch wenn man P. als vater Moriaens betrachtet. — kurz, das unverheiratetsein P.s scheint das normale, ursprüngliche gewesen zu sein, in der ritterlichen periode aber liefsen ihn einige dichter heiraten.

S. 132ff handelt vom Gralschwert. bei seinem ersten besuch auf der Gralburg erhält P., wie Chrétien erzählt, vor der Gralprocession vom Gralkönig ein schwert, eines von den dreien die Trebuchet schmiedete: es wird in einer nur dem Trebuchet bekannten gefahr zerbrechen und dann nur wider von Trebuchet zusammengefügt werden können. nun lassen einige hss. das schwert gleich darauf in P.s kampf gegen l'Orgillos de la Lande zerbrechen, und mit recht hält vf. diese angabe für eine interpolation. ein anderer fall findet sich aber bei Gerbert, und darin sieht vf., die uns davon aus der hs. 12576 berichtet, das zerbrechen worauf die worte Chrétiens deuteten. P. kommt, nachdem er zum zweiten male auf der Gralburg gewesen ist, vor die Paradiesburg und schlägt, da er einlass begehrt und keine antwort erhält, mit dem schwert so heftig gegen das tor, dass die waffe zerspringt. Trebuchet, der seine schmiede in der nähe hat, erwartete seit lange mit angst den tag, wo dieser bruch am Paradiestor stattfinden sollte, daher liefs er den eingang zu seiner werkstatt von zwei ungeheuern bewachen. P., der nach Gerbert hier kein anderes schwert besitzt als das zerbrochene, besiegt die beiden mit einer ihm sonst ungeläufigen waffe, mit einem beil, das er aus einer benachbarten burg mitgebracht hat. darauf stellt Trebuchet das schwert wider her und stirbt kurz darauf. noch in anderer weise zeigt Gerberts erzählung zusammenhang

Digitized by Google

mit Chrétiens darstellung : der einsiedler hat P. ein gebet gelehrt, das nur in der höchsten not gebraucht werden darf, und P. wendet es an im kampf mit den ungeheuern vor Trebuchets schmiede. — das alles stimmt hübsch zusammen, auch mit dem bei Chrétien genannten namen des sees 'Cothoatre', und vf., die nicht annehmen kann, dass Gerbert das alles selbst erfunden hätte — denn von der hochzeitsnacht Percevals und Blancheflors erzähle er auch zwei dinge, von denen eines das andere ausschliefse (s. aber oben) —, sieht in Gerberts darstellung die alte ursprüngliche lösung, die — so denkt sie sich — demnach auch in dem buch gewesen sein müsse, welches Chrétien vom grafen Philipp von Flandern erhalten hatte (s. 146) und von welchem Gerbert kunde hatte, was bei einem manne von seiner grofsen belesenheit (ebda) nicht wunder nehmen würde. — die deutung der gelehrten vf. ist auf den ersten blick ansprechend, die partie aus der hs. war bis jetzt nicht so genau bekannt (vgl. Potvin IIe partie t. v. p. 163—169). trotzdem glaub ich nicht, dass das was Gerbert erzählt die ursprüngliche lösung war. ich vermisse nämlich das innere band. welchen sinn hat in der ökonomie der erzählung diese Paradiesburg, die nur allein bei Gerbert vorzukommen scheint und eine zauberburg ist wie andere, indem sie gleich nachdem P. weiter gezogen ist verschwindet? vielleicht, dass das andere Gralschwert, dessen stücke nur von dem prädestinierten Gralfinder zusammengefügt werden können, auf die ursprüngliche bedeutung von Trebuchets schwert weist. ich vermute, dass wir in dem schwert das P. geschenkt wurde das gegenstück zu dem anderen haben : das schwert das nur in éiner gefahr brechen soll, zerspringt in stücke, sobald es etwa dem prädestinierten Gralbesitzer gegenüber gebraucht wird, maw. dieses in éinem falle brechbare schwert war anfänglich in irgend einer weise als erkennungszeichen beabsichtigt, dessen bedeutung aber nachher abhanden gekommen ist. welche unklarheit über dem schwerte lag, ersehen wir aus Wolfram, der die Sigune eine ganz andere widerherstellung des schwertes angeben lässt (str. 254), sodass vf. hier nach einer folkloristischen deutung hat greifen müssen. und Gerberts lösung ist factisch unbeholfen, trotz vf., die seine erzählung 'admirable, clear, coherent' nennt. von der existenz der Paradiesburg hatte bis dahin weder eine der handelnden personen noch der leser etwas erfahren; P.'s klopfen an diese burg zieht ihm ein erneutes wandern zu, diesmal von 7½ jahren, wodurch allerdings der autor eine schöne gelegenheit hat, den helden durch die verschiedensten abenteuer zu führen. und deckt diese Paradiesburg, die doch eine zauberburg wie andere ist, sich nun in der tat mit dem '*I tot seul péril*', in welchem nach Chrétien das schwert zerbrechen wird (Potvin 4319)? wo steckt denn hier die gefahr? dass Gerbert das heftige schlagen gegen das Paradiestor als solches anzusehen wünschte, zeigen die

Digitized by Google

worte des greises, der von Trebuchet sagt: *'cil qui le fist sot le péril, il le fera . . . .'* — ich gewinne den eindruck, dass Gerbert die angaben Chrétiens in mehr oder weniger beabsichtigter weise zu einer lösung verwendet hat, dass er aber von der schwertsage nicht mehr wuste als die anderen, trotz der grofsen belesenheit, die von Gerbert von Montreuil bekannt ist, und die vf. mit recht hervorhebt.

Weit bedenklicher ist die these, die vf. s. 152ff im cap. 'The Grail' verficht. die sage vom Gral habe im normannischen kloster Fécamp eine bearbeitung erfahren, bei welcher aus der berühmten Fécampschen blutsage elemente in die Gralsage aufgenommen sein sollen. eines dieser elemente — die messer — finde sich in Wolframs Parzival wider. das buch also welches Chrétien von dem grafen von Flandern bekam, habe diese Fécampsche bearbeitung enthalten, denn Chrétien und Kiot benutzten die gleiche litterarische quelle. vf. bringt für ihre these folgende momente ins treffen : 1. Wauchier de Denain (so wahrscheinlich der name nach Paul Meyers neulicher ermittlung), der erste bekannte fortsetzer Chrétiens, versichert bei der erzählung von Percevals abenteuer auf dem Mont Dolorous, dass er erzähle, *si com le conte nus affiche qui a Fescans est toz escris*[1]; es müsse ihm also, schliefst vf., ein buch vorgelegen haben, in welchem er eine ganze geschichte Percevals in Fécampscher fassung fand. 2. ein element der Fécampschen blutsage, 'the special Fescamp relic' (s. 168), ist ein messer (vf. schwankt zwischen einem oder zwei messern. s. zb. s. 168), und in der Gralprocession bei Wolfram finden wir zwei messer; also müsse die vorlage Chrétiens und Kiots im anschluss an 1 eine von Fécamp beeinflusste Gralsage gewesen sein. 3. die Fécampsche blutsage war eigentlich schon eine vollständige Gralsage, aber ohne den namen 'Gral': man besafs in dem normannischen kloster in zwei bleikapseln das blut, das Joseph von Arimathia und Nicodemus von füfsen, händen und seite des Heilands mit einem messer abgeschabt hatten (so nach dem lateinischen text der legende; das franz. gedicht 'L'Ystoire du Saint Sanc de Fescamp, [hs. 14 jh., doch auf frühere vorlage zurückgehend] sagt an einer stelle vernünftiger 'abgewaschen' in bezug auf den körper, dagegen 'abgeschabt' von nägeln, kreuz und jedem anderen ort[2]; dazu kam noch ein messer, das ein engel bei der einweihung der kirche auf den altar gelegt hatte, auf dessen hefte man die worte gelesen *'in*

[1] die stelle war der bisherigen forschung nicht so unbekannt wie vf. s. 156 glaubt: s. Heinzel Über Wolframs von Eschenbach Parzival, WSB cxxx, heft I s. 14.

[2] *Premierement le cors requirent Et de la crois le descendirent; Et puis quant fut bien essié Le corps du sanc et nettié, Oingnemens telles achetèrent, En quoi le corps enveloperent . . . . Avint, quant le sanc fut ostei Dez piés, des mains et du costei, Rasei de clous, de crois destache*

Digitized by Google

honore sancte et individue Trinitatis'; aufserdem hatte man kurz nach der gründung des klosters[1] aus dem benachbarten ort SMaclou einen kelch (mit patene) erhalten, in welchem wein und brot bei der consecration in wirkliches blut und fleisch übergegangen waren. 4. beziehungen zwischen Fécamp und England bestanden fort und fort, auch mit dem normannischen herscherhaus etc., so dass ein geistiger austausch zwischen Fécamp und Glastonbury mit ihren gleichartigen legendarischen anschauungen von vorn herein anzunehmen ist. 5. das kloster Fécamp hatte nachweisbar seit dem anfang des 11 jhs eine eigne sängerzunft, von der wir voraussetzen dürfen, dass ihre aufgabe kaum etwas andres (ich hätte doch lieber gesagt 'unter anderem') gewesen sein kann, als die Fécampsche legende lebendig zu erhalten und zu verbreiten. 6. Wauchier hatte (nach der neuerdings von Paul Meyer gemachten entdeckung) zum gönner markgraf Philipp von Namur, dh. den neffen des bekannten Philipp von Flandern, durch dessen schwester Margaretha, die 1191—1194 gräfin von Flandern war[2]; daher kann kein dichter jener zeit so gut wie Wauchier gelegenheit gehabt haben, das buch einzusehen, welches Chrétien von dem grafen von Flandern erhalten hatte.

Ich finde das alles einzeln betrachtet beachtenswert. ein anderes ist aber, ob es als material für die these der vf. brauchbar ist. ich muss bekennen, dass ich den verschiedenen puncten nicht den wert und die tragweite beimessen kann, die sie ihnen gibt. greifen wir die annahme, dass die Grallegende von der Fécampschen blutlegende beeinflusst wurde, in ihrem einzigen vermeintlichen stützpunct an: die messer in Wolframs Parzival. diese messer sollen eine reminiscenz an die Fécampschen messer sein. es fällt schon gleich auf, dass Wauchier, der sich auf 'le conte qui a Fescans est toz escris' beruft, und der also vor allem die Fécampsche einwirkung zeigen müste, weder bei der Gral-

Et de quiconques autre plache, Que . . . Nichodeme une porcion Mist en son gant et le garda . . . Leroux de Lincy Essai sur l'abbaye de Fécamp, Rouen 1840, s. 144. — allerdings auch s. 141 : *Joseph d'Arimathie et Nichodeme . . . le sanc des plaies rasèrent.*

[1] die factische gründung des klosters soll im juni 990 stattgefunden haben. Leroux de Lincy s. 6.

[2] das genealogische in der note s. 169 zeichnet sich nicht durch grofse klarheit aus, man könnte sogar denken, dass im flandrischen grafenhaus ein bruder seine schwester geheiratet hätte. vf. meint natürlich : Philipp, seit 1196 markgraf von Namur, war der sohn Balduins v von Hennegau und der Margaretha von Flandern, die ihrerseits eine schwester Philipps von Flandern war. Margaretha war nach dem tode ihres bruders Philipp (1191) gräfin von Flandern (1191—1194), ihr mann unter dem namen Balduin VIII. ich bemerke noch, dass Philipp von Namur seit 1204 vormund der Johanna, der tochter Balduins IX von Flandern war, 1206 Marie, die tochter Philipp Augusts, heiratete und 1212 38jährig starb. s. Vanderkindere La formation territoriale des principautés belges I² 314 ff. — die verweisung der vf. auf t. III der Art de vérifier les dates führt irre: in der octavausgabe t. XIII.

Digitized by Google

procession noch sonst neben dem Gral messer erwähnt. als Perceval kurz nach dem abenteuer auf dem Mont Dolorous endlich die burg des roi Pescéor erreicht, und er neben dem könig sitzend die wunderbaren gegenstände an sich vorübertragen sieht, da erblickt er nach Wauchier Gral, lanze, gebrochenes schwert. auf dem wege zwischen Mont Dolorous und der Gralburg denkt Perceval nur an Gral und lanze. und da fragt man sich, ob die berufung auf Fécamp sich am ende nur auf die beschreibung der wunderbaren säule, die die eigentümlichkeit des Mont Dolorous bildet, bezieht. und besonders wird man nicht so ohne weiteres in dem 'conte' ein ganzes Percevalgedicht sehen, wenn man die dem citat vorangehende zeile (Potvin 33927) hinzunimmt, so dass das ganze also lautet : *Véist ains mais oevre si rice, si come le conte nus affiche qui a Fescans est toz escris.* — für die hypothese ist nicht weniger bedenklich, dass auch Chrétien, der aus derselben litterarischen quelle wie Kiot geschöpft haben soll, sich auch nur beschränkt auf lanze und Gral, allerdings in abweichung von Wauchier noch mit einem silbernen teller. — wie steht es aber um die messer bei Wolfram? aufschluss gibt Parz. 490 : sie sind von silber (das Fécampsche messer des engels wird, soweit ich sehe, dem stoffe nach nicht näher bezeichnet; das messer, mit welchem Nicodemus das blut des Herrn abschabte, wird im gedicht ein eisen genannt); Trebuchet hat sie angefertigt und den segen der auf dem schwert des königs stand darüber gesprochen; die messer dienen nicht zum abschaben des blutes, sondern zum zerschneiden des hartgewordenen giftes, das sich an der lanze festgesetzt hat, wenn sie in die wunde des königs gelegt worden ist. 234, 18 ff wird die schärfe der messer zum zerschneiden besonders betont: *snidende als ein gråt, . . . im* (dem silber) *was solch scherpfen niht vermiten, ez hete stahel wol versniten.* gegen diese eigentümlichkeiten halte man nun was von den Fécampschen messern berichtet wird. als man bei der einweihung der kirche sich stritt, welchen namen man der heiligen stätte geben sollte, erschien unter der menge die die kirche füllte ein engel in der gestalt eines alten pilgers und legte ein messer auf den altar, auf dessen hefte man las *'in honore sancte et individue Trinitatis'*, sodass jeder sofort erkannte, dass die kirche unter dem besondern schutz der hl. Dreieinigkeit stehe und nach ihr genannt werden müsse. und was geschah nun mit diesem messer? trug man es etwa fortan in feierlicher procession umher? nach der tradition wurde es auf befehl des bei der kirchenweihe anwesenden herzogs Wilhelm Langschwert in ein ledernes kreuz, das sich hoch über dem altar befand, eingeschlossen[1], sodass es seitdem nicht mehr zu sehen war. kann aber dieses messer nicht — wie vf. s. 160 will — aus der er-

[1] nach einem 1682 aufgesetzten Estat des sainctes reliques, reliquaires et autres pièces notables bei Leroux de Lincy s. 207.

Digitized by Google

innerung an das messer des Nicodemus hervorgegangen sein? schwerlich. die messer stehn durchaus in keiner beziehung zu einander. die lateinischen texte sprechen nicht davon, dass Nicodemus das messer als heiligtum bewahrte, und nach dem gedichte soll ein eisen mit in die bleikapseln aufgenommen worden sein, die der neffe des Nicodemus für das blut machen liefs; und diese kapseln, von denen nie anders, als dass sie blut enthalten, gesprochen wird, waren durch herzog Richard I in einem der pfeiler verborgen, aus welchem sie erst wider 1171 durch zufall ans tageslicht kamen[1]. was vf. übrigens von dem messer oder den messern behauptet, sie seien eine specielle reliquie Fécamps gewesen (s. 168), ist nicht im einklang mit den tatsachen, soweit ich sie aus Leroux de Lincys[2] oder Gourdon de Genouillacs[3] darstellungen kenne: die zwei blutkapseln (1 zoll dick und 3 bezw. 2 zoll lang) mit dem blute Christi waren das kostbarste kleinod des klosters. diese kapseln wurden, als sie 1171 wider aufgefunden waren, in würdigerer weise aufbewahrt. von einem messer, oder gar von messern, ist als reliquie nie die rede. das messer mit welchem Nicodemus das blut abgeschabt hatte, lebte sogar nicht einmal als teuere erinnerung bei den frommen fort, geschweige als reliquie. — ich seh also nach dem von der vf. gebotenen material und auch soweit mir das material über Fécamp etc. zu gebote steht, keinen zusammenhang zwischen den messern Wolframs und denen der abtei von Fécamp. bedenken wir nun, dass nach vf. Kiot und Chrétien dieselbe literarische vorlage benutzten, dass aber bei beiden, und namentlich bei Wolfram, der Gral keine blutreliquie ist, während in Fécamp gerade das blut das wertvollste kleinod war, dass bei Wolfram manches sich auf den Gral beziehende so ganz anders geartet ist (ursprung, kräfte des Grals [s. vf. s. 154 f], tätigkeit der lanze usw.), so glaube ich nicht, dass, auch wenn sich wirklich verwante züge zwischen den Wolframschen[4] und Fécampschen messern erschliefsen liefsen, wir mit dem zu gebote stehnden material je wahrscheinlich machen können, dass die Gralsage eine besondere beeinflussung von Fécamp her erfahren hat. damit wäre schon wider im einklang, dass die Fécampsche legende ihrerseits von den typischen begriffen der Gralsage — Gral und lanze, Gralsucher und Gralfinder u. ä. — gar nicht beeinflusst zu sein scheint: Nicodemus bewahrt das blut im handschuh, sein neffe Isaac lässt zwei röhren machen, durch zufall werden die kapseln in dem feigenbaum[5] entdeckt, der, von Isaac auf befehl Gottes ins

[1] s. u. a. Leroux de Lincy s. 290 f. [2] man vgl. nur Estat aao. 186 ff.
[3] Histoire de l'abbaye de Fécamp et de ses abbés, Fécamp 1875.
[4] Wolfram hat zwei messer. so hat auch der Didotsche Perceval zwei tailléoir; s. Heinzel Über Wolframs von Eschenbach Parzival s. 14.
[5] Fécamp, Fescamp soll nach der sage eine abkürzung von Fisci-Campus sein und feld des feigenbaums bedeuten; s. Leroux de Lincy s. 84.

Digitized by Google

meer geworfen, nach der normannischen küste gespült war, das blut macht kranke gesund usw. — ich leugne nicht, dass von den jongleurs in Fécamp die Gralsage behandelt und aufgezeichnet sein kann, auch ohne speciellen hinweis Wauchiers könnten wir das für eine jongleurschaft jener zeit annehmen [1]. ich leugne aber, dass die vf. auch nur von ferne wahrscheinlich gemacht hat, dass elemente aus der Fécampschen blutlegende in die Gralsage eingedrungen sind. anderen und entscheidenderen materials bedarf es dazu [2].

Der gedanke, die beiden sagen mit einander in beziehung zu setzen, ist nicht neu. Leroux de Lincy [3] schloss 1840 seine betrachtung über den roman du SGraal also: 'Les fables du Graal et la grande faveur dont jouirent, dès le XII• siècle, en France, en Petite-Bretagne et en Normandie, les romans de la Table-Ronde, n'ont pas été sans influence sur la rédaction de la légende du précieux sang de Fécamp, telle que nous la connaissons aujourd'hui; il faut donc la considérer comme postérieure au Saint-Graal, quand bien même elle ne serait pas redevable à cette fable de toute son origine' (aao. s. 137 f). —

In den capp. VI—IX, s. 172—252, entwickelt die vf. einen interessanten gedanken über vor-Chrétiensche Gawain- und Percevalliteratur. als Chrétien sich an den Conte del Graal machte, war die sage von Perceval schon zweimal mit von einander unabhängigen Gawaingeschichten verbunden und verflochten worden. nach den centren dieser Gawaingeschichten, soweit sie bei Chrétien und Wauchier erscheinen, kann man die ältere gruppe dieser erzählungen die gruppe von Chastel Orguellous, die jüngere die von Chastel Merveilleus nennen, letzteres namentlich im anschluss an Wolframs Schastel marveile. in die ältere gruppe, die aus

[1] vf. legt nachdruck auf den umstand, dass es eine sängerzunft in Fécamp gab und dass, ebenso wie die sänger von SGuilhelm du Désert zb. die weitverbreitete popularität des cyclus von Wilhelm von Orange veranlassten, in ähnlicher weise Fécampsche sänger die legende vom kloster Fécamp bekannt machten. aber dies gerne eingeräumt, was besagt das für die Gralsage, wenn wir sehen, dass der dichter, der sich auf Fécamp beruft — und nur dieser éine dichter und nur an éiner stelle —, die vermeintliche Fécampsche gestalt der Gralsage nicht berücksichtigt? und ein zug, der aus der Fécampschen blutlegende stammen soll, bei einem anderen so unkenntlich ist, dass man durchaus keinen zusammenhang entdecken kann?

[2] Manessier beruft sich (Potvin II t. V s. 158) auf eine schrift in Salebierre (Salisbury), allerdings mit dem merkwürdigen zusatz, dass könig Artus das pergament besiegelte, welches noch jetzt jedermann der des weges kommt lesen könne. so soll Kiot auch nach Parz. 453, 11 ff in Toledo die schrift des Flegetanis gefunden haben. auch für andere sagen wird der ort genannt wo man sie besonders erfahren kann, zb. geben drei hss. der Chanson du Chevalier au Cygne in einer anfangslaisse an, dass sie berichten wollen, wie man die geschichte in Mainz erzählt. vgl. über letztere Zs. f. rom. phil. 27, 2 ff.

[3] warum schreibt die vf. immer Lincey, mit ey? auch andere namen gibt sie in unrichtiger schreibweise.

Digitized by Google

episodischen Gawaingeschichten bestand, deren entstehung vielleicht in das 10 jh. zurückgeht, waren abenteuer Percevals, gleichfalls von episodischer natur, eingefügt worden; dahingegen ward in das jüngere gedicht, das Perceval zum gegenstande hatte, ein zusammenhängendes Gawaingedicht aufgenommen. das erscheinen der hässlichen jungfrau am hofe Arthurs und kurz darauf das auftreten Guigambrésils weisen auf die anfänge der beiden verschiedenen Gawaingruppen, zeigen aber auch, dass die Ch.-Merveilleusgruppe die ursprünglich an die ereignisse an Arthurs hof anschliefsende Ch.-Orguellousgruppe verdrängt hat. die aufgaben die die hässliche botin am hofe Arthurs nennt — Chastel Orguellous, Mont Esclaire —, wobei von Chastel Merveilleus geschwiegen wird, sowie das mit der botin verwante in dem auftreten Guigambrésils, der, ebenso wie die Graljungfrau Perceval beschämt hatte, nun auch Gawain beschimpfte, das alles zeige, dass von einem ursprünglichen plane abgewichen wurde. die aufforderung Guigambrésils an Gawain, sich am 40 sten tag in Escavelon zu stellen, leitet die Chastel-Merveilleusgruppe ein: sie führt Gawain ua. nach Escavalon, nach Chastel Merveilleus, sie behandelt die vermählung von Gawains schwester, bringt Gawain zur Gralburg, wo er die blutende lanze erwerben soll, und lässt ihn wider nach Escavalon zurückkehren. das gedicht dem diese abenteuer entnommen wurden, müsse, sagt vf., auch den ersten copisten Chrétiens bekannt gewesen sein, denn nur so erkläre sich die einheit des stoffes bei der verschiedenheit in der aufnahme des einzelnen 10602—11596. die Chastel-Orguellousabteilung wurde widerum aufgenommen mit v. 15788, und zwar von Wauchier. die vf. verwirft, wie oben gesagt, den gedanken an einen Pseudo-Wauchier (s. 183), das episodische der Chastel-Orguellous-sammlung, aus welcher Wauchier schöpfte, erkläre alles. — die beiden gruppen bilden litterarisch und auch sonst einen grofsen gegensatz zu einander. so ist die vorstellung des Chastel Merveilleus von insularem ursprung: ein zauberschloss in Galloway (s. 229), ein keltisches jenseits; Chastel Orguellous dagegen ist ein ritterschloss, dessen besitzer mit seinen kriegern Arthur und den seinen feind sind und ihnen in kampf und turnier zu schaden suchen. — die erzählungen der Merveilleusgruppe bildeten ein einheitliches gedicht von nicht gewöhnlicher litterarischer bedeutung. behandlung und stil weisen auf einen zeitgenossen Chrétiens, man könnte ein bedeutendes stück des gedichtes aus Chrétien und seinen copisten zurückconstruieren. der name des dichters ist aber nicht auf uns gekommen. die erzählungen der Orguellousgruppe dagegen folgen unvermittelt auf einander, es herscht keine chronologische ordnung, nur der name Gawain und der seiner verwanten hält sie zusammen. manchmal sind die abenteuer nur fragmentarisch angegeben, indem auf ausführlichere behandlung in einem gröfseren werk verwiesen wird; aufserdem

Digitized by Google

bieten diese partieen widerholt anreden an ein auditorium, eine eigentümlichkeit, die weder bei Chrétien noch bei seinen copisten (10602—11596) noch bei Manessier sich findet. die behandlung zeigt altertümliches gepräge und geht zurück auf einen verfasser, dessen name Wauchier zweimal nennt: Bleheris, den gefeierten Walliser und den schützling eines grafen von Poitiers. — die gedanken der vf. verdienen volle beachtung.

Und mit dem namen Bleheris will ich noch auf cap. XII, s. 288—297, weisen, das von diesem handelt. vf. nimmt hier den *famosus ille Bledhericus fabulator* des Giraldus Cambrensis als eine der quellen Wauchiers in anspruch. zweimal beruft Wauchier sich nämlich, wie soeben gesagt, für seine mitteilung ausdrücklich auf einen Bleheris. nach der besiegung des Riche Soudoier, des herrn von Chastel Orguellous, durch Gawain heisst es in 3 hss. (BNF 794. 1453, Brit. Mus. Add. 36614), dass Arthur niemals vorher soviel gewann: *si come Bleheris nos dist.* ein andermal heifst es, allerdings nur in éiner hs. (Brit. Mus. Add. 36614), dass er (Wauchier) die gestalt eines zwerges, der einen schild bewahrte, beschreiben wolle, wie Bleheris sie angibt; an dieser stelle hat aber die hs. den wichtigen zusatz, dass Bleheris 'en Gales' geboren wurde, dass Wauchier die erzählung gebe, wie Bleheris sie dem grafen von Poitiers erzählte, und dass sie diesem grafen von Poitiers die liebste erzählung war[7]. nach dieser angabe also muss Bleheris der Bledhericus des Giraldus Cambrensis, aber auch zugleich ein mann gewesen sein, der einem grafen von Poitiers — welchen lässt sich nicht feststellen, s. vf. s. 293f — Arthurgeschichten vortrug. — 'maistre Blihis' kannte man aber längst aus der Elucidation (Potvin v. 12f), nach welchem es verboten war, von den geheimnissen des Grals zu sprechen. — ferner muss dieser Bleheris derselbe sein wie der sagen- und sangeskundige Breri, den Thomas für seinen Tristan bezeugt, der alle taten und erzählungen aller könige und grafen, die je 'en Bretaingne' gewesen waren, kannte, und den GParis schon vor vielen jahren mit Bledhericus identificiert hat. aus alledem folgt, dass Bledhericus ein keltischer sänger gewesen ist, auf den die französischen dichter sich in der 2 hälfte des 12 jhs für die verschiedensten sagencyclen beriefen. — aber nun erheben sich sofort mehrere fragen, deren lösung sich nicht so ohne weiteres ergibt oder ergeben wird. wann hat Bledhericus gelebt? in welcher sprache hat er gedichtet, er, der auch mit dem grafen von Poitiers verkehrt hat? in welchem verhältnis steht Wauchiers arbeit zu dem werk des Bledhericus? gibt Bleheris vielleicht nur den namen zu einer reichhaltigen sammlung ab, die nicht ganz von ihm herrührt, die von fran-

[7] s. 249. 288. bis jetzt kannte man die stelle nur fragmentarisch, ohne bezug auf Bleheris. die Monser hs. ist hier (Potvin 31674, vgl. Heinzel 56) ganz undeutlich.

Digitized by Google

zösischen dichtern übertragen und vermehrt wurde, ebenso wie Chrétiens werk fortsetzungen erfuhr, die nicht in seinem plane lagen? es ligt in der natur der überlieferung, die uns die vf. erst neuerdings erschlossen hat, dass auch sie vorläufig nur vages zu bieten vermag. für die zeit in welcher Bleheris gelebt hat macht sie darauf aufmerksam, dass die Elucidation, die von 'maistre Blihos' redet, auch am anfang der erzählung (Potvin 162 ff) einen ritter namens Blihos Bliheris einführt, der von Gawain gefangen genommen wird und dann den hof Arthurs durch seine erzählungen so sehr fesselt, dass jungfrauen und ritter nicht müde werden ihm zuzuhören. auch sonst ist der name eines solchen ritters bekannt (Heinzel aao. s. 80 anm.). vf. hält sänger und ritter für identisch, aber so, dass der ritter aus dem sänger hervorgegangen ist; sie weist auf den verwanten zug der erzählungsgabe und schliefst auf grund dieser m. e. nicht unberechtigten annahme, dass der sänger Bleheris in weiterer vergangenheit ligt, als man sich gewöhnlich denkt. sie vermutet, gestützt auf sehr unsichere angaben, die zeit um 1000. ob man in dem Bleheris Wauchiers zugleich den bischof Bledri von Llandaff, † 1023, den fabulator Bledhericus und den mann, der dem grafen von Poitiers die geschichte vom schilde vortrug, sehen darf, erscheint mir sehr zweifelhaft. — da sowol Wauchier als der verfasser der Elucidation und der von Syr Gawayne and the Grene Knight auf französische vorlagen zurückgehn, so müssen die erzählungen von Bledhericus auch in französischer sprache vorhanden gewesen sein, wobei man an erster stelle an eine übersetzung aus keltischer oder lateinischer sprache denkt. weil aber Bleheris als erzähler vor dem grafen von Poitiers überliefert ist, und der ritter Blihos Bliheris in der Elucidation die leute durch seine mündliche erzählung an sich zieht, so wäre die frage näher zu erwägen, ob der britische sänger nicht auch in französischer sprache in Frankreich erzählt habe, und ob nicht eine sammlung in französischer sprache von ihm herrühre. — wir dürfen der vf. dankbar sein für ihre anregungen in diesem cap. wie viel es noch aufzuhellen gibt, mag sie selbst am besten wissen. sie schliefst das cap. mit den worten, dass wir vorläufig zufrieden sein müssen mit folgenden gesicherten factis: es gab einen erzähler von wallisischem ursprung namens Bleheris, der die quelle war, aus der Wauchier von Denain viel für seinen Perceval bezog, und der einen grafen von Poitiers zum gönner hatte. —

Zum schlusse einige unzulänglichkeiten.

An mehreren stellen legt die vf. dem buch, welches Philipp von Flandern dem Chrétien zu 'rimoier' gab, eine m. e. nicht begründete bedeutung bei, mag sie sich auch dabei mehr oder weniger hypothetisch äufsern. nicht nur Chrétien soll daraus geschöpft haben, sondern auch Kiot. weil das Bliocadransfragment

Digitized by Google

angaben macht, die sich teilweise auch bei Wolfram widerfinden, schliefst vf., dass die Bliocadranspartie ein glücklich erhaltenes fragment jenes buches sei (s. 73). da die fassung dieses fragmentes eine gedrängte ist, so folgt daraus wider die notwendigkeit zu erklären, dass Kiot und Chrétien den stoff des buches jeder in eigner weise verarbeiteten; s. 73 heifst es sogar, dass sie nur 'drew their inspiration' aus dem buche. aber auch Wauchier soll das buch benutzt haben, denn, da er einen neffen des grafen von Flandern zum gönner hatte, so sei ihm eher als jemand anders eine einsicht in das buch möglich gewesen (169). aber Wauchier berichtete von anderen dingen als Chrétien und inbezug auf den Gral hat er andere vorstellungen: demzufolge dürfte Wauchier eine andere partie des buches vorgenommen haben, dh. das buch habe nicht aus einem einheitlichen gedicht bestanden, sondern aus einer sammlung episodischer gedichte (323 ff). das buch habe weiter eine von der Fécampschen blutsage beeinflusste Gralsage enthalten (169), denn Wauchier sage, dass er nach Fécamp erzähle, und Wolfram zeige die Fécampschen messer in der procession (152 f, vgl. aber oben). bei Gerbert schwankt vf.: er könne seinen stoff aus Kiot genommen (121 f) oder die quelle Kiots, dh. das buch des grafen, vor sich gehabt haben (145). so dass vf. fast die ganze französische poetische Gawan-Perceval-Gralliteratur, so weit sie uns erhalten ist, aus dem werke des grafen herleitet, aus diesem sammelcodex, von dem sich nur ein rest gerettet hat in dem Bliocadransfragment. — es sind eine reihe vager möglichkeiten, mit denen nichts anzufangen ist, und deren aufstellung sich merkwürdig abhebt gegen andere lebensfähige beobachtungen, wie die vf. uns mehrere bietet. —

Miss W. hat Wolframs Parzival in senglische übersetzt. aber aus welcher überlieferung hat sie die abweichende gestalt ihrer namen in vorliegendem werk? hier eine auslese: Feirefis st. Feirefiz, Pelrepär st. Pelrapeir(e), Jôfrêit fls Idôl st. Jofreit fiz Idoel, Kondrie st. Cundrî, Cundrîe, Schâtel mervêil st. Schastel marveil, Terre mervêil st. marveile. ungenauigkeiten aus dem inhalt des Parzival übergeh ich. — nach s. 58 hat Lachmann den Parzival herausgegeben im j. 1891, Bartsch 1875—1877.

Merkwürdig, wie verhältnismäfsig wenig die vf. die deutschen arbeiten in der aufklärung der Gralsage heranzieht. ein beispiel. mit der zeile 34 934 *Et Perceval se reconforte* endet, so vermutet sie s. 273, Wauchiers anteil an dem gedicht. warum wird hier nicht Birch-Hirschfeld genannt, der schon vor 30 jahren in seinem bekannten werke dieses factum feststellte, und zwar mit schlagenderen gründen als sie vf. anführt?

Der index ist nicht reichhaltig genug. —

Ich fasse zusammen: das buch der miss Jessie LWeston ist eine beachtenswerte erscheinung. es gewährt uns einen genauern vergleichenden einblick in die handschriftlichen verhältnisse des

Digitized by Google

Conte del Graal. es rückt vor allem gleichsam greifbar nahe, wie vieles an unverhofften lösungen, aber auch an neuen problemen in den hss. noch unaufgedeckt ligt und wie sehr eine kritische ausgabe des Conte del Graal nach allen hss. nottut. wir ahnen etwas von einer blüte an Gawan- und Percevalliteratur vor Chrétien und von der bedeutung Wauchiers als bewahrer alten materials, wobei die ursprünglichkeit Chrétiens einen empfindlichen stofs erleidet. wir sehen neue fragen auftauchen, von denen mehrere mit dem namen Bleheris verknüpft sind. in der beweisführung ist die verfasserin aber nicht immer glücklich. namentlich gegen die capitel über Gral und Gralschwert muss ich verwahrung einlegen: sie führen m. e. auf einen irrweg.

Ihren weiteren veröffentlichungen über den Percevalcyclus sehe ich gleichwol mit interesse entgegen.

Tilburg (Holland), im märz 1908. J. F. D. Blöte.

Heinrichs von Neustadt 'Apollonius von Tyrland' nach der Gothaer handschrift, 'Gottes Zukunft' und 'Visio Philiberti' nach der Heidelberger handschrift herausgeg. von SSinger. mit 3 tafeln in lichtdruck. Berlin, Weidmann 1906. [Deutsche texte des mittelalters bd. vii.] xiii und 534 ss. 8°. — 15 m.

Die deutsche philologie hat in der erkenntnis der arbeitsweise der mhd. epiker, besonders auf metrisch-stilistischem gebiete, und der sprachlichen grundsätze die auf die gestaltung der werke vorbildend gewirkt haben, im letzten jahrzehnt bedeutsame schritte vorwärts getan. aber es gilt noch einen grofsen teil des materials auf grund der empirischen behandlungsweise, die sich vorerst als rein statistische gibt, zu durchforschen, um gewisse fragen der sprache und kritik zu lösen, wie es bisher für kleinere gebiete der mhd. dichtung zt. nur mit unzureichenden mitteln versucht werden konnte. die normalisierte ausgabe hat für eine zeit hinaus an ansehen verloren; sie war für rein litterarhistorische erkenntnis wertvoll und für schulgemäfse behandlung bequem, der forschung lieferte sie nur unvollständiges oder subjectiv gemodeltes material. das ideal einer kritischen ausgabe wäre allerdings ein gereinigter text, der nebenbei vollen einblick in die überlieferung gewährte, ich denke da auch an die orthographische und dialektische seite; aber das läfst sich nur bei dichtern versuchen, deren werke in ein oder zwei hss. überliefert sind. bei allen andern muste der entschluss der Berliner akademie mit freude begrüfst werden, dichtungen des ma.s in der form zu bieten, wie sie den zeitgenossen vorlagen, und genaue handschriftenabdrücke vorzulegen, die weiteren arbeiten zur grundlage dienen können. auch bei einem vielbehandelten schriftsteller, sagen wir Gotfried, müste es von gröstem interesse sein, eine einzelne hs., sagen wir hier M, buchstabengetreu ge-

niefsen zu können. vielleicht dass die photographie einmal durch ein vielfach verbilligtes verfahren, wie es jetzt KKrumbacher in den Neuen jahrbüchern f. d. class. alt. 9, 601 ff beschreibt, jedem forschenden diesen wunsch erfüllen kann. ich erhoffe daraus neben anderem noch die besondere wirkung, dass ein jüngeres geschlecht dem überlieferten metrischen und sprachlichen kanon der normalisierten ausgaben mit geringerer befangenheit gegenüberzutreten lerne.

Den vii bd der deutschen texte des ma.s nehmen die werke Heinrichs von Neustadt ein, die hier durch die fleifsige hand SSingers zum erstenmale vollständig vorliegen. die umfangreiche arbeit gibt in allen ihren teilen zeugnis von der hingebung des verf.s für die sache, die zudem die nimmermüde fürsorge prof. Roethes geniefsen durfte. Strobls auszüge aus den werken des HvNeustadt (1875) waren ja durch die übersicht über den inhalt und durch das fleifsige glossar für ein menschenalter fast die einzige grundlage der kenntnis jenes belesenen Wiener arztes, der mit seiner litterarischen tätigkeit trotz der reimverse die prosaliteratur des 14 u. 15 jhs vorwegnimmt, und Strobls arbeit bot Seemüller die grundlage für seine eindringende charakterisierung jener dichterischen persönlichkeit, welche auch durch den nun vollständig vorliegenden abdruck der werke keine wesentliche verschiebung erleidet. abweichend von Seemüller setzt Singer die entstehung des Apollonius noch zu lebzeiten könig Rudolfs an. darüber unten s. 45 f.

Der Apollonius von Tyrland, in 4 hss. überliefert, wird von Singer nach der vollständigsten, aber herzlich schlechten Gothaer hs. B abgedruckt; aber der abdruck ist vom herausgeber mit so vielfachen besserungsvorschlägen und notizen unter dem texte begleitet, dass in anspruchslosester form für eine künftige ausgabe viel getan erscheint. ein bedauern kann ich allerdings nicht unterdrücken. an vielen stellen wo die lesart der abgedruckten hs. bedenken erweckt und zu textänderungen reizt, vermisst man die vielleicht abweichende lesung der guten hss. A und D. wie es jetzt steht, kann die weitere arbeit am texte sowie sogar metrische und stilistische untersuchungen nur mit vorbehalt unternommen werden; man weifs trotz Singers reichen und dankenswerten zugaben für viele verse nicht, inwieweit die anderen hss. änderungen bzw. besserungen bieten. nur einige leichte beispiele dieser art: 3856 *untz das der lichte tag schain;* der traditionelle vers verlangt *erschein.* steht es in einer hs.? — 7892 *manig man da dot lag;* natürlich *gelag* oder *tôter lag.* 4869 (*mit schilte*) *hett lob er und er pejagt.* schrieb der dichter *het lop und êre er bejagt?* ist es vielleicht überliefert? — 5082 *we mir! hewt we und ymer we!* doch wahrscheinlich *wê mir hiute und iemer wê!* — 6613 (*er gedachte*) *ob es ymer geschach: das man in pey den leutten sach;* natürlich *geschehe : daz man in*

Digitized by Google

bi den liuten sehe. 14619 *da sy doch iren ernst sach*; es muss *sînen ernst* und wol auch *ersach* (*gesach*) heifsen. nun schliefst ja die tendenz der Deutschen texte die erfüllung solch weitgehnder wünsche aus, und ein solches entgegenkommen gegen den leser hätte die ohnehin gewaltige arbeitsleistung des herausgebers wesentlich vermehrt, aber von solchen fällen ausgehend könnte man beispielsweise verleitet werden zu glauben, Heinrich habe versschlüsse wie *tág schein, tôt lág, érnst sách* geliebt. so wird wol auch die weitere arbeit auf textkritischem und metrisch-stilistischem gebiete zu diesem dichter vorzüglich in der hand des herausgebers liegen, der im besitze des hsl. materials ist.

Eine kurze einleitung orientiert über das vorgehen des herausgebers. den grösten teil des ansehnlichen buches nimmt der Apollonius mit seinen 20644 vv. ein. daran schliefst sich das merkwürdige conglomerat, das Heinrich 'Gottes Zukunft' nannte, 8129 vv., woraus Singer wol mit recht die verdeutschung der 'Visio Philiberti' mit 592 vv. ausgeschieden hat, wenn sich auch sonst die dichtung als eine summe verschiedener quellen verrät. ein willkommenes namenverzeichnis sowie ein wortverzeichnis schliefsen sich an. dieses bringt belegstellen zu den nicht alltäglichen vocabeln und von gewöhnlichen auch seltenere verwendungen und bedeutungen. dem bande sind 2 bildtafeln aus der Gothaer hs. des Apollonius sowie eine seite der Heidelberger hs von Gottes Zukunft beigegeben. eine notiz Einl. VIII vermerkt die spaltenbreite der doppelspaltigen seite der Gothaer hs. mit 7,5 × 7,7. da die seitengröfse 28,9 × 21 cm beträgt, scheint die erste angabe ein druckfehler oder doch misverständlich (7,5 bis 7,7?), da man etwa 17,5 × 7,7 erwartet. Jakobs beschreibung ist mir nicht zugänglich.

Heinrichs dichtungen lassen auf den dichter schliefsen. ein bürger, der gelehrte bildung genossen und aus liebhaberei vielerlei deutsche und lateinische schriften gelesen hat, bevor er seine mufsestunden mit eigenem dichten ausfüllte. es fehlt ihm an compositionstalent, dem leser wird es schwer, im Apollonius den faden der geschichte festzuhalten, und dem dichter war es auch nicht darum zu tun, da er mit den endlosen abenteuern seines helden sich und seinem für wunderfahrten empfänglichen publicum genüge getan zu haben glaubte. und die mosaikarbeit in Gottes Zukunft sucht ihresgleichen. es wäre eine preisaufgabe, für dieses gedicht die abschnitte sowie die einzelnen versfolgen auf ihre quellen vorzunehmen und die engere oder freiere behandlung seiner lateinischen und deutschen quellen aufzudecken. neben den schon bekannten quellen verweise ich hier nur — vorbehaltlich einer näheren darlegung, zu der mich ein in meiner hand befindliches fragment anregt — auf die im Heidelberger cod. 341, bl. 29 ff stehnde reimerzählung vom jüngsten tage.

Digitized by Google

Der Österreicher tritt sprachlich in den dichtungen, wenn man die abfassungszeit, um 1300, betrachtet, merkwürdig wenig hervor. auffallende dialekticismen sind verhältnismäfsig selten. das geht auf rechnung der höfischen kunstsprache, mit der Heinrich wol unbewust noch arbeitet. nähere stil- und reimuntersuchungen würden das vollauf bestätigen, ebenso die betrachtung der metrik, die bei der sonstigen dichterischen kunstlosigkeit ganz vortrefflich ist und die tendenz nach regelmäfsigem wechsel von hebung und senkung zeigt. traditionelle fügungen *von dem mér ân daz lant* 2618, *bî dem mér ân dem port* 2631 und ähnliches bestehn natürlich zu rechte. Heinrichs ritterliche dichtung ist unterhaltungsreimerei; darum arbeitet er stilistisch ohne auswahl mit den bereits erstarrten formen höfischer technik. von den grofsen epikern zeigt sich besonders die nachahmung Wolframs. zu den diesbezüglichen belegstellen Strobls Einleitg. xxv ff verweis ich auf v. 19856 ff: Flordeleise reitet in ähnlicher weise vor die tafelrunde, wie Kundrie im Parz. 312. — neben den vielen öden partieen der erzählung, in denen der dichter meist nur den nächsten und übernächsten vers überschaut — daher die beiordnung für die syntax charakteristisch — findet sich doch an manchen stellen eine recht ansehnliche kraff des ausdrucks, die art des Österreichers verleugnet sich nicht ganz. die ergreifenden partien in GZuk. und der Visio möcht ich bei der starken benützung gleichwertiger vorlagen nicht gern auf seine rechnung setzen, wenn auch wendungen im Apoll. (zb. 6347 ff) auf jenen ton vorbereiten. auch sonst schlägt er hier manchmal lebendigere töne an; man vgl. scenen wie 3238 ff. 3122 ff oder die lyrischen strophen 16427 ff, die allerdings nicht mehr den alten klang haben, sondern durch ihren ernst an die spruchdichtung der folgenden zeit mahnen; vgl. auch 17952 ff. in einem mannhaften tone erklingt die stelle 14367—493, vielleicht der ethisch und dialektisch wirksamste teil der Apolloniusdichtung, der von dem vielen schwächlichen und zufälligen des reimwerkes vorteilhaft absticht. — die volkstümliche art des bürgers und arztes bringt in den höfisch steifen ton des ganzen einen lebendigen einschlag, so in der schilderung des trinkgelages 3721 ff oder 18405 ff, lässt aber anderseits recht bürgerlich prosaische behandlung zu; so wird des Apoll. kriegslist mit der handlungsweise eines vorsichtigen kaufmanns verglichen 3706 ff. bezeichnend ist hiefür auch die stehnde bezeichnung eines ritters als *biderman*, viel öfter als das wörterverzeichnis ersehen lässt: zb. 1596. 8083. 8158. 8783. 9934. 10439. 10609. 11341. 11545. 12231. 16980 uö. hieher gehören auch die vulgären bezeichnungen und vergleiche *der ungetrewe balg*, *der böse palk*, *des teufels mausvalle*, *der hunt*, *der hellehunt* (853. GZ. 2451, darnach auch 4830 nach A einzusetzen), *pock*, *schaf*, *rint*, *swein* (3722. 3800 nicht im wörterverzeichnis). in Gottes Zukunft und

Digitized by Google

der Visio finden sich die herkömmlichen schmähungen des sündigen menschen. ein schwert schneidet die wisenthaut *als ain kabasskraut* 10729, oder vgl. 17671. interessant sind auch die aus der ungar. und slav. sprache aufgenommenen wörter und manche mundartliche ausdrücke die auf Innerösterreich weisen. das höfische *bluomen unde klê* (vgl. 8858) wird schon durch das praktischere *wisen und walt* 5776 ersetzt. überhaupt scheint an mehreren stellen eine leise ironisirung des höfischen ritterideals durchzuklingen; man lese 6783 *sin künicliches bette was loup, kle, bluomen unde gras* oder 11406 *man pflac ir wol mit richer kost: rueben unde kumpost truoc man nicht ze tische.* ritterschaft im dienste der frauen und darauf bezügliche bemerkungen sind in dem umfänglichen epos ganz vereinzelt, vgl. 11271 ff; die lat. quelle mag ja da mitspielen. in höfische ekstase gerät der dichter selten, vgl. 13187 ff oder 15008—22, das folgende ist wider recht matt. seine nüchterne art bezeugt auch der umstand, dass er die kenntnis der inneren gedanken seines helden widerholt (zb. 9867) dadurch vor sich selber begründet, dass er hinzufügt : 'wie er selbst später erzählte'. allgemeine gedanken zeigen den gereiften sinn des dichters, der lehrhaft wirken will, 9801 ff. 10230. 10236. 13814. 16366 ff; der ausfall gegen den geiz 12807. auch dass das landvolk, *daz volk in dem lande*, überall gleichsam mitspielend in die handlung eintritt, bezeichnet die geänderte atmosphäre gegenüber der höfischen zeit, wo die *liute* nur statisten sind. der arzt verleugnet sich nicht, wenn er 3785 ff von erkältung bei schlimmem wetter, 2711 von frauenkrankheiten spricht, 3980 den leichengeruch erwähnt, 4380 ff eine eklige schilderung in allen einzelheiten geniefsen lässt. obscöne bemerkungen verschmäht er nicht, vgl. 5679 ff. 5950 ff. 15091 ff. 18332 ff : mit etwas stärkerer farbe, als sonst in höfischen beilagerscenen gebräuchlich ist; vgl. noch 8915. eine gewisse lüsternheit ist auch sonst zu bemerken : 13215 ff. 14210 ff; gelegentlich zeigt er aber auch lobenswerte zurückhaltung, so zb. 13410 ff.

Über Heinrich als dichter von Gottes Zukunft wird sich erst nach der genaueren untersuchung seines verhältnisses zu den verschiedenen vorlagen reden lassen. die erzählenden und die raisonnierenden teile sind ungleich nach stil und wirkung; man vgl. 1987—2432 und widerum 2523 ff mit dem vorausgehnden; deutliche absätze sind erkennbar wie 3281. 6010; gröfsere einschübe verraten sich: 7304 würde sich gut unmittelbar an 7017 anschliefsen. die satire auf die geistlichkeit 435 ff scheint eine österreichische specialität; die *frâzheit* und *trunkenheit* in Wien und Österreich hebt er noch gesondert hervor 464 ff. dass er über seine lateinische quelle hinausgeht, erklärt er selbst 67 ff, und vom *florieren und zieren* der rede (75) hat er auch schon gehört. — die von Singer vorgelegte hs. ist gut trotz offenbaren

Digitized by Google

lücken und es ist ein merklicher unterschied zu der überlieferung des Apollonius.

Heinrichs dichtungen geben durch ihre mangelhafte überlieferung genug stoff zu conjecturalkritik; ich verzeichne hier nur einige der heilung bedürftige vv.: Ap. 434. 473. 876. 1266 ff. 1540. 1640 ff. 2540. 2555. 5005. 8213 f. 9364. 9926. 9981 ff. 10152. 10693. 10769. 11137. 12814. 15006. 15592. 15729. 17789 f. 18124. 19664. GZ. 578. 1209. 2033. 3017 f. 4315. 4671. 4674 und stelle im folgenden einige besserungsvorschläge zu unsicheren lesarten zusammen. 137 ist zusatz des schreibers im archetypus, ebenso wahrscheinlich 1399. dreireime sind allerdings zu finden, aber nicht ohne bedenken: 2428 *wart von dan ein scheiden mit tochter und mit eidem* scheint nicht unmöglich, der eingeschobene vers *der kunig gie mit in beiden* steht in der willkürlich verbesserten hs. A, ähnlich 8801; auch der dreireim 8941 ist nicht echt, wol 8942 zn streichen, ähnlich 17815. GZ. 5538. — soll 329 die süfse Moellin und frau Kathrin dieselbe person sein, würde es sich empfehlen zu lesen: *an der süezen Moelîn unde frawen Katharîn.* — 812 wol *daz man slûze zu das bad*, vgl. das folgende und 1482 ff, an welch letzterer stelle übrigens *hintz dem bade* zu lesen sein wird. — 1051 f. Singers vermutung *dem turn* (*frum* die hss.) *nahen pey: stet ein ander turn. wie hoch der sey* gibt ein metrisches misverhältnis; vielleicht: *dem frumen turn stêt nâhen bî ein ander turn.* — 1235 *er was in der stat das was war* ist schwerfällig, ebenso wie GZ. 1297 *Adam geschaffen wart daz ist war,* vielleicht *vürwâr* wie Ap. 2257 nach AD, vielleicht auch 17459. 17849. — ist 1396 f vor 1392 zu stellen (*der künig Apollonius mit nazzen ougen sprach alsus*)? — 1594 *darumb es in nit e. l.*? — 1640 *und ir gebœrde minniclich*? — 2374. 15054. 17897 *rôsenlachender munt,* wol *rôselohter m.*, vgl. 2203. 13297 und auch 2049, welcher beleg im vocabular fehlt. — 2729 *die fraue heschen pegan* (nach der ohnmacht, aus der sie vom arzt erweckt wird); in den wbb. find ich die zur stelle passende bedeutung des dialektwortes, das mir ganz geläufig ist, nicht. *heschen* bedeutet in Böhmen nicht schluchzen, sondern 'nach atem ringen, heftig atmen', besonders nach eiligem laufe; daneben wird Heinrich allerdings *hischen* 'schluchzen' gekannt haben. — 5765 ist *ir prustel* nicht genitiv, sondern nominativ und *gedrungen* verb. finitum; nach *figure* also punct. — 6020 *Pla* doch wohl verschreibung für *wan,* da der satz begründung für das vorausgehnde ist. — 9232 *das sy noch und ir geslechte* ist unverständlich; *daz sie ioch ir gesl.* scheint naheliegend. — 13722 ff *di purgk lag allaine: auff ainem hohen staine, der was au/s geschossen, (ain wasser was geflossen niden auff den pergk) lag das aller kostperiste wergk* gibt keinen sinn. 13724 kann man nach 14794 *der stain was auff geschossen* bessern und folgende lesung herstellen: *die burg lag*

Digitized by Google

alleine: ûf einem hôhen steine (der was ûf geschozzen, ein wazzer was geflozzen niden ûz (*umb?*) *dem* (*den*) *berg*) *lag* usw. — 14 331 ff ist die darstellung nicht unklar, wie Singer annimmt, und nach 14 336 ist keine lücke. Diamena lässt dem treulosen liebhaber den *sigestein* durch einen boten entwenden. den unsichtbar machenden fingerring gibt sie dem boten zu seinem schutze mit. die worte, dass sie Apollonius den fingerring sende v. 14332 ff, sind natürlich hohn, wie sich aus der situation ergibt, der bote muss vielmehr den ring selbst anstecken, um zu entfliehen. es ist höchstens 14 331 *so gib im dan* zu *so nim dan* zu ändern; 14 337 *und pirg dich dan mit dem staine* verlangt allerdings einen gleichgebauten vers im vorausgehenden; 14 336 muss eben *stôz ez dan an dîne hant* lauten. das folgende gibt dieser deutung recht. Cleopacras entwendet den stein, zeigt dann 14 350 *ditz vingerlein,* das Apoll. kennt (v. 13577), dem helden, um es selbst 14 353 an die hand zu stecken (*er stiez daz v. an die hant*) und dadurch unsichtbar zu werden. dass nachträglich noch ein brief übergeben wird, gehört zu den vielen belegen für die lose motivierte handlung. dass nur von einem ringe die rede ist, nicht von zweien, wie Singer vermutet, lassen 14 474 f. 14534. 14 576 erkennen. — 17 672 *des kostleichen ritterspil,* solche flexionslose genitive im reime sollten einmal gesammelt werden. — zu 17 735 vgl. neben der von Roethe herangezogenen stelle HvFreiberg Tristan 1764 f. — 17 925 ff ist in dieser fassung unverständlich: *zehant defs landes panyr drang aufs der stat schyr mit pusawmen und mit pfeyffen: ainen schwartzen greyffen, von rotem golde was das velt si drungen vaste durch di zelt.* auffällig ist v. 17 927, der von musik spricht, wiewol 17 931 *mit schalmein und mit tamburen* nochmals denselben gedanken bringt. immerhin lässt sich der vers wegen der reimnötigung wol verstehn. es fehlt aber das transit. verb. zu *greyffen*; will man nicht eine lücke annehmen, ist 17 929 wol *vuorten sie in rôtem velt* zu lesen, vgl. 18 851 *mit pusawn und mit pfeyffen: der kunig furt den greyffen.* das *rôte golt* ist aus den vorangehenden analogen wappenschilderungen hereingekommen, vgl. 17 831. 17 847. 17 875.. 17 901. oder sollte 17 930 *drungen* in *truogen* zu ändern sein? — 18 420 ff *man gab den varenden leutten rofz, silber und gewant, es vergulte kam* (*kaum*) *Bayerlant* (änderung der hss. BC für das ursprüngliche *Swabenlant* AD). *man gab in solche gabe das maister Albrechten dem Swabe der kunig Rüedolff nie gab.* Singer fasst die stelle als ironische anspielung auf die kargheit Rudolfs und setzt demnach die abfassung vor 1291. ein 'meister Albrecht der Schwabe' ist unbekannt, er wird auch kaum zu belegen sein, denn m. e. ist Albrecht der Schwabe niemand anders als Albrecht, der sohn K. Rudolfs, der mit gutem rechte 'der Schwabe' heisst, nicht blofs als besitzer der habsburgischen hausgüter. der öster-

reichische widerstand gegen ihn und die von ihm begünstigten Schwaben ist bekannt. das *maister* könnte echt sein und dann zur verschleierung der naheliegenden beziehung auf den lebenden herscher von Österreich dienen. eher aber ist anzunehmen, dass *maister* aus dem sinne der vorausgehenden vv. schon frühzeitig conjiciert worden ist; dafür spricht auch die schwere metrische belastung des verses durch das wort. die übergabe Österreichs an Albrecht war tatsächlich *der gâbe urhab, daz ie lenger ûf gêt, die wile sîn künicrîche stêt. der gâbe urhab* heisst 'anfang der schenkung', vgl. Ap. 6020. GZ. 801. 1536. 1974. 4054. 7905 (die belege für das wort sind im wörterverzeichnis nicht vollständig). das *ûfgên* ist dann allerdings vom sauerteig genommen und bildlich auf die zunahme der habsburgischen macht zu verstehen. und somit würde die abfassung der stelle am ehesten in die jahre 1306/7 fallen, wo Albrechts macht durch zeitweilige erwerbung Böhmens für seinen sohn eine ungeahnte ausdehnung gewonnen hatte. mit dieser jahreszahl wäre auch eine bessere einreihung des werkes in die sonstigen urkundlichen zeugnisse von dem dichter gegeben. mit meiner deutung lösen sich die meisten schwierigkeiten, wenn auch der wortlaut von 18420 f noch immer nicht restlos aufgeht. zu v. 18418 f vergleich ich 11723 f : *es mochte yetzund Schwaben lant kawm gelten di claid, die da wurden an iren leib gelait* (die stelle ist Singer im namenverzeichnis entgangen). sucht man unsere stelle ohne jede änderung zu verstehn, so heifst sie: 'man gab den fahrenden beinahe mehr, als Schwabenland einbringt. man gab ihnen gaben, wie sie könig Rudolf nicht einmal (oder: zu keiner zeit?) Albrecht dem Schwaben (an zinsen und einkünften) gegeben hat'. und nun ganz gegenwärtig politisch im sinne des Österreichers von etwa 1306/7 gefasst: 'mit der letztgenannten schenkung aber wurde der anfang zu der täglich wachsenden herschaft könig Albrechts gemacht'. ich übersehe nicht, dass man durch kleine änderungen — ersetzung von *maister* durch ein anderes wort, von *nie* durch *mê* — noch einen besseren sinn bekommen könnte, aber ich weiss nicht, ob man damit nicht auch den dichter corrigieren würde.

Gottes Zukunft v. 1457 *Jêrusâlem,* diese betonung fast ausschliefslich auch bei HvNeustadt wie bei HvFreiberg, vgl. meine ausgabe s. 135. — zu dem fehler *Nazareth* 1630 vgl. 1755. — 2361 doch wohl *lûter gar : clâr* in der traditionellen reimbindung. — 2715 doch wohl *sunderbâr : fluhen ûf der fluhte dar? dar fliehen* hier nicht ausgeschlossen, wenn auch *dan* näherläge. — 4639 (*er vert*) lässt sich durch die lesung *ez vert* ins reine bringen. zum sinne des verses vgl. 4658 f. auch S.s vorschlag *er vuorte* ist beachtenswert. — 4962 f könnte vielleicht durch eine verschiebung der versanfänge, die dem schreiber zur last fiele, ins reine kommen: *dar nach bezide kam Petrus zu*

Digitized by Google

Rome, dar nach Paulus: zu stiften da die cristenheit die noch hude ist gemeit: des blieben bede alda dot. — 4969 ist *ende* als glosse zu streichen. — 5867 *dô wirt nôt vor aller nôt* setzt vielleicht kenntnis von Walth. 9,26 (Wilmanns) voraus. — 6861 *aller der werlte an der stunt wie ez dez sunders sunde kunt* möchte ich *kunt* nicht = *kündet* fassen, sondern durch eine leichte änderung abhelfen: vielleicht *tut ez* usw. noch leichter wäre die änderung, wenn man das *got* des folgenden versanfanges als *gît* läse: *wie ez des sünders sünde kunt gît und aller der sünder schar wirt des veigen laster bar.* starkes enjambement zeigt Heinrich Ap. 4. 8. 54. 115. 184. 206. 226. 311 usw. noch eine dritte besserungsmöglichkeit wäre durch die änderung 6861 *wie ez* zu *wirt* gegeben; damit entsteht ein paralleler bau mit den folgenden 2 vv.: *aller werlte . . wirt . . kunt*; *got . . wirt . . bar.* — Visio 284 *in der sunden pfutzen : gutzen* ist *gutzen* doch nichts anders als *guckezen* 'starren, schauen'; diese form schon frühzeitig, vgl. Ackerm. aus Böhmen cap. x *in irdische verwandelunge hastu nicht gegutzet.*

Leitmeritz, 4 februar 1907. ALOIS BERNT.

Nicolaus von Jeroschin und seine quelle. von dr WALTHER ZIESEMER. [= Berliner beiträge zur germ. u. roman. philologie XXXI, german. abteilung nr 18] Berlin, EEbering 1907. VIII u. 158 ss. 8°. — 5 m.

Zur rechtfertigung seiner ausführlichen monographie kann der verf. hervorheben, dass Nicolaus von Jeroschin bisher bei den germanisten fast ausschliefslich aus sprachlichem (und nebenher aus metrischem) gesichtspunct beachtung gefunden habe, während er die historiker hinwider nur eben als umreimer des Peter von Dusburg interessirte: so ist weder der litterarische charakter des autors noch seine dichterische begabung und leistung zu ihrem rechte gekommen. indem Z. auf der einen seite den verdienstlichen vorarbeiten Pfeiffers, auf der anderen den inhaltreichen anmerkungen Töppens zu seiner ausgabe der Dusburg dank und anerkennung zollt, ist er selbst bestrebt gewesen, die fragen zu beantworten, die ein werk wie dieses dem litterarhistoriker aufgibt.

In den ersten beiden capiteln behandelt der verf. eingehend das verhältnis J.s zu seiner lateinischen vorlage und demnächst die bildung, die literarischen kenntnisse und das locale und zeitgeschichtliche wissen des autors, um dann mit einer zusammenfassung der biographischen folgerungen zu schliefsen (s. 78f.) und kurz den selbständigen wert des berichterstatters und die künstlerische freiheit des darstellers anzudeuten (s. 79).

Ich hebe als anziehend und wertvoll hervor: die erwägungen auf grund deren Z. sich dafür entscheidet, dass die bearbeitung von Dusburgs IV buch, welches J. abschnittweise den büchern I-III eingegliedert hat, auch würklich neben der umdichtung dieser

Digitized by Google

drei hergelaufen ist (s. 10); die erörterungen über den prolog der Deutschordensstatuten (s. 33ff) und über die verschiedenen berichte von der auffindung des hauptes der hl. Barbara (s. 37 ff), namentlich über das gedicht Luders von Braunschweig und dessen ebenwol verlorene poetische vorlage; über das verhältnis J.s zu Heinrich von Hesler (s. 47 f), der ihn auch zu seinem metrischen excurs angeregt hat, und zu dem gleicherweise von Helm edierten Maccabäerbuche. die tatsache, dass unser chronist, der das Passional sicher kannte — seine Adalbertlegende gab sich ja als ergänzung dazu! — doch nur verschwindende reminiscencen daran aufweist und gar keine beeinflussung von diesem vornehmsten stilisten der Deutschordenslitteratur erfahren hat, kommt keinem aufmerksamen leser Jeroschins überraschend, verdient aber doch in der entscheidenden feststellung Z.s (s. 46 f) allgemeine beachtung.

Zwei monita möcht ich an diese abschnitte anknüpfen. einmal fällt es auf, dass der verf. sich bei der aufspürung von Jeroschins belesenheit nicht über den engen kreis der Deutschordenslitteratur hinauswagt. warum zieht er bücher die nachweislich in diesen kreisen viel gelesen wurden, wie das Rolandslied (resp. Strickers bearbeitung), den Willehalm und von Rudolfs von Ems werken den Barlaam und die Weltchronik gar nicht in betracht? — die andere frage betrifft die ursprüngliche fassung der reimchronik, von der nach v. 189 *quinternen me wen vire* geschrieben waren, als sie von neidischen gesellen vernichtet (*vortilgit* v. 191, nicht 'entwendet' wie Z. s. 7 sagt) wurde. zweimal schreibt Z. dem herausgeber Strehlke die falsche berechnung nach '80 blätter' (s. 7 u. 78) — ein quinio zählt doch nur 5 doppelblätter! und auf die frage, wie weit J. damals unter Luder vBraunschweig gekommen sein möge, geht er mit keinem worte ein. ja er scheint zu glauben, J. habe, als er unter Dietrich vAltenburg die arbeit neu aufnahm, für den verloren gegangenen torso ein ganz neues werk schaffen müssen, in dem nur hier und da ein altes reimpaar wieder auftauchte. das will mir bei dem was wir sonst über das gedächtnis mittelalterlicher menschen wissen, gar nicht einleuchten: ich bin vielmehr überzeugt, dass sich ihm bei der erneuten beschäftigung mit der altvertrauten quelle die einst concipierten versreihen auf lange strecken wider von selbst einstellten. und bis zu einem gewissen grade kann ich das wahrscheinlich machen in directer anknüpfung an eine eigene beobachtung Z.s. dieser hat s. 10 festgestellt, dass alle absichtlichen beziehungen auf Luder v Braunschweig 'in den ersten 7000 versen' vorkommen. nun, ich meine: so weit etwa mag die ursprüngliche fassung gereicht haben. war das erste manuscript annähernd so eingerichtet, wie unsere handschriften der fertigen chronik, d. h. zweispaltig zu 32—46 versen, so fiel der beginn des fünften quinio

Digitized by Google

(*quinternen me wen vire*) zwischen v. 5000 und v. 7000, je nachdem mehr nach vorn oder hinten.

Das umfangreiche cap. III (s. 80—133), in dem ich den wertvollsten teil der arbeit erblicke, zeigt, wie sich Jeroschin bei gleichen grundanschauungen und gleicher tendenz doch von Dusburg von vornherein durch eine gröfsere unbefangenheit unterscheidet, dass er vor ihm wärme, temperament und lebhafte anschauung voraus hat, und alle diese vorzüge da offenbart, wo ihm gelegenheit wird zu erzählen. im einzelnen werden vorzüge wie schwächen seiner darstellung durch eine ausführliche stilbeschreibung klargelegt, welche vielfach ergänzend auf die quellenvergleichung des zweiten capitels zurückgreift.

Hiermit könnte und sollte das buch schliefsen, denn der anhang 'Zur sprache' (s. 134—155) erscheint um so mehr als ein opus supererogativum, als ein mit dem stil viel enger zusammenhängendes capitel: reimtechnik und wortwahl unter dem einfluss des reimes, das für Jeroschin selbst und im hinblick auf andere erscheinungen der zeitgenössischen dichtung des ordenslandes, insbesondere auf Tilo von Culm, von höchstem interesse wäre, gar nicht zur behandlung kommt. nicht als ob Z. diese dinge ganz entgangen wären, er verrät mehrfach, dass er darauf geachtet hat. aber wenn er einmal keine erschöpfende monographie über Jeroschin schreiben wollte, dann hatte diese darstellung der sprache Jeroschins, welche die reimtechnik und den wortschatz nur hin und wider berührt, neben Pfeiffer und Bech kaum eine andere berechtigung, als dass sie gewisse beobachtungen Zwierzinas ohne besondere feinheit auf den dichter anwendet. es darf auch nicht verschwiegen werden, dass die grammatische auffassung oder doch ausdrucksweise oft recht bedenklich ist; so s. 114: 'bei *schoen* ist der umlaut häufig unterlassen'; s. 149: 'auslautend ist *b* fortgefallen in *lam*(*b*) : *allintsam*' usw.; oder gar s. 154 unten: 'eigentümlich ist die bildung von substantiven und adverbien(!) mit *-de*', wo allen ernstes *betrûbde*, *ûbde* mit *cumpânde* und gar mit *innende* adv. in einen topf geworfen werden.

Dass Jeroschin zu den dichtern gehörte, die niederdeutsch sprachen und mitteldeutsch schrieben (s. 155), halt ich vorläufig nicht für bewiesen: die niederdeutschen elemente seiner reime und seines wortschatzes zwingen nicht zu dieser annahme, und die mitteldeutsche geschäftssprache des deutschen ordens spricht direct dagegen, dass leute wie der caplan des hochmeisters plattdeutsch gesprochen hätten. die aufgaben der sprachforschung auf dem gebiete des Deutschordenslandes und speciell seiner schönen litteratur liegen wesentlich anders, als in dem alten Niedersachsen. denn während hier eine litteratursprache importiert wurde und sich eine zeit lang auch neben der localen geschäftssprache zu halten versuchte, hat im fremdsprachigen gebiete

des ordens die stammesmischung der mafsgebenden einwanderer gerade an den politischen und geistigen centren eine hochdeutsche dichtersprache erwachsen lassen, der eine niederdeutsche geschäftssprache niemals gefährlich wurde. die elemente dieser mitteldeutschen litteratursprache an der Weichsel müssen zunächst für jeden autor einzeln festgestellt werden, und dabei verlangt der wortschatz ganz besondere beachtung. ich habe vor jahren damit begonnen, muste die sache aber liegen lassen, weil sie gar zu zeitraubend war. zweierlei will ich hier nicht zurückhalten. einmal ist die wichtigste aufgabe eine sichtung des sprachmaterials von Passional und Väterbuch nach seiner anderweit gesicherten herkunft und heimat. und dann glaub ich schon jetzt sagen zu können: man wird neben ost- und westmitteldeutschen und vereinzelten niederdeutschen zahlreiche bairische elemente finden, aber so gut wie nichts alemannisches. bairische elemente stecken auch in der sprache und in den reimen des Nicolaus von Jeroschin.

Göttingen. EDWARD SCHRÖDER.

Statwechs gereimte weltchronik. ms. no 777 Hannover. akademische abhandlung von ARTUR KORLÉN. [Uppsala universitets årsskrift 1907. filosofi, språkvetenskap och historiska vetenskaper. 2.] Uppsala, Akademiska bokhandeln (C. J. Lundström). x u. 288 ss. 8°. — 5,50 kr.

Die alte von Braunschweig nördlich über Gifhorn nach Lüneburg führende heerstrafse durchquert, nachdem sie die grenze der provinz Hannover überschritten hat, auf ebenem diluvium einen kleinen landstrich, welcher mnd. der Poppendyk, seit der mitte des 16 jhs. der Papenteich heifst und 1781 nicht mehr als 5869 einwohner zählte. von den dörfern in denen sie wohnten, haben 21 namen mit der endung -büttel. hieraus und aus der eigenart der im Papenteich gesprochenen mundart, für mnd. *û* stets *ṻ* einzusetzen (*brṻt* 'braut', *ṻt* 'aus') haben Wenker und Bremer auf alte friesische besiedler geschlossen, welche nach jenem aus Nordschleswig, nach diesem von Holland gekommen sind. die hypothese ist ansprechend, auch deshalb, weil man sich als erste siedler gern leute denken mag, welche zu deichen und zu dämmen verstanden, um das land gegen überschwemmung durch die früher zeitweise seeartig sich erweiternde Heelenriede zu schützen.

In dem Papenteiche war ein mnd. schriftsteller des 15 jhs., Johann Statwech zu hause, dessen umfangreichstes werk, eine weltchronik von fast 4000 versen, jetzt Korlén im ersten und vollständigen abdrucke vorlegt. so geringwertig diese reimchronik als dichtung sein mag, als geschichtswerk verdient sie wegen mehrerer sonst unbekannter nachrichten einige beachtung und

Digitized by Google

als sprachdenkmal wegen ihrer reinen und deshalb die lautforschung fördernden reime ganz besondere wertschätzung.

Statwech hat aufser seiner grofsen weltchronik noch zwei andere werke verfafst, eine kleinere reimchronik, welche von Adam bis Christus reicht, und eine weltchronik in prosa. von dieser ist der schlufsteil in Leibnitz Scriptores Brunsvic. t. III 263 ff, von jener anfang und ende im Ndd. jahrbuch 13, 123 ff mitgeteilt. alle drei schriften stimmen im inhalt, die beiden reimchroniken vielfach auch im wortlaut und in den reimen überein.

K. hat gewis recht, wenn er aus den übereinstimmungen der drei werke folgert, dass sie von demselben verfasser sind, und weil für die prosa und die kleine reimchronik Statwechs autorschaft durch hsl. prä- und subscription bezeugt ist, keinen anstofs nimmt, auch für die weltchronik Statwech als autor gelten zu lassen'. befremdlich ist nur, dass K. diese autorschaft als hypothese behandelt und in seinem buche die Statwech als verfasser erweisende gereimte präscription derselben hs. aus welcher er die weltchronik zum abdruck gebracht hat, weder mitteilt noch irgendwo auch nur erwähnt. nach Bodemann Handschriften zu Hannover s. 150 beginnt sie: *Du schalt lesen lyke, Van rymen was ik nicht ryke, Wente ik byn ud dem Poppendyke.* sie stimmt also wörtlich zu der subscription von Statwechs kleiner reimchronik Ndd. jahrb. 13, 128, wo die worte folgen: *me fecit Johan Statwech, eyn poppendikesch man*, welche ihrerseits wider wörtlich als praescription der prosa erscheinen.

Aus Statwechs eigenen worten wissen wir also, dass er *ut dem Poppendyke* war. sonst ist nicht das geringste über sein leben bekannt. als urkundliche nachrichten über ihn für den herausgeber, der sich an die archive in Hannover und Wolfenbüttel gewandt hatte, in diesen nicht ermittelt werden konnten, glaubte er auf eigene feststellungen verzichten zu können, weil die kenntnis der heimat Statwechs 'für den linguistischen gesichtspunkt' genüge. es scheint ihm also die möglichkeit nicht zum bewustsein gekommen zu sein, dass die sprache eines mittelalterlichen dichters mehr oder weniger durch seinen wohnsitz, wenn dieser nicht zugleich sein geburtsort ist, beeinflusst werden kann. die stadt, in welcher Statwech seine chroniken verfasst hat, lässt sich aus diesen selbst leicht und sicher ermitteln. im letzten teile seiner prosachronik hat er sich nicht auf die kaiser- und papstgeschichte beschränkt, sondern eine menge daten der localgeschichte verzeichnet. von diesen betreffen eine kleine anzahl ereignisse, welche weithin aufsehen erregt haben: zu 1386, dass ein Wernigeroder graf, der den landfrieden gebrochen hatte, von den harzherren gehängt, zu 1388, dass herzog Wenzlaw von Sachsen vergiftet, zu 1414, dass ketzer in Sangerhausen verbrannt, zu 1423, dass vier ratsherren in Halberstadt enthauptet

Digitized by Google

wurden. alle übrigen localgeschichtlichen daten betreffen von 1340 ab nur die braunschweigischen herzöge und die stadt Braunschweig, und was entscheidend ist, die mitgeteilten ereignisse haben zum grofsenteil nur locales interesse für diese stadt, ohne dass ihr name in jedem falle genannt wird: zb., dass 1340. 1347. 1350 grofse überschwemmungen stattfanden, 1392 grofse hagelschlossen fielen, 1379 die Braunschweiger schloss Dalen, 1380 die dörfer Bansleben und Glentorf in besitz nahmen, 1412 am SCäcilientage starker sturm war u. ä. die sich ergebende folgerung, dass Statwech in Braunschweig oder in seiner nächsten nähe und für leser aus dieser stadt seine prosachronik geschrieben habe, wird fernere stützen im weiteren verlaufe der untersuchung erhalten, welche darlegen wird, dass er einsicht in die annalen hatte, welche zu seiner zeit in einem kloster Braunschweigs geführt wurden. auch das sei hier vorweg erwähnt, dass der einzige mittelalterliche historiker, bei dem benutzung Statwechs nachweisbar ist, gleichfalls in Braunschweig gelebt hat. die angabe bei Ottokar Lorenz, Deutschlands geschichtsquellen II[3] 155, dass Statwech seine kaiser- und papstgeschichte in Lüneburg zusammengestellt habe, entbehrt jedes anhalts und beruht ohne zweifel auf einem fehlerhaften excerpt. gemeint ist nicht die stadt, sondern der regierungsbezirk Lüneburg, zu dem der Papenteich jetzt gehört.

Aus Statwechs worten, dass er in seinen chroniken 'die laien' belehren will, erhellt ohne weiteres, dass er selbst dem clerus angehörte. seine zugehörigkeit zum predigerorden wird vielleicht dadurch wahrscheinlich, dass er gerade diesen orden verhältnismäfsig oft erwähnt. nur als möglichkeit möchte ich, weil die kunstreich ausgeführten stammbäume der Hildesheimer hs. den gedanken nahelegen, aussprechen, dass er als scholasticus an der stiftschule bei SBlasii oder als schreib- und lesemeister an einer der beiden schulen gewirkt hat, welche die stadt Braunschweig 1420 errichtete und in denen der unterricht von dominikanern und minoriten erteilt wurde (Dürre Geschichte der stadt Braunschweig s. 75).

Statwechs prosachronik schliefst mit dem jahre 1441, seine reimchronik mit dem tode Sigismunds i. j. 1437. aber es ist mit der möglichkeit zu rechnen, dass wie andere chronikenschreiber so auch Statwech ein früher fertig gestelltes werk später durch nachträge ergänzt hat. jedesfalls bietet v. 3366 der weltchronik einen deutlichen hinweis auf eine frühere entstehungszeit. nachdem erzählt ist, dass zur zeit Ludwigs des frommen *de canoniken Unser lewen Fruwen* in Hildesheim ein leben sonder fehl geführt haben, fährt Statwech fort, ohne dass eine quelle hierzu anlass bot, *nu willen se roven unde morden.* diese gegen das domkapitel zu Hildesheim gerichteten worte können wegen des *nu* 'jetzt' nur in der zeit der stiftsfehde von 1420—1422

Digitized by Google

geschrieben sein, in welcher die stadt Braunschweig sich im kriege mit dem stift befand. *De stichtenoten van Hildessem de worden sulffheren, wente de bischop Johannes lach an dem bukadel, do makeden se sick vele feyde mit oren naburen* berichtet Herman Bote (Abel Samml. s. 210) und ein anderer chronist (vgl. Bertram Bischöfe von Hildesheim s. 85) skizziert ein grauenerregendes bild von den verheerungen durch raub, brand, verlust an toten und gefangenen in jener zeit.

An die frage nach den vorbildern und stoffquellen Statwechs ist K. nicht herangetreten. vielleicht hielt er sie von seinem linguistischen gesichtspunct aus für belanglos. die kenntnis der quellen Statwechs hätte ihn jedoch davor bewahrt v. 3770f *Moyses hedde den joden loghen, Cristus allen lovigen stenen* das letzte wort für richtig zu halten und s. 219 den reim *stenen* : *saracenen* für linguistische folgerungen zu verwerten. die quelle beweist, wie ohnehin jeder andere schon vermutet hätte, dass *cristenen* gelesen werden muss. ferner hätte die beachtung der quellen verhütet, dass in dem texte entstellte wörter erscheinen, wie zb. in den versen 607ff: *Salmon nam Raab, dat gude wif, Wente se der erveter lif Hadde bewaret in der scheve.* Josua cap. 2 lehrt, dass *ervarer* (kundschafter) statt *erveter* zu lesen ist. v. 1157 heisst es, nachdem von der enthauptung des apostels Paulus die rede war, *syn leve bernde alzo eyn gloyt* : der wortlaut der quelle *tanta lucis immensitas in momento decollationis coelitus ibi emicuit* gibt auch hier die besserung an die hand, statt *syn leve* ist *synheven* (der ganze himmel) einzusetzen. ferner würde K. s. 9 zu v. 1727—32 nicht von einem widerspruch, sondern nur von einem schreibfehler *inundatus* statt *mundatus* gesprochen haben, wenn er beachtet hätte, dass Statwechs gewährsmann für diese stelle, Martinus Polonus (Opera, Antverpiæ 1574, p. 273ª) folgenden wortlaut bot : *hic dum quendam oscularetur leprosum, statim a lepra mundatus est.* ähnlich verhält es sich mit dem s. 9 besprochenen v. 2810, dessen wortlaut vollständig richtig ist. der auch hier von Statwech benutzte Martinus Polonus (ibid. p. 176) sagt nämlich : (*Claudius*) *victis Alemannis morbo interiit.* schliefslich erweist die vergleichung der quelle auch die richtigkeit der gleichfalls von K. s. 9 angezogenen verse 2731ff: *Severus was eyn bose man, Der viften achte he beghan Over de cristene lude do.* Bei Martinus Polonus s. 165 heifst es : *Severus quintam in christianos exercuit persecutionem.*

Für das verständnis von Statwechs weltchronik scheint mir der nachweis ihrer quellen ganz unentbehrlich. ich erinnere mich nicht, je ein mnd. werk in die hände bekommen zu haben, wo der gedankenzusammenhang so oft lückenhaft, der ausdruck unverständlich scheint. für das verständnis vieler stellen ist geradezu voraussetzung, dass man die geschichten, die Statwech

Digitized by Google

mehr andeutet als erzählt, schon vorher kennt. seine weltchronik bietet gewissermaſsen versus memoriales zur widererinnerung schon bekannter tatsachen.

Ich habe mich die mühe nicht verdrieſsen lassen, selbst die von K. unterlassene historische untersuchung vorzunehmen. sie hat zu einer reihe nicht unwichtiger ergebnisse geführt.

Die handschrift der weltchronik Statwechs ist so eingerichtet, dass von je zwei aufgeschlagenen seiten die rechte den gereimten text für genau fünfzig jahre kaiser- und papstgeschichte, die linke dagegen lateinisch geschriebene annalen für denselben zeitraum bietet. diesen annalen sind stammbäume und diadochieen beigefügt, in denen die nâmen der kaiser, päpste usw. in farbige kreise eingeschrieben sind.

Diese originelle vereinigung einer reimchronik mit annalen ist Statwechs erfindung, wenigstens ist mir kein zweites beispiel dieser art bekannt. für jedes der so verbundenen einzelwerke hatte er dagegen ein oder mehrere vorbilder. ältere reimchroniken, welche mit der weltschöpfung beginnen und von Christi geburt ab die taten der päpste und kaiser erzählen, sind in groſser menge erhalten. minder bekannt ist, dass in handschriften und incunabeldrucken dem chronikalischen texte oft stammbäume oder diadochieen beigefügt sind, so in dem oft gedruckten 'Fasciculus temporum' Rolevincks und dem 1475 in Lübeck erschienenen 'Rudimentum novitiorum'. von älteren beispielen sei hier auf die im Neuen archiv f. ält. dtsche gesch. 6, 401 beschriebene Altzeller weltchronik hingewiesen, die einer der quellen Statwechs nahe verwant scheint. wie Statwechs chroniken bietet sie die stammbäume der ältesten jüdischen geschlechter, dann die namen der könige und päpste in farbigen zirkeln, die in ihrer anreihung dem leser bildlich das gerüst der geschichte vor augen stellen sollen.

Die in der weltchronik durchgeführte einrichtung, dass jede seite der annalen genau 50 liniierte zeilen, jede für je ein angemerktes Jahr bot, hat Statwech der chronik des Martinus Polonus (jetzt gern Martin von Troppau genannt) entlehnt. 'äuſserlich richtete Bruder Martin', sagt Wattenbach (Geschichtsquellen II[5] 429), 'sein werk so ein, dass auf je zwei seiten die päpste und kaiser sich gegenüberstanden, jede seite hatte 50 zeilen, jede zeile war für ein jahr bestimmt'.

Martins chronik war Statwech aber nicht nur vorbild der äuſseren einrichtung, sie hat ihm im wesentlichen auch den stoff geboten. Martins werk ist in mehreren, schon von dem verfasser herrührenden redactionen verbreitet. Statwech hat von diesen nicht die ältere, MG. Script. XXII 377—475 neu herausgegebene, sondern eine jüngere redaction benutzt, deren abdruck in dem buche 'Martini Poloni chronicon emendatum opera Suffridi Petri, Antverpiæ 1574' vorligt. die chronik Martins

Digitized by Google

beginnt mit der weltschöpfung, quelle Statwechs ist sie jedoch erst für die zeit nach Christus von vers 1111 ab, und zwar gibt Statwech den inhalt seiner quelle zwar nur im auszuge, aber doch in treuem anschluss an sie. die übrigen quellen, welche er daneben benutzte, dienten ihm nur dazu, ein oder das andere geschichtchen in seine chronik einzureihen. wie treu er meist seine vorlage wiedergibt, mag wenigstens an einem beispiele hier gezeigt werden.

Weltchr 3003ff	Martin s. 245
By synen tyden ok id schach, Konning Aymundus sach Seven kynder by eynem dyke. He sprak: 'We willen merken lyke!' De gleven nam he in de hant Unde hat de kyndere ummewant, Dat ome do wart openbar, Dat de kyndere weren draghen dar Unde gheboren van eynem wive.	Hoc tempore Agmundus rex Lombardorum, cum adhuc esset in Pannonia cum suis, pueros VII iuxta piscinam aquae (quos quaedam meretrix uno partu ediderat) casur eperit, cumque scire volens quid esset, in equo sedens, lancea quam gestabat revolveret etc.

Statwechs zweite quelle war die Legenda aurea des Jacobus a Voragine. ihr hat er v. 2857—74 die erzählung von den zwölf gelehrten juden aus Jerusalem und ihrer disputation mit dem h. Silvester entnommen, vgl. Legenda aurea cap. 12 n. 3 (Grässes ausgabe s. 73.) ferner v. 1545—48 die angabe, dass Patrick das fegefeuer erblickt hat, vgl. Leg. aur. cap. 50, s. 214, ferner v. 2544—70 die sendung des Volusianus zu Pilatus und die heilung des Tiberius durch das tuch der Veronica, vgl. Leg. aur. cap. 53 s. 233, ferner v. 2589—2618 die erzählung von Neros untaten und schwangerschaft, vgl. Leg. aur. cap. 89 s. 376. schliefslich v. 5570—82 die fabelhafte jugendgeschichte kaiser Heinrichs III, vgl. Leg. aur. cap. 181 s. 840.

Im Ägidienkloster zu Braunschweig aufgezeichnete annalen lassen sich als dritte quelle aus übereinstimmungen Statwechs mit der Chronica SAegidii in Brunswig (gedruckt in Leibnitz Scriptores III, 558 ff) erweisen. diese chronik bietet in ihrem ersten teile eine fassung der bis 1265 reichenden Chronica minor auctore minorita Erphordiensi (MG. Scr. XXIV 178ff), dann eine fortführung, zu der die eigenen annalen des klosters benutzt sind. zum jahre 1270 notiert Statwech : *Fama valida incepit in die SJacobi,* der chronist von SÄgidien : *Anno domini* 1270 *incepit esse fames valida in festo SJacobi apostoli.* in gleicher weise treffen, meist wörtlich, die annalistischen vermerke d. j. 1311. 1370. 1371. 1374 usw. zusammen, von 1400 bis 1416 widerholt sich die übereinstimmung fast jahr für jahr. augenscheinlich ist sie dann noch für 1419, wo Statwech anmerkt : *Concordia cleri et civium Brunsvicensium, discordia querimonia* VII *annorum,* während der chronist schreibt *concordia facta inter*

Digitized by Google

clerum et cives Brunsvicenses, quae(rimonia) discordia stetit ad septem annos. von späteren eintragungen kommt nur noch eine in frage. zum jahre 1431 heifst es bei Statwech: *Hir was hertoghe Wilhelm der Brunswickeschen vient mit velen hern unde dat landt wart jamerliken verderfft,* zu 1432 in der chronik: *facta est gwera inter ducem Wilhelmum et civitatem Brunswich, et multæ sunt ibidem villæ devastatæ.*

Es ist bemerkenswert, dass auch für die jahre, über welche Statwech als zeitgenosse aus eigener kenntnis aufzeichnungen machen konnte, sein wortlaut mit dem der Ägidienchronik zusammentrifft. gewis ein beweis, dass ihm die im kloster fortgeführten annalen an ort und stelle zugänglich waren. sicher hat er dann auch die bibliothek des klosters benutzen dürfen, und es erscheint dann nicht wunderbar, dass er in seinen chroniken entlehnungen aus einer ganzen reihe mittelalterlicher autoren zusammentragen konnte.

Auffällig ist, dass Statwech die Erfurter Chronica minor anscheinend nicht benutzt hat, dagegen gehörten zu seinen quellen die dieser nahestehnden Flores temporum. von den gedruckten fassungen dieses sehr verbreiteten geschichtswerkes (Eccardi Corpus scriptorum, ausgabe von 1723, t. I s. 1551 ff; Hermanni Gygantis Flores temporum, Lugd. Bat. 1750; MG. Script. XXIV 226 ff) stimmt bald die eine bald die andere genau zu Statwech, er muss also einen vollständigeren oder erweiterten text benutzt haben.

Zu r 53 *Adam to Damascene gemaket wart* vgl. Eccard I, s. 1552: *(Adam) in Ebro sive in agro Damasceno formatus.*

Zu weltchron. v. 1117—1125 (wiedererweckung eines nach Trier gesandten jüngers Petri durch seinen stab) vgl. ebda. s. 1567: *Petrus misit Maternum in Treverim, qui ibi obiit, sed post dies XL per baculum Petri revixit.* in der Agidienchronik fehlt der name der stadt Trier.

Zu v. 3770 ff vgl. Gygantis Flores s. 126, Eccard s. 1625: *(Fridericus II) ponens in cælum os suum dixit audiente lantgravio Heinrico: tres seduxerunt totum mundum, Moyses Hebræos, Jesus Christianos, Mahomet Sarracenos; quamobrem si principes institutionibus meis assentirent, ego meliorem modum vivendi et credendi omnibus nationibus ordinarem.*

Aus Heinrichs von Herford Liber de rebus memorabilibus, ed. Potthaft s. 193 ist von Statwech v. 3783 ff entlehnt, dass Manfred seinen Vater Friedrich II *cussino super faciem posito suffocavit.* Martin von Troppau bietet diese erzählung nur in seiner ältesten, von Statwech nicht benutzten redaction. wie C. Schaer Conrad Botes bilderchronik (1880) s. 56 ff. nachweist, bietet auch Statwechs prosaische chronik entlehnungen aus Heinrich von Herford.

Digitized by Google

Die hier nachgewiesenen quellen Statwechs umfassen noch nicht das gesamte von ihm in seinen chroniken verwertete historische material. zu ermitteln bleibt noch, ob und wieweit er die vorchristliche geschichte der bibel oder einer weltchronik entnommen hat. diese untersuchung habe ich nicht vornehmen können, weil Statwechs hierzu erforderliche prosachronik nur für die zeit nach 740 n. Chr. gedruckt ist. eine ähnliche schwierigkeit ligt für die kaiser- und papstgeschichte nach 1268 insofern vor, als Statwech hier wahrscheinlich eine noch ungedruckte fortsetzung der chronik Martins von Troppau benutzt hat. abgesehen von diesen beiden zeitläuften glaube ich die quellen für die weltchronik vollständig bis auf wenige einzelheiten nachgewiesen zu haben. unbekannt ist mir z. b., woher er den m. w. nur in der Leipziger hs. nr. 1497 noch enthaltenen, v. 1931 übersetzten vers *papa pater patrum peperisse papissa papellum*, die v. 3521 berichtete, auch von andern späteren geschichtsschreibern überlieferte schleifung des papstes durch Otto III sowie die nachricht (v. 3161) hat, dass Mohamed in Rom erzogen sei. die erzählung von Mohameds weifser taube findet sich auch in Gygantis Flores s. 69.

Den ergebnissen meiner quellensuche reihe ich den hinweis an, dass Statwechs prosachronik selbst wider die quelle eines späteren geschichtschreibers, des Braunschweigers Konrad Bote geworden ist. zu seiner 1492 gedruckten 'Chroneken der Sassen' haben ihm Statwechs eintragungen, mindestens soweit als die erhaltene handschrift sie bietet, vorgelegen, da er die letzte, z. j. 1441: *schloten vellen schwarer wan ein punt wichte* wörtlich widergibt. auch die erzählung von der schleifung des Crescentius hat Bote der prosachronik Statwechs entnommen. einige andere diesem entlehnte stellen Botes findet man bei Schaer aao. zusammengestellt.

Sprachliches. der grammatik Statwechs hat K. ein ganz anderes mafs seiner arbeit zugeteilt, als den historischen und literarischen abschnitten. schon äufserlich fällt der unterschied in die augen: während diese noch nicht einen einzigen druckbogen füllen, kommen deren zehn auf jene. dabei hat K. nicht einmal eine darstellung aller grammatischen erscheinungen seines denkmals geben wollen, sondern im wesentlichen sich auf eine anzahl allerdings sehr wichtiger fragen des mnd. vocalismus beschränkt. in diesen gehn seine ausführlichen darlegungen und untersuchungen meist weit über die besondere mundart Statwechs hinaus und erstrecken sich derartig über andere ndd. mundarten, dass, wenn seine auffassung und seine urteile sich als richtig erwiesen, er eine arbeit geliefert hätte, welche für die künftige mnd. und neuniederdeutsche forschung grundlegend wäre und zugleich eine einführung in das vergleichende studium der ndd. mundarten bieten könnte. K. hat letzteres wol auch erstrebt, wenn

Digitized by Google

er in den verschiedenen je einer einzelnen sprachlichen entwicklung gewidmeten capiteln über den lautstand aller möglichen ndd. bezirksdialecte berichtet, über welche ihm monographische darstellungen bekannt geworden waren, auch wenn aus diesen dialecten nicht das geringste ergebnis für die eigentliche aufgabe seiner arbeit, die mundart Statwechs, zu gewinnen war. es ist wol anzunehmen, dass seine fleissigen excerpte und zusammenstellungen manchen seiner leser mit dieser oder jener ihm unbekannt gebliebenen einzelheit aus der dialectforschung bekannt machen werden, anderseits ist durch sie der äufsere umfang der arbeit übermäfsig angeschwellt, und die grofse mannigfaltigkeit der lautlichen entwickelungen, welche vorgeführt werden, ohne dass sie dem endzweck der einzeluntersuchungen dienen, ermüdet und verwirrt eher, als dass sie es dem leser erleichtert, einen überblick über die sehr auseinander gehnde entfaltung des vocalismus der einzelnen bezirksdialecte zu gewinnen. tabellarische übersichten würden kürzer und besser diesem zwecke entsprochen haben. anzuerkennen ist, dass dieses streben in die weite und breite nicht etwa einen ersatz für die mangelnde tiefe der untersuchung bieten soll. im gegenteil ist K. stets — abgesehen vielleicht von der fehlenden vergleichung der dem papenteichischen unmittelbar benachbarten bezirksdialecte — beflissen, den schwierigkeiten der mundartlichen probleme nicht aus dem wege zu gehn, und er hat sich alle mühe gegeben, sie zu erfassen und zu ergründen. selbst die mnd. rechtschreibung zieht er in einer weise und ausdehnung in seine untersuchungen hinein, wie es vor ihm noch niemand unternommen hat.

Cap. I (stellung des papenteichischen innerhalb des niederdeutschen). — methodisch richtig wäre es gewesen, wenn K. seine grammatischen untersuchungen mit der beantwortung der frage eröffnet hätte, ob Statwech in der alten mundart seiner heimat, des Papenteiches, seine werke geschrieben hat, oder ob in diesen mundartliche eigentümlichkeiten einer der verschiedenen benachbarten gegenden nachgewiesen werden können, in welchen Statwech möglichenfalls einen teil seines lebens verbracht hat. eine darstellung der lebenden mundart des Papenteichs fehlt leider, und sie kann nicht einmal durch sprachproben aus diesem gebiete notdürftig ersetzt werden, denn die zeitungen, in denen einige gedichte von Karl Ahrens aus Meine, dem hauptorte des Papenteiches, gedruckt vorliegen, sind schwer zu beschaffen. K. sah sich deshalb auf die angaben des Wenkerschen sprachatlas und die darstellungen der mundart zweier grenzorte des Papenteiches, Meinersen und Fallersleben, angewiesen. die plattdeutschen bücher Deumelands aus Mörse, einem dritten orte am rande des gebietes, sind ihm unbekannt geblieben. K. hat mit recht sich wesentlich an Bierwirths Dissertation 'Die vocale der mundart von Meinersen' (Jena 1890) gehalten. nur in einzel-

Digitized by Google

heiten weichen die dörfer des südlichen Papenteiches von Meinersen ab. ins ohr fällt am meisten, dass hier und im nördlichen grenzstrich *i* für *ü*, dort beide vocale unterschiedlich gesprochen werden, und zwar in beiden gebieten ohne lippenvorstülpung. auf ihrem eintritt bei der schulgemäfsen aussprache beruht es wol, wenn Bierwirth hd. *ü* und sein heimatliches *ü* für verschieden erklärt. vergleicht man die heutige mundart dieses gebietes mit der Statwechs, so scheiden bei der vieldeutigkeit der mnd. lautbezeichnungen und wegen des unterganges vieler präteritalformen, für welche heute umschreibende perfecta eintreten, leider viele feinere dem Papenteich eigentümliche lautdifferenzen und verbformen aus. immerhin erfreut noch die übereinstimmung in manchen einzelheiten. Statwechs *sterk* 'stark' statt *stark* u. a., *vel, vellen* 'fiel, fielen' statt *vél, vélen* werden zb. noch heute im Papenteiche gesprochen, ebenso *mek*, *dek*, *sek*. dagegen heisst es heute nicht *ik*, was Statwech hat, sondern *ek*, nicht *dat* sondern *dät*. über den zusammenfall von *ū* und *ǖ* vgl. unten s. 63. trägt man in diesen und einigen anderen fällen der wirkung der mnd. schriftsprache und der wahrscheinlichkeit jüngerer lautänderung rechnung, so glaube ich nicht, dass erhebliche einwände gegen die annahme papenteichischer mundart in den schriften Statwechs geltend gemacht werden können. anderseits ist es bei der grofsen ähnlichkeit jener mundart mit dem bei Braunschweig gesprochenen plattdeutsch und dem mangel einer genaueren darstellung des letzteren mir nicht möglich nachzuweisen, dass Statwechs sprache von dieser abweicht. jene ähnlichkeit nimmt jedesfalls der frage, die einstweilen 'offen bleiben muss, ihre gröfsere bedeutung. andere mundarten kommen nach den ergebnissen der s. 51f geführten voruntersuchung nicht in betracht.

Was ich hier über die mundart des Papenteiches und Braunschweigs angemerkt habe, beruht auf von mir selbst eingezogenen erkundigungen, nicht auf ermittlungen K.s. in seinem cap. I 'Die stellung des papenteichischen innerhalb des niederdeutschen' hat er weniger dieses besondere problem klargestellt, als vielmehr gelegenheit genommen, über allerlei principienfragen, über dialectscheiden im allgemeinen und innerhalb des niederdeutschen im besonderen seine ansichten auszusprechen und über die anschauungen früherer forscher ausführlich zu berichten. gewis ist das umfangreiche capitel, das s. 131—158 füllt, sehr lehrreich, und der fleiss und die sorgfalt, mit welcher er die Wenkerschen sprachkarten studiert hat, hoch anzuerkennen. aber war es nötig nachzuweisen, dass in Westfalen, Holstein, Mecklenburg usw. die mundart eine andere ist als im mik-gebiete, zu dem der Papenteich gehört? gerade der als grundlage seiner Statwech betreffenden untersuchungen zu fordernde nachweis, dass Statwechs mundart eine andere war als etwa die von Hildesheim, Braunschweig, Halberstadt ist nicht einmal versucht.

Digitized by Google

Das neue, was Korléns ausführungen bieten, ist der vorschlag, als dialectscheide die grenze zwischen abgeworfenem und als *ə* erhaltenem *ge*-präfix des part. prät. zu verwerten. westgrenze des *e*-gebiets ist die Weser abwärts bis Oldendorf, von hier geht die nordgrenze über Celle und fällt in ihrem weiteren verlaufe bis Oranienburg an der Havel, wo sie ihr ende erreicht, anscheinend mit der grenze des erhaltenen und apokopierten endungs-*e* (zb. in meckl. *īr* 'ehre', *ēl* 'elle') zusammen. in der tat scheint für die bedeutsamkeit dieser linie einerseits dieser zusammenfall, anderseits das zu sprechen, dass die Oberweser zum grenzfluss der westfälisch-engrischen mundart wird. trotzdem erheben sich gegen K.s vorschlag nicht unerhebliche bedenken. sowol die *e*-apokope wie der eintritt von *e*- für altes *ge*- sind — mindestens für einen grossen teil des gebietes — teils schwindende teils fortschreitende erscheinungen, d. h. ihre gebietsgrenzen sind im laufe der zeit andere geworden. die *e*-apokope, welche sich für Rostock schon im 17. jh. nachweisen lässt, beginnt nach Mackels untersuchung (Nd. jahrb. 31, 128) in der Priegnitz erst zu ende des 18. jhs. auch in Fritz Reuters vaterstadt scheint sie erst um 1800 boden zu gewinnen. bekannt ist aus Reuters mitteilungen, dass onkel Herse um das end-*e* seines namens gegen die um sich greifende apokope zu schützen, sich *Hersé* zu schreiben begann, ferner wissen wir, dass die Stavenhagener postmeister Tolle und chirurgus Metze diese namen wol im 18 jh. führten, im folgenden aber als *Toll* und *Metz* starben. ähnlichen wechsel der grenzen zeigen die formen und der schwund des präfix *ge*-. früher gehörte, wie die altfriesischen sprachdenkmäler zeigen, Ostfriesland zum *e*-gebiete. heute findet man hier kein *e*-präfix. nur auf niederländischem boden hat es sich noch erhalten.

Entgangen ist K. auch, dass Klöntrup in der von FRunge 1890 mitgeteilten 'Vorerinnerung' zu seinem 'Ndd. westphälischen wörterbuche' folgendes sagt: 'wo der Hochdeutsche den zeitwörtern in der vergangenen zeit die silbe *ge* vorsetzt, lässt es der Westphälinger bey dem blofsen buchstaben *e* bewenden, den er dann an den letzten mitlauter des vorhergehnden wortes hängt, und diesen verdoppelt. so sagt er zum beispiel: *ick bin dar henne wiäsen*, wo es eigentlich heifsen müste: *ick bin dar hen ewiäsen*'. diese worte beweisen, dass noch in der ersten hälfte des 19 jhs das *e*-präfix in einem teile des osnabrückisch-westfälischen landes gesprochen wurde. der nachweis, dass dieses *e* also noch vor einigen jahrzehnten in der westfälischen mundart verbreitet war, muss es für die verwertung als kennzeichen nicht-westfälischer mundart als ungeeignet erscheinen lassen.

Cap. II—VI sind den mnd. vocalen gewidmet. für jeden einzelnen genauer untersuchten vocal hat K. sämtliche ihn

Digitized by Google

bietende reimwörter zusammengestellt und diese entweder nach ihrer altgerm. herkunft oder ihren heutigen entsprechungen gruppiert. aus dem reimgebrauch sucht er den phonetischen wert der laute zu erschliefsen und die gewonnenen ergebnisse zur aufhellung der orthographischen regeln, welche der mnd. schreiber der hs. befolgt hat, zu verwerten. um nicht auf alle fälle eingehn zu müssen, werd ich bei den nachfolgenden erörterungen von den reimen, deren vocal im auslaut oder vor r steht, gänzlich absehen. bekanntlich treten im ndd. für beide fälle häufig besondere regeln in kraft.

Die mnd. *ô*. die reimzusammenstellung zeigt, dass Statwech *ô* [1] (wg. *ô*) und *ô* [2] (wg. *au*) streng scheidet. nicht ein einziger reim zwischen *ô* [1] : *ô* [2] begegnet, denn die vermeintliche ausnahme von Statwechs sonstiger reimstrenge, welche von K. s. 161 beigebracht wird, beruht auf irrtum. die stelle v. 114f lautet *dat rechte bloyt Dat von dynem broder vloyt.* hier ist *vloyt* nicht 'floss', sondern 'flutet', hat also *ô* [1] wie *bloyt* 'blut'; vgl. Mnd. wb. v 282: *mine wunden vloyden van blode.* die reimstrenge Statwechs in bezug auf *ô* ist deshalb von bedeutung, weil sie zu der annahme berechtigt, dass der dichter auch sonst unreine reime gemieden hat.

Mnd. *ô* [2] erscheint in der heutigen mundart Braunschweigs und des Papenteichs als *ō* bzw. *ō̃*, während *ô* [1] zu *au* bzw. *oi* geworden ist und mnd. früher *ou* bzw. *oü* ausgesprochen wurde. um festzustellen, ob und wieweit die verschiedenheit in der aussprache beider *ô* in der orthographie der handschriften zum ausdruck kommt, hat K. sämtliche belege der weltchronik verzeichnet und die verschiedenen schreibungen der prosa gezählt. er stellt fest, dass in übereinstimmung mit der älteren mnd. orthographie die schreiber unterschiedslos für *ô* [1] und *ô* [2] sehr oft einfaches *o* geschrieben haben, dass daneben aber hundertmal oder öfter — ich habe die belege nicht gezählt — die schreibung *oy* oder *oi* erscheint. diese vertrete verschwindend selten *ô* [2], sonst immer *ô* [1], also einen laut, der heute *au* bzw. *oi* geworden ist. K. folgert, dass *i* und *y* die länge des vokals *ô* bezeichnen sollen, das später diphthongierte *ô* [1] sei wohl mit etwas längerer zeitdauer gesprochen als das monophthongisch gebliebene *ô* [2]. wo *oy* mnd. *ô* [2] vertrete, sei rückfall in ein anderes orthographisches system, also ein schreibversehen anzunehmen. meine eigenen schlüsse sind etwas andere. angesichts der vielen sinnstörenden fehler im hsl. texte der weltchronik wird man auch orthographische annehmen dürfen. ausgeschlossen sind solche jedoch an den stellen, welche durch den alten corrector der hs gebessert sind. nach K.s eigener angabe auf s. 169 ist in *bloyt* 'blofs' 73 *y* getilgt, bei *boyse* 'böse' 87, *soyne* 'söhne' 345, *boyke* 'bücher' 713 *y* nachträglich hinzugefügt. der corrector hat *y* also nicht nur bei *ô* [1], sondern auch bei *ô* [2] (in *boyse*) gesetzt,

Digitized by Google

wenn dieses umgelautet war, also *ō̆* lautete. reines *o* (in *blôt*) durfte dagegen kein *y* neben sich haben. diese für die orthographie des correctors geltende regel scheint allerdings aus einer älteren erweitert zu sein, welche *oy* auf die diphthongischen, aus *ô*[1] entwickelten laute *oū* bzw. *ou* beschränkte. diese beschränkung findet man in den dem vertragsbuche der Braunschweiger Alten Wik entnommenen stücken bei Hänselmann Mnd. beispiele s. 12 ff (v. j. 1406) und in dem von Leibnitz veröffentlichten schlussteil der prosachronik Statwechs. wenn sich in dem ersten ungedruckten teile einige verstöfse finden, so mögen sie sich wol dadurch erklären, dass der schreiber zu anfang leichter in seine ältere gewohnheit zurückfiel, *i* wahllos bei langen vocalen zu setzen. — lautschriftlich richtiger wäre es gewesen, wenn *oy* nur für umgelautetes *ô*[1] geschrieben wäre. es lag jedoch nahe, es auch auf den laut *ou* zu übertragen, da beide laute sehr oft in demselben paradigma wechseln, vgl. *bauk* 'buch', *boiker* 'bücher'. vergleichen lässt sich, dass die nhd. orthographie für den laut *oi* in vielen pluralen die schreibung *äu* deshalb fordert, weil der nicht umgelaute singular *au* hat.

Cap. IV sucht zu erweisen, dass die kleinen °, welche sich in der hs. der weltchronik oftmals über dem buchstaben *o* finden, den umlaut bezeichnen sollen. als längezeichen kommen sie nicht in betracht, weil sie — wenn auch seltener — auch über kurzem *o* erscheinen. in der tat lässt sich nicht leugnen, dass die so bezeichneten *o* fast sämtlich umgelautete waren, aber immerhin kommen ausnahmen vor, zb. v. 1028 *goten* 'gossen'. vielleicht könnte man in diesen fällen ein schreibversehen annehmen. erheblicher scheint mir ein anderer einwand. K. nimmt für *o* mit übergesetztem ° die aussprache *ō̆* an. umgelautetes mnd. kurzes *o* und umgelautetes *ô*[2] (wg. *au*) haben sicher auch so im Papenteiche gelautet, aber anders steht es mit umgelautetem mnd. *ô*[1]. die heutige aussprache *oi* kann wol auf *oū*, aber nicht auf *ō̆* zurückweisen. die reime beweisen ja auch, dass *ô*[1] und *ô*[2] verschiedene laute waren, es also auch ihre umlaute gewesen sein müssen. beachtenswert ist freilich, dass die meisten *o* mit übergesetztem ° *ô*[2] sind. immerhin sind auch einige *ô*[1] betroffen. soll man auch hier schreibfehler annehmen? im übrigen sind K.s ausführungen über den mnd. umlaut fast durchweg vorsichtig gehalten, d. h. er ist mit recht der überzeugung, dass unser jetziges wissen nicht ausreicht, immer zu bestimmen, ob ein mnd. *o* umgelautet war oder nicht. auch bei dem plural *wort* 'worte', dessen umlaut er für sicher hält, weil es heute in Meinersen *were* heifst, ist das nicht deshalb der fall. *were* ist aus *wörde*, nicht aus *wort* entstanden. wo *wort* heute als plural gebraucht wird, spricht man es m. w. stets genau wie den sing., also *wōrt*.

Cap. V (die *a*- *i*- und *u*-vocale) bietet reimzusammenstellungen. von belang für die frage, ob Statwechs mundart die

Digitized by Google

des Papenteiches ist, muss die feststellung sein, ob bei ihm mnd. umgelautetes und nicht umgelautetes *û* miteinander reimen. heute sind, wie oben s. 50 bemerkt ist, beide *û* im Papenteiche zusammengefallen. von den reimen, welche K. s. 204 f. verzeichnet, sprechen m. e. *ruwen : buwen* v. 370 und *: vruwen* v. 61 für den zusammenfall. das wort *schuwen* 'scheuen' kenne ich aus den heutigen mundarten des mik-gebiets in der form *šūən*, es ist also vielleicht nicht notwendig, für das mnd. umlaut vorauszusetzen. s. 207 nimmt K. an, dass für 'frau' die 'echt ndd. form mnd. *vruwe* gewesen' sei, während *vrouwe* als hochd. entlehnung einen eleganteren anstrich hatte'. gewis ist *vruwe* echt niederdeutsch, aber die nebenform *vrouwe* ist nicht minder echt. schon mnd. konnte nämlich *û* vor *w* zu *ou* (o^u) diphthongiert werden, vgl. *bouwen* 'bauen', *rouwen* 'reuen', *trouwe* 'treue'. dieses *ou* haben zur voraussetzung alle die nordwestdeutschen mundarten, in denen heute *ō* mit ausfall des *w* erscheint, also *frō* 'frau' heifst.

Cap. VI s. 208—236 (mnd. lange e) behandelt K. die mnd. ê-laute, d. h. alle jene monophthongischen und diphthongischen längen, welche die gerade hier besonders stark schwankende mnd. orthographie mit *e*, *ee*, *ei*, *ey* bezeichnet. abgesehen von einer kleinen anzahl wörter, in denen *e* oder *ei* fest ist, beruht jene schwankende schreibung sicher zu einem grofsen teile auf willkür der schreiber, erscheinen doch oft innerhalb desselben schriftstückes die gleichen wörter bald mit *e*, *ee*, bald mit *ei*, *ey*. da die alte schreibung die phonetischen werte hier im unklaren lässt, ist man auf rückschlüsse aus den heutigen mundarten und aus den reimen angewiesen. leider bietet das eine wie das andere grofse, bisher noch von niemand überwundene schwierigkeiten, welche teils durch jüngere lautübertragungen teils durch einzelne, die ganze rechnung störende reimungenauigkeiten bereitet werden.

Die ausnahmslose reinheit der *ó*-reime Statwechs liefs erwarten, dass er auch durchweg reine *é*-reime biete, und liefs zugleich hoffen, dass endlich für einen mnd. dichter das wichtige *é*-problem gelöst werde. um dieser aufgabe zu genügen, hat K. auch hier sich nicht darauf beschränkt, die sämtlichen *é* reime Statwechs etymologisch geordnet übersichtlich zusammenzustellen und die lebende mundart des Papenteiches zu vergleichen, sondern einen überblick über die heutigen entsprechungen in einer ganzen anzahl ndd. bezirksmundarten gegeben. er kommt s. 226 zu folgenden ergebnissen: 1) 'die reime sprechen zunächst n i c h t für das vorhandensein verschiedener, in der aussprache beträchtlich getrennter *é*-laute in mnd. zeit', stimmt dann Leitzmann zu, 'dass die mhd. *æ*, *ei*, *ie* durch - ein ganz oder nahezu gleichmäfsiges *e* vertreten sind', folgert ferner 2) dass dieser *ē*-laut ein monophthong gewesen sei, auch wo *ey* (zb. in *beyn* 'bein';

Digitized by Google

seyn 'sehen') geschrieben ist, und sagt: 'also nehme ich keinen anstand, *y* nur als längezeichen aufzufassen'.

Wie sowol den eigenen angaben K.s als der hier später folgenden tabelle sich entnehmen lässt, differenzieren die lebenden ndd. mundarten die heutigen entsprechungen der verschiedenen mnd. *ê* nach ihrer herkunft, diese müssen also schon in mnd. zeit phonetisch unterschieden gewesen sein. wenn K. trotzdem zu dem schlusse kommt, dass alle mnd. *ê* gleichen oder nahezu gleichen klang hatten und jedes *ê* mit jedem beliebigen andern *ê* reimen konnte, so umschreibt dieser schluss nur die tatsache, dass es K. nicht gelungen ist, das problem für Statwech zu lösen d. h. die übereinstimmung seines reimgebrauches mit der grammatischen theorie zu finden. die ursache seines miserfolges kann eine doppelte sein. entweder lassen Statwechs reime in der tat die volle strenge in der scheidung der verschiedenen *ê* missen, oder aber K. ist durch eigene versehen irregeführt worden.

Bevor ich auf eine nachprüfung seiner beweise eingeh, geb ich in einer tabelle einen überblick über die entwicklung der mnd. *ê* in einigen ndd. mundarten. zur erläuterung sende ich voraus, dass $ê^{1}$ der mnd. umlaut von *â* ist. $ê^{2}$ und $ê^{3}$ bezeichnen das aus wg. *ai* entstandene *ê*, dessen entwicklung in den meisten mundarten differenziert ist, je nachdem (wie Holthausen Soester mundart § 72 annimmt) früher ein *i* folgte ($ê^{3}$) oder nicht ($ê^{2}$). $ê^{5}$ umfasst das durch contraction aus *eha* entstandene *ê*, das in mnd. *sên sein* 'sehen', *schên schein* 'geschehen' enthalten ist. im Papenteich und in vielen andern landschaften ist mit diesem *ê* das aus *ega* (zb. in *tein* 'zehn') zusammengefallen. schliefslich bemerk ich, dass ich, meiner untersuchung vorgreifend, ihre ergebnisse, die phonetischen werte der Statwechschen *ê*, in die tabelle mit eingefügt habe.

mnd.	$ê^{1a}$	$ê^{1b}$	$ê^{2}$	$ê^{3}$	$ê^{4a}$	$ê^{4b}$	$ê^{5}$
germ.	$ê^{1}$	$ê^{1}$	*ai*	*ai*	$ê^{2}$	*eu*	*eha*
altsächs.	*ê*	*â*	*ê*	*ê*	*ê, ie*	*io, ie*	*eha*
Prenden	*ē*	*ę̄*	*ē*	*ai*	$ī^{e}$	$ī^{e}$	$ī^{e}$
Priegnitz	*ē*	*ę̄*	*ē*	*ei*	*ei*	*ei*	*ei*
Soest	*ē*	*ē*	*oi*	*ai*	*ai*	*ai*	*ai*
Münster	*ai*	*ai*	$ē^{i}$	*ai*	*ai*	*ai*	*ai*
Oschersleben	*ē*	*ę̄*	*ai*	*ai*	*ai*	*ai*	*ai*
Papenteich	*ē*	*ę̄*	*ē, ai*	*ai*	*ai*	*ai*	*ai*
Statwech	(*ē*)	*ę̄*	*ē*, $ē^{i}$	$ä^{i}$	$ę̄^{i}$	$ę̄^{i}$	$ę̄^{i}$

Die nachprüfung der reime, auf welche K. sich vornehmlich stützt, ergibt, dass er eine anzahl reimwörter grammatisch falsch bewertet. er setzt s. 218 *feil* 'fehler' mit umlaut-*ê* an, weil soestisch *fēlen* dieses hat. *feil* ist aber lehnwort, aus mnl. *feil* übernommen und hat $ê^{2}$. dann ist s. 219 statt *stenen* (: *Sarra-*

Digitized by Google

cenen) mit *ê* ², wie bereits oben s. 53 bemerkt ist, *christenen* zu lesen. — s. 219 soll *scheiden* in Soest *ai* (*ê* ³) haben, es wird hier aber mit *oi* (*ê* ²) gesprochen, vgl. Holthausen § 345. — soestisch *ai* ist an derselben stelle auch für *eit* 'eid', *gheit* 'geht' *steit* 'steht' angenommen. alle drei wörter haben in Soest *oi*, vgl. Holthausen § 322. — s. 219 ist in *teiken* 'zeichen' *ê* ³ statt *ê* ² angenommen, vgl. Holthausen § 71. — s. 221 heifst *vorreyde* verritte d. i. irrte, hat also nicht *ê* ⁴, sondern tonlanges *e*. — s. 222 (5g) ist *vorlesen* 'verlieren' infinitiv, hat also nicht tonl. *e*, sondern *ê* ⁴. — s. 222 ist *Vresen* 'Friesen' mit 'fremden *e*' statt mit *ê* ⁴ angesetzt.

Bei einer anzahl anderer ansätze ist K. methodisch falsch verfahren. er hat die reimwörter nach ihren soestischen entsprechungen gruppiert und nicht mit der möglichkeit gerechnet, dass in einigen fällen mnd. doppelformen vorhanden waren und die soestische nicht immer die Statwechsche war. nach s. 217 reimt *scheif* 'schief' dreimal und stets mit *ê* ². K. folgert, weil man in Soest *schaif*, also *ê* ³ spricht, dass *ê* ² mit *ê* ³ gereimt sei. anderswo, zb. in Münster, wird dagegen *šê¹f*, also *ê* ² gesprochen. letzteres wird man also auch für Statwech annehmen dürfen. solche doppelformen bieten auch mnd. *-heit* (vgl. Holthausen Altsächs. elementarbuch § 306, anm. 2), *beide*, *bede*, 'beide' und (*be*)*reit*, *berede* 'bereit'. man kann also auch diese wörter bei Statwech mit *ê* ² ansetzen, trotzdem sie in Soest *ê* ³ haben. verfährt man so, so bleibt bei Statwech nur an einer einzigen stelle ein unreiner *ê*-reim. diese einzige ausnahme, an der K. übrigens keinen anstofs genommen hat, ist der reim v. 175 *scheiden* : *leiden* (*ê* ² : *ê* ³). er beruht sicher auf textverderbnis. nachdem gesagt war, dass Jabel als erster zustande gebracht hat, vieh zu hüten, fährt der dichter fort: *Alle deyr weren ome bekant, De he konde to hope scheyden, Ein jowelk to synem gaden leyden.* der zusammenhang zwingt *weyden* statt *scheyden* zu lesen, und damit wird zugleich der reim rein.

Gesteht man diese besserung zu und sieht man ab von den auslautenden sowie den vor *r* stehenden *ê* (vgl. s. 61 oben), so ergeben sich folgende zahlen der reimpaare mit heterogenem *ê*:

$\hat{e}^{1b} : \hat{e}^4 = 3$ $\hat{e}^2 : \hat{e}^4 = 32$ $\hat{e}^4 : \hat{e}^5 = 8$
$\hat{e}^{1b}$: tl.*e* = 2 $\hat{e}^2 : \hat{e}^5 = 12$ $\hat{e}^4$: lat.*e* = 4
$\hat{e}^2$: tl.*e* = 16

Statwech hat also nie *ê* ³ mit einem der übrigen langen *e* gereimt und vermeidet gleichfalls die reime zwischen *ê* ¹ und *ê* ² oder *ê* ⁵. der hierdurch erwiesene unterschied in der qualität der verschiedenen *ê* widerlegt K.s behauptung: 'die reime sprechen nicht für das vorhandensein verschiedener *ê*-laute in mnd. zeit'. und wenn er ferner behauptet, dass die mnd. *ê* sämtlich monophthonge gewesen seien, so kann ich mich auf die altschwedischen lehnwörter beziehen, welche gewisse mnd. *ê* als *ei* übernommen

Digitized by Google

haben (vgl. OHeinertz Die mnd. version des Bienenbuches von Thomas von Chantimpré, Lund 1906, s. XLIII) und somit die annahme, dass jedes mnd. *ê* monophthongisch gewesen sei, als irrig erweisen. zu demselben schlusse wird die genauere untersuchung der reime Statwechs führen. der reim *seyn* 'sehen': *to Niceyn* 'zu Nicaea' v. 1435 beweist für *ê* [5] den lautwert *ē*[i]. der häufige reim *-heyt : geleyt* 'gelegt' lässt auch für *ê* [2] in diesen wörtern auf die aussprache *ē*[i] schliefsen. noch heute haben die mir bekannten ndd. mundarten, welche diese form bewahrt haben, kein *jəlait* entwickelt, sondern *jəlę̄ⁱt*. *ê* [1], der umlaut von *â*, hat im Papenteich auch heute noch kein *i* neben sich, es muss hier also auch mnd. *ē* bezw. *ę̄* gesprochen sein.

Dem laute *ē*[i] begegnet man in mehreren ostelbischen mundarten. man kann bei seiner aussprache beobachten, dass für ihn im zusammenhange der rede doppelgipfliges oder einfaches *ē* eintreten, also das nachklingende *i* unterdrückt werden kann, und dass die plattdeutschen schriftsteller dieser mundarten nach belieben *weinen* oder *wenen*, *hei* oder *he* schreiben. diesen gelegentlichen wechsel der aussprache dürfen wir auch für Statwech voraussetzen und damit die reinheit aller seiner *ê*-reime. immerhin hat er von der freiheit wechselnder aussprache des *ē*[i] nur beschränkten gebrauch gemacht. neben 23 reimen *ê* [1] : *ê* [1] und 32 reimen *ê* [2] : *ê* [4] begegnen nur drei reime *ê* [1] : *ê* [4].

Es ist bereits vorhin für *ê* [2] in einigen wörtern der laut *ē*[i] ermittelt worden. diese aussprache hat *ē* [2] nicht in allen Fällen bei Statwech gehabt, sondern nur wo es in geschlossener silbe stand. in offener silbe muss es monophthongisches *ē* gewesen sein. diese folgerungen ergeben sich aus dem reimgebrauch. tonl. *e*, also *ē* in offener silbe, reimt nie mit *ē* [3 4 5], dagegen 16 mal mit *ê* [2]. ferner reimt *ê* [2] in geschlossener silbe 42 mal, in offener nur 2 mal (v. 1873. 3023) mit *ê* [4 5].

Es bleibt noch übrig, Statwechs *ê* [3] phonetisch zu bestimmen. im Papenteiche entspricht ihm heute meist *ai*, aber es gibt noch alte leute, welche statt dessen in einer anzahl worte einen *ai*-laut sprechen, in welchem das dort palatal gefärbte *ā* quantitativ so überwigt, dass der component *i* fast oder ganz verschwindet, die ortsnamen Meine und Peine also *mǟinə*, *pǟinə* oder *mânə*, *pânə* klingen, das wort 'rein' *rânə* lautet. ferner ist in Meine und umgegend mnd. *heide* 'heide' mit d-schwund zu *hājə* geworden. beides lässt für *ê* [3] als alte aussprache *āi* annehmen.

Ich möchte meine ausführungen über Statwechs *ê*-laute nicht schliefsen, ohne ihrer weiterentwicklung zu ihren heutigen entsprechungen in der mundart des Papenteiches kurz zu gedenken. den regelrechten verlauf zeigt die tabelle auf s. 64. *ê* [3] erscheint also heute als *ai*, *ê* [2] mit demselben laute in geschlossenen silben und vor alten *h r w*, dagegen als *ē* in offenen silben mehrsilbiger oder aus solchen verkürzter wörter. solche ver-

Digitized by Google

kürzung ligt zb. in *lēm* 'lehm', *zēm* 'honigseim', *swēn* 'schweinehirt' vor, vgl. mnd. *lême, zêmer, swêne.* die ausnahmen von der regel wird man meist als ausgleichungen innerhalb des paradigmas oder aus der übernahme des vocals aus ableitungen desselben stammes erklären dürfen, also *klet* 'kleid' aus *klēən* 'kleiden', *taikn* 'zeichen' aus *taikenən* 'zeichnen'.

Cap. x handelt von einigen pronominalformen. heute sagt man für 'ich, mich, dich, sich' überall im Papenteiche und südlich davon bis über Braunschweig hinaus *ik, mik, dik, sik,* auch in den drei dörfern Bienrode, Hillerse a. O. und Gr. Schwülper, deren ehemalige ortslehrer irrtümlich auf Wenkers fragebogen für seinen sprachatlas *ek, mek, dek, sek* angaben. als besonderheit teilt mir herr cantor Schulte in Gr. Schwülper jedoch mit: 'bei älteren leuten glaubt man wol manchmal noch ein kurzes *e* vor dem *i* zu hören, indess ist das *i* doch vorherrschend'. im gegensatz zu der heutigen ausschliefslichen geltung der *i*-formen ist in der weltchronik einige mal *mi,* sonst stets *mek, dek, sek* geschrieben, während es nur dreimal *ek* heisst und sonst stets *ik* durchgeführt ist. dieser gegensatz, einerseits *ik,* anderseits *mek, dek, sek,* rührt nicht erst von dem schreiber der weltchronik her, sondern geht auf Statwech selbst zurück, denn er findet sich auch in seiner prosachronik. die consequenz, mit welcher dieser gegensatz durchgeführt ist, lässt an eine schreibschulregel denken, diese muss sich aber wohl auf eine mundartliche besonderheit stützen. vergleicht man nämlich das bei Hänselmann Mnd. beispiele (Wolfenbüttel 1892) nr. 22 gedruckte schreiben eines dorfschulzen aus dem Pfaffenteiche, so findet man auch in diesem stets *mek,* aber nicht immer *ek,* sondern daneben *ik.* ich pflichte K. s. 268 bei, dass schriftsprachlicher einfluss die *ik*-formen Statwechs nicht befriedigend erklärt. wäre nur der wechsel von *ik* und *ek* in frage, so könnte man annehmen, dass *ik* in der regel, *ek* nur dann steht, wenn das wort minder betont ist. dieser gegensatz findet sich noch heute in manchen dörfern des *ik*-gebietes, also *ik segge* neben *wenn ek dat segge.* dagegen erheischt das alte *mek, dek, sek* im gegensatz zu heutigem *mik* etc. eine andere erklärung. man wird an alte kurze diphthonge *ei* denken können, von denen überbleibsel noch in Gr. Schwülper erhalten sind, wie sie wahrscheinlich auch für mnd. *ein* 'nicht' anzunehmen sind, welches statt des sonst schriftsprachlichen mnd. *en* nicht selten in schriftstücken kleinerer städte im braunschweigischen begegnet.

Cap. xi erörtert die frage, ob schon zu Statwechs zeit in seiner mundart das präfix *ge-* zu *e-* geworden war, die hsl. formen mit und ohne *ge-* — blofses *e-* begegnet nicht — also als lediglich schriftsprachliche zu betrachten seien. trotz umfangreicher statistischer zusammenstellungen von mehr als 500 belegen von präteritalparticipien mit und ohne *ge-* kommt er

Digitized by Google

schliefslich doch zu keinem entschiedenen ergebnis. da jedesfalls die wahl der einen oder der andern form innerhalb des verses durch das rhythmische bedürfnis bedingt ist, hätte auch hier die prosa Statwechs herangezogen werden müssen. bei der durchsicht des umfangreichen bei Leibnitz Script. rr. Brunsvic. III 263 ff gedruckten stückes der prosa hab ich 28 belege gezählt, bei denen *ge-* fehlt, und die regel feststellen können, dass *ge-* stets gesetzt werden konnte, und nur dann fehlen durfte, wenn eine unbetonte oder minderbetonte silbe vorangeht, vgl. s. 268 *elderen hat* (269 *erst gehat*), 270 *eindrechtliken koren* (273. 274 *wart gekoren*), 275 b *vader maket hadde* (264 a *de dar gemaket was*), 273 *dar he cronet wart* (272 b *von Innocentio tertio gekronet*) usw. die regel erklärt sich wol dadurch, dass Statwech gewohnt war nur präteritalparticipia entweder mit *ge-* oder *e-* präfix, also mit einer senkung vor der stammsilbe zu sprechen, die formen ohne dieses also schriftsprachlich sind. ich möchte mich übrigens zu der ansicht bekennen, dass schon vor Statwechs zeit *ge-* in diesen formen in der volkssprache zu *he-* (was heute zb. noch in Wanzleben gehört wird) oder *e-* geworden war. an das gebiet links der Elbe, wo heute allerorts ausschliefslich statt *ge-* nur *e-* oder *he-* gesprochen wird, schliefst sich ein streifen, der jenseits der Elbe sich ostwärts in das colonisationsgebiet hinein erstreckt. in diesem streifen herscht gleichfalls das *e-*, aber nicht allerorts, wie westlich der Elbe, sondern es finden sich hier neben *e*-orten sehr viele dörfer mit *ge-*. es scheint also *e-* nicht hergelangt durch allmähliches vorrücken, sondern durch ansiedler aus dem alten *e*-gebiet, neben denen sich ansiedler aus anderen landschaften niedergelassen haben. bemerkenswert ist nun, dass dieser *e*-streifen bei Oranienburg an der Havel sein ende erreicht, ohne diese zu überschreiten. er erstreckt sich also genau so weit östlich, wie die deutsche colonisation unter Albrecht dem Bären. das land links der Havel, der Barnim, blieb damals noch slavisches gebiet und ist erst nach 1220 in deutschen besitz gelangt, vgl. Ndd. jahrb. 34,1. haben die bewohner des West-Havellandes das *e-* aus ihrer heimat, dem linkselbischen stammlande, mitgebracht, dann muss es hier schon im 12 jh. vorhanden gewesen sein. in der tat bieten ja auch bereits die Merseburger glossen eine anzahl belege für den schwund des anlautenden *g*, zb. *iletene* statt *giletene*, *idomde* satt *gidomde*, vgl. Zs. f. d. ph. 6, 286, not. 18.

In einem nachtrag s. 285 f. verwertet K. die weltchronik zum besseren verständnis mehrerer stellen der im Nd. jahrb. 13 abgedruckten kleinen reimchronik Statwechs und wendet sich gegen einige von mir vorgenommene textänderungen. seine deutung von *vort* v. 60 'fortgeführt' statt 'fort' lässt den einschub von *bracht* in v. 61 entbehrlich erscheinen, um guten sinn zu erhalten. zu entgegnen ist aber, dass *bracht* denselben sinn

Digitized by Google

gibt und zugleich den sonst fehlenden wechsel von hebung und senkung schafft, welchen Statwechs verse regelmäfsig zeigen. — v. 106 kommt K. meine änderung — es war von Henoch und dem Antichrist die rede — *Unde en* (hs: *den*) *dot van ome lyden* 'und tut von ihm nicht leiden d. h. hat vom Antichrist nichts zu leiden' sinnlos vor. ich vermute, es ist K. unbekannt, dass *en* mitunter allein gebraucht ist, ohne dass *nicht* folgt. anderseits scheint auch mir der einschub von *schal* vor *den dot* das richtige. die stelle erhält nur so den sinn, welcher der gewöhnlichen mittelalterlichen tradition entspricht, dass nämlich Henoch zur erde herabgestiegen und dann vom Antichrist getötet sei. v. 893 uö. fehlt das subject, oder vielmehr ein vorangegangenes subject wird nicht durch *he* etc. aufgenommen. K. belegt diesen gebrauch aus vielen stellen der weltchronik und fragt, ob hier lateinische beeinflussung vorliege. es ist nicht zweifelhaft, dass Statwech aus rein metrischen gründen so verfahren ist, andernfalls müsste seine prosachronik gleichfalls mehrfache beispiele für die auslassung des subjects bieten. das ist nicht der fall, im gegenteil, er nimmt ein vorangegangenes subject öfter mit *he* auf, als nötig ist.

Zu einzelnen stellen. mehr als dürftig und ganz unzulänglich ist, was K. für die kritische behandlung und die erklärung des textes auf s. 287 beibringt. die hier folgende, nicht einmal vollständige nachlese ist umfangreicher und ergiebiger als die gesamtheit seiner bemerkungen. v. 31 lis *wo se dar* (st. *dat*) *wunder hebben dreyven.* — 54. 950 *bekunt* statt *kunt*, nach analogie von *bekant*, ist auffällig. — 157. 158 l. *beyde : leyde.* wenn *beyde* hinter seinem substantiv steht, braucht es nicht flectiert zu werden. — 184 l. *eyne* (st. *eyn*) *tafelen.* — 249 der fehlende reim zu *is* nötigt zur annahme einer lücke. in der tat bietet die kleine reimchronik Statwechs an der entsprechenden stelle verse, welche weder wörtlich noch inhaltlich in der weltchronik sich widerfinden. — 260 f. ist zu bessern *unde de wif sek leten schunden van godden* ('götzen', st. *Godde*) *jo to groten sunden.* — 340 l. *vorscrecket.* — 410 ff. diese stelle beweist deutlicher als irgend eine andere, dass die erhaltene hs. nicht das original des verfassers ist. v. 410 *bescreven* reimt nicht mit dem folgenden verse, sondern erst mit *gebleven* in v. 427. das beide verse trennende verzeichnis der sprachen, welche infolge des babylonischen turmbaues entstanden sind, muss in Statwechs originalhs. am rande des textes oder diesem gegenüber gestanden haben und von einem abschreiber eingeschoben sein, der bei v. 427 durch *Og* — das er mit *Gog* verwechselte — veranlasst zu sein scheint, *unde Magog* einzufügen. da in v. 411—426 statt der in v. 410 angegebenen 72 sprachen nur 70 genannt sind, müssen zwei namen fehlen, vielleicht die in der prosa Statwechs überlieferten *Hebrea* und

Digitized by Google

Latina. ich möchte übrigens vermuten, dass v. 410. 426 ursprünglich lauteten: *Der twe unde seventich sin bescreven, Eyn ungerekent is gebleven.* zugrunde ligt hier die berechnung des h. Augustinus De civ. dei l. 16, cap. 3 (vgl. ib. 16, c. 6 = Isidori Etymol. l. 9, c. 2, v. 2). wie Augustinus breit ausführt, ist Phalach als sohn des bereits genannten Heber als stammvater eines volkes nicht mitzuzählen. rätselhaft ist mir, aus welcher quelle Statwech die von ihm verzeichneten völkernamen geschöpft haben kann. in den sonst von ihm benutzten büchern finden sie sich nicht. wenn sein gewährsmann rabbinische werke benutzt hätte, würde es sich erklären, dass Statwechs völkertafel eine gewisse ähnlichkeit mit dem völkerverzeichnis im Jerahmeel (Oriental translation fund, new series IV, s. 66) aufweist, doch kann das zufall sein. — 456 kann *schaltn* nicht für *schalt on* stehen, da diese enklitische anfügung ohne beispiel ist. man wird lesen müssen: *On* (st. *Du*) *schaltu opperen alzo eyn rynt Up eynem* (st. *eynen*) *berch.* — 591 st. *toch* l. *vloch.* — 608 l. *ervarer* 'kundschafter' st. *erueter*, vgl. oben s. 53 — 628 l. *David dede he grot ungevoych.* — 639 l. *Sine herscop he* (st. *de*) *tobrak.* — 1157 über *syn leue* vgl. oben s. 53 — 1253 *to den varmen* 'zur firmelung'. — 1294 l. *nemede schal des vordreyten.* die puncte in der hs. unter dem eingefügten *he sprak* sollen bedeuten, dass diese worte zu tilgen sind. — 1455 vor *we* fehlt *dat.* — 1506 l. *overlud.* — 1588 st. *tractus* l. *tractatus*, der schreiber hat nur versäumt, das zeichen der abkürzung zu setzen. — 1893 l. *settinge*, vgl. Martinus Polonus p. 302 b *omnia a Constantino ordinata deordinavit.* — 1905 l. *To Constantinopolis dat erste* (sc. consilium) *sat* (st. *stat*). — 1913 l. *God de sparde synem* (st. *synen*) *leven.* — 2017 *Dusse* nimmt auf eine überschrift oder auf die nebenstehende diadochie bezug, gemeint sind die päpste Formosus, Bonifatius VII, Theodorus II etc. ohne diesen hinweis müste man *dusse* auf die vorher genannten päpste beziehen. — 2047 rührender reim verstöfst gegen Statwechs brauch, es ist zu lesen: *Dat hovet om afhauwen heyt* (st. *leyt*) *Unde* (= *unde it*) *in den Tiber worpen wart. Den vischeren is dat* (st. *dar*) *openbart.* — 2059 interpungiere: *Leo, Johannes ok,* — 2217 l. *vele hebbet seyn.* — 2227 l. *Dat* (st. *dar*) *bloit.* — 2838 l. *andere* — 2839 *De hir vor gescreven synt* bezieht sich nicht auf früher genannte kaiser, sondern auf eine im abdrucke fehlende überschrift oder diadochie. es hätte mindestens in einer fufsnote darauf hingewiesen werden müssen. — 2906 l. *des* (st. *de*) *duvels bat.* — 2961 l. *Moyse* (st. *Eyne*) *slaltnisse to sek nam*, vgl. Martinus Pol. p. 237: *diabolus in Creta in specie Mosi apparens.* — 3025 l. *ketter* (st. *kelter*). — 3050 l. *codicem* (st. *codices*). — 3053 ist *grot* zu tilgen, welches schon 3052 steht. — 3055 st. *dat* ist wohl *darto* zu lesen, vgl. Martinus Polonus p. 256: *mirificum templum in Constantinopoli*

Digitized by Google

ad honorem sanctae Sophiae et Christi construxit. — 3112 l. *De armen de* (st. *des*) *hebben kummer hat.* — 3161 l. *upghetoghen.* — 3269 l. *De he sere het geschant.* — 3351 l. *Karolus* statt *Karlus.* — 3366 l. *roven unde morden.* — 3374 l. *Unde on de duvel halen wolden*, auch Martinus Pol. p. 519 spricht von *daemones.* — 3526 ff stimmen inhaltlich weder zu Statwechs prosachronik noch zu der erzählung bei Martinus Polonus. es muss der text der weltchronik hier in verwirrung geraten sein, vielleicht sind einige verse ausgefallen. — 3568 l. *Dar* (st. *dat*) *umme he vele rechte screyf, Den fredebreker(n) he leyt drauwen unde heyt on* (st. *ok*) *de coppe afhauwen.* — 3771 l. *Cristenen*, vgl. oben s. 53 — 3785 l. *Ein* (st. *in*) *kussen*, vgl. *ne convalesceret, cussino super faciem posito suffocavit.* — 3892 l. *Unde dat studium to Praghe sat* (st. *bat*). es ist *sat* 'eingesetzt' = *gesatet*, wie v. 495 *grot* = *gegrotet.* — 3917 l. *Dat studium sin vader sat*, vgl. Statwechs prosachronik s. 275 *He vordorff dat studium to Praghe dat syn vader maket hadde*, Bothos Chron. pict. z. j. 1390 *Ock wart gesat dat studium to Erforde.* — auf zahlreiche verschreibungen der namen der päpste (*Dominus* st. *Donnus*, *Ignius* st *Iginus* etc.). welche die hs. bietet, habe ich in den vorstehnden bemerkungen hinzuweisen unterlassen. es ist möglich, dass sie nicht erst von dem abschreiber herrühren, sondern schon in den von Statwechs benutzten hss. seiner quellen sich fanden. es wäre aber pflicht des herausgebers gewesen, in den fufsnoten das richtige anzumerken. zu bedauern ist auch, dass er die nach s. 20 in der hs. vorhandenen überschriften im abdrucke des textes fortgelassen hat. sie hätten den text übersichtlicher und die anordnung des historischen inhalts verständlicher gemacht.

Berlin. WILH. SEELMANN.

Die personennamen der deutschen schauspiele des mittelalters von dr. WILHELM ARNDT. [Germanische abhandlungen, begründet von KWEINHOLD, hg. FVOGT, 23 Heft] Breslau, MHMarkus, 1904. x u. 113 ss. 8⁰. — m 3.60.

Die philos. facultät der Marburger universität hatte im j. 1903 die preisaufgabe gestellt: 'Die personennamen der deutschen schauspiele des mittelalters sind, unter ausschluss der aus den lateinischen quellen übernommenen, zu sammeln und nach ihrer herkunft, ihrer bedeutung und ihrem verhältnis zu dem charakter der betreffenden rolle zu untersuchen'. Wilhelm Arndt bearbeitete diese preisaufgabe mit preiswürdigem erfolg. von dieser veranlassung der arbeit erfährt man aber aus dem vorliegenden buche nichts, und doch sind solche umstände auch für die beurteilung einer wissenschaftlichen arbeit von belang. so wird man bei der überschrift 'Die personennamen der deutschen schauspiele des mas'. vielleicht auch die teilweise heranziehung des 16 jhs. erwarten, allein bei einer räumlich und

Digitized by Google

zeitlich enger begrenzten zeitfrage kann der rahmen nicht beliebig ausgedehnt werden. so ist WArndt über das 15 jh. nicht hinausgegangen und hält also dieselbe grenze ein wie Creizenach im I bande seiner Gesch. des neueren dramas oder RHeinzel in der Beschreibung des geistlichen schauspiels. ferner sind nach der fragestellung die den lat. quellen unmittelbar entlehnten namen von der untersuchung ausgeschlossen, dann auch die classischen des altertums, wenn sie in ihrer eigentümlichen oder sagenhaften gestalt auftreten.

Zunächst hat also der verf. aus dem gesamten quellenmaterial der deutschen geistlichen und weltlichen spiele bis 1500 die namen gesammelt und aus etwa 850 namen ein alphabetisches verzeichnis zusammengestellt, eine an und für sich schon dankenswerte arbeit, die so manchem willkommen sein wird, denn schon in diesen namen pulsiert dramatisches leben, in ihnen stecken oft geheime beziehungen zu andern spielen und überlieferungen. dann schied er die namen in fremde und deutsche und in unterabteilungen, wie namen der juden, höfischritterlicher kreise, der bauern, der teufel und kleinerer gruppen. während für die fremden namen der deutschen schauspiele die bedeutung weniger ins gewicht fiel, war für die deutschen namen gerade ihre bedeutung sehr wichtig, denn die verf. der spiele, besonders die der fastnachts-, aber auch die der geistlichen spiele, haben die namen meist neu gebildet und durch sie auch den charakter der personen kenntlich zu machen gesucht. wenn also bei fremden namen — und zu diesen zählen wegen der unkenntnis ihrer bedeutung auch alte deutsche namen — mehr die aufdeckung der litterarischen beziehungen mafsgebend war, so muste bei den späteren reichen neubildungen deutscher namen, besonders bei übernamen, spottnamen, bauern-, soldaten-, teufelsnamen, hauptsächlich das verhältnis der namen zu dem charakter der betreffenden rollen untersucht und aufgedeckt werden. A. hat hiezu fast die ganze einschlägige literatur fleifsig zu rate gezogen, hat nach herkunft (etymologisch) und litterarisch die verhältnisse beleuchtet und dargelegt, somit die aufgabe mit grofsem fleifs und verständnis gelöst.

Es ligt wol in der natur der sache, besonders bei einer preisarbeit, dass nicht alles bis ins kleinste erschöpft sein kann, aber kleinigkeiten beeinträchtigen den allgemeinen wert des buches nicht. ich beschränke mich mit rücksicht auf die ausführlichere und mit wertvollen ergänzungen versehene beurteilung dieses buches von PWüst in Herrigs archiv 117, s. 381—99 auf eine kürzere besprechung, mache aber dafür auf eine einschlägige volksüberlieferung aufmerksam. es wäre nun sehr wünschenswert, wenn die wissenschaftliche sammlung und sichtung solcher personennamen auch noch über das 15 jh. hinaus weitergeführt würde. wenn auch die reformation die

Digitized by Google

ruhige entwicklung des mittelalterlichen dramas gestört hat, so blieb doch einerseits ein zusammenhang zwischen den jüngern spielen und den ältern erhalten, anderseits drängte die ewige widerholung derselben spiele von selbst zu erweiterungen und neugestaltungen, die auch wider neue aufmerksamkeit vom wissenschaftlichen standpunct beanspruchen und verdienen. ich möchte bei dieser gelegenheit eben auf die 'Tamsweger Karfreitagsspiele'[1], die in wissenschaftlichen kreisen wenig bekannt sind, aufmerksam machen, wenn auch die ausbeute an namen wegen mangelhafter überlieferung gering ist.

In Tamsweg, einem markte im oberen Murtal im Salzburgischen (Lungau), der in früheren zeiten des bergwerkbetriebes wolhabender war, heute etwa 1000 einwohner zählt, gab es in verbindung mit einer alten fronleichnams- und SLeonhartsbruderschaft einst dramatisirte processionen und karfreitags-tragaedia, die sich in resten (Samsonumzug) bis auf den heutigen tag erhalten haben. die genannte bruderschaft wurde durch 'Zuthuung und sonderbaren Eyfer' der pp. capuziner, die 1633 zur bekämpfung der protestantischen bewegung nach Tamsweg gekommen waren, zu ostern 1635 wieder aufgerichtet und diese processionen und spiele in scene gesetzt. leider haben sich die texte der schauspiele nicht erhalten, aber aufbewahrte scenarien und processionsordnungen geben noch ein bild von dem inhalt und umfang dieser darstellungen, die alle jahre etwas anderes und neues brachten und zu denen ein unglaublicher zulauf von leuten aus Kärnten und Steier, auch von Schladming und dem ganzen Lungau und aus allen orten stattfand, so dass die wirte ein grofses einkommen hatten, die bruderschaft aber gewöhnlich zu kurz kam. schon der umstand, dass die pp. capuziner die leitung dieser spiele hatten, lässt Cochemschen einfluss erwarten, doch kaum in blofser abschreibung wie in manchen laienspielen, sondern mehr in inhaltlichen zügen, wie in der abschiedsscene zu Bethanien, oder in den allegorischen gestalten beim Gottesgericht.

Das pfarrarchiv zu Tamsweg enthält 3 scenarien der karfreitagspiele aus den jj. 1714. 15. 18. jedes spiel hat einen prolog und 3 'acti' mit je 3 'scenae', im ersten und zweiten ist die procession dem spiele eingefügt. ich setze hier nur einige merkwürdige scenen her, die von der erweiterung der geistlichen spiele zeugnis ablegen. prologus des 1. spieles: *Der Hegste gott Jupiter wirdt erzirnet über das menschliche geschlecht*

[1] ein beitrag zur heimatskunde von dr. GHetteger im 57 j. bericht des gymnasiums am KBorromäum in Salzburg, 1906. 16 ss. 8°. vgl. Zs. f. öst. volkskunde 2, 138—142: 'Die Tamsweger praug' von dr. HWidmann in Salzburg und 12, 185—207: 'Der kampf um die passionsspiele in Tirol im 18 jh.' von ASikora, ein recht interessantes bild der schicksale der späteren passionsspiele in Tirol.

Digitized by Google

wegen der gebrochenen threy, wolte auch dises vellig vertilgen, in deme ihme khein menschliche bitt mer khunte besenfftigen vnd den Zorn benemmen. Die göttin der Liebe aber beweget ihme widerumb zur verzeihung, benimbt seinen gefasten zorn, vnd erlangt vor das menschliche geschlecht gnad und Perdon.

Prologus des 2 spieles: *Der Tott triumphieret yber den Menschen welcher bei seinen Fießn in den Pandten gefangen ligt, der Mentsch beweinet seinen miehseeligen Standt, ruefft vmb hilf zu gott, wirdt erhöret, vnd durch sein gerechtigkheit vnd barmherzigkheit erlediget er ihme van den Pandten des totts vnd macht ihme zu schandten.* wenn hier Juppiter, der tod, die allegorischen gestalten liebe, gerechtigkeit und barmherzigkeit (Cochem) dargestellt werden, so trat im prologus des 3 spieles sogar *Herkules* auf, *der Prometheum aus der gefangenschafft des Satans erlediget.* im 1 spiele I. 1 *springen 2 Teifl und der Tod alsobald heraus auf das theatrum, erfreuen sich, dafs sie Judam verfiehrt* in I 2 *wird Christus vom Ölberg ungestimig mit Trumbl und Pfeiffen in die gefenkhnus gefiehrt.* in II. 3 und a. o. *folgen dem Judas 4 Teifl nach,* die ihn nach der erhängung tot wegschleppen. in III. 2 wird die Judasscene mit des Judas seele weitergeführt: *Nach disen springen alsobald 2 Teifl ein, der Teifelszwergl last sich ein wenig sehen, der Erste Teufl ruefft difs schene Engerl zu sich mit ihnen Lustig zu sein, heren aber hinter der Schlus Kammen ein Stimb van andern Teifln, dafs sie ein seel in die höl gebracht hetten, schikhen den klein Teifels zwergl zu sehen, was difs beteutte, vnd wem sie hetten, bringt ihnen alsobald die zeitung, dafs sie des Judas seel in die heel gebracht hetten, lauffen alle ganz freidig der heellen zue, Judas seel verfluecht sich selbsten, wird darauf van 2 Teifln mit einer sag* (Säge) *bey der mitt van einander geschnitten, darbei ihme 2 Teifl das requiem singen* — eine scene, die gewis mehr komisch als ernst wirkte. darauf folgt im 2 und 3 spiel der teufelstanz. im 3 spiel: *als die 4 Saduceer mit ihren biechern Judam aufsuchen, war Judas in würthshaus, Isset vnd trinkht, spilt auch Karthen, thut darauf mit der Kellnerin ein Tänzel wagen'.* auch im 2 spiel wird nach der gefangennahme Jesu *der Totten tanz gehalten,* so auch im 3 spiel. unter dem Kreuz *recitieren 6 oder 8 Engl ihre Reimb.* '*die verliebte seel brokhet mit ihrem gespans am ölberg bluemen oder singt ein schenes Trauer Lied.*

Aus dem alten testamente wird Jonas als vorbild für den auferstandenen heiland hin-, Jonathas, der vom volke ausgebeten wurde, Christus entgegengestellt. aus dem classischen altertum wählten die pp. capuziner den göttlichen Neptunus und Aktäon, der als jäger gleich Christus die menschliche seele schiefsen will, aber von den hunden zerrissen wird.

Auch die processionsordnung vom 4 april 1692 weist in den 12 figurellen darstellungen einzelne originelle und

Digitized by Google

pompöse dramatische bilder auf: so Salomon mit der königin von Saba auf einem von 3 straufsen gezogenen triumphwagen mit Mohren und Türken zu pferd und zu fufs, Lucifer auf einem bock unter einem himmel, den 2 teufel tragen und dgl. neben berührung mit den alten spielen — so finden sich die teufelstänze auch schon im Alsfelder passionsspiel — begegnen wir also in den Tamsweger spielen hauptsächlich erweiterungen durch komische scenen, durch benützung alttestamentlicher oder classischer vorbilder, es muste eben 'alle jahre etwas anderes und neues' gebracht werden. wie GHetteger, jetzt professor am gymnasium in Krumau, versichert, scheint der text zu diesen spielen verloren zu sein, doch wir sind ihm schon für die veröffentlichung der scenarien dankbar.

Krumau in Böhmen, 14 februar 1908. J.J.Ammann.

Jean Pauls jugend und erstes auftreten in der literatur. ein blatt aus der bildungsgeschichte des deutschen geistes im 18 jahrhundert von dr Ferdinand Josef Schneider Berlin, BBehrs verlag 1905. IX 369. 8°. — 6 m.

Jean Pauls Flegeljahre. materialien und untersuchungen von Karl Freye. (palaestra LXI). Berlin, Mayer u. Müller 1907. 305 ss. 8°. — 8 m.

Josef Müller hat durch seine ausführlichen mitteilungen über die auf der Berliner kgl. bibliothek aufbewahrten schriftstücke von Jean Pauls nachlass 1899 und 1900 (Euphorion 6, 548 ff. 721 ff; 7, 61 ff. 291 ff.) der forschung einen kräftigen anstofs gegeben. Ferdinand Josef Schneider, ein schüler Sauers, untersuchte sofort 'Jean Pauls altersdichtung, Fibel und Komet' (Berlin 1901) und schildert jetzt Jean Pauls anfänge. wie Schneider fufst auch Freye auf den Berliner nachlasspapieren. seine monographie über die Flegeljahre ist aus einer von Roethe angeregten dissertation hervorgegangen.

Die beiden arbeiten haben einen so durchaus verschiedenen charakter, dass nur der gemeinsame gegenstand eine gemeinsame besprechung begründen kann. Schneider hat schon in seiner älteren studie eine ausgezeichnete beherschung des stoffes und den besitz guter methode bewährt. beides kommt auch jetzt zur geltung. Freyes erstling bezeugt geist, feine beobachtungsgabe, tief eindringenden scharfsinn; aber noch fehlt dem verfasser die nötige ruhe, um seine gedanken sorgsam auszugestalten und äufserlich wie innerlich abzurunden. der darstellung haftet gelegentlich etwas verwirrendes an: und nicht immer lässt sich erkennen, wieweit hinter den aphoristisch vorgetragenen anschauungen Freyes das ergebnis ernster denkarbeit oder nur ein momentaner einfall steckt. wenn im folgenden Freye ausführlicher besprochen wird als Schneider, so soll damit ein wertmafsstab der beiden schriften nicht gegeben sein. sorgsam aus-

Digitized by Google

geführte, wolüberdachte arbeiten wie die Schneiders bieten von vornherein weniger anlass zu einschränkender und weiterführender kritik, als eine etwas tumultuarische eruption von der art der untersuchung Freyes.

Schneider ist sich bewust, in seiner ersten studie Jean Paul etwas hart angefasst und die originalität des dichters nicht eben überschätzt zu haben. jetzt ist er tiefer in Jean Pauls wesen eingedrungen, und ausdrücklich erklärt er, er denke über die reifen schöpfungen Jean Pauls heute höher als jeder andere seiner verehrer, über die jugendwerke aber geringer. er fügt hinzu: 'dadurch beweise ich nur meine objectivität. freilich geschwärmt mit Jean Paul, wie es der litterarische kannegiefser Gervinus von dem 'besten' beurteiler desselben verlangt, habe ich immer noch nicht. 'schwärmen' kann man mit einem Scheffel und Baumbach, aber einen dichter von der tiefe und tragik Jean Pauls kann man nur erleben' (s. IX). ich erkenne die berechtigung dieses bekenntnisses an; aber ich wundere mich, dass Scheffel und Baumbach hier so ganz und gar als gleiche gröfsen nebeneinander stehn; ich glaube auch nicht, dass Gervinus unter 'schwärmen' das gefühl verstanden hat, das die leser Baumbachs anwandelt, und ich möchte bescheidentlich bitten, einen mann von Gervinus bedeutung und gröfse nicht einen literarischen kannegiefser zu nennen. überhaupt entzieht sich mir der tiefere sinn dieses prädicates.

Schneider ist auf den vorwurf gefasst, dafs er seinem buche einen zu grofsen umfang gegeben habe. gewis erschrickt jeder, der in einem bande von 23 bogen grofsoctav eine so kurze zeitspanne aus dem leben eines dichters dargelegt findet. der biographische teil reicht bis zu Richters flucht von Leipzig (1784), der litterarhistorische bis zu seinem ersten auftreten in der öffentlichkeit (1783): also etwa zwei decennien und zwar die ersten zwei von Richters leben durchwandern wir an Schneiders hand. doch Schneider ist überzeugt, dass er ein ganz unvergleichliches material zu bearbeiten hat. es gestattet von Jean Pauls frühzeit ein so ausführliches bild zu entwerfen, wie es kaum bei einem anderen bedeutenden dichter angeht. und so wagt der verf. sich an das psychologische und literarhistorische 'experiment', in gröster ausführlichkeit sein thema zu erörtern. sind doch dinge von allgemeiner bedeutung zu erwägen, nicht blofs die frage, wie Jean Paul zum dichter geworden ist, sondern das weitere problem schwebt dem verf. vor: wie wird, wie bildet sich ein dichter? augenscheinlich will er als beschreibender litterarhistoriker das für Richter leisten, was Goethe in seiner autobiographie für sich getan hat: ein einzelfall von typischem werte wird bis in seine kleinsten eigenheiten verfolgt.

Digitized by Google

Natürlich soll das ergebnis nur wahrheit und nicht auch dichtung sein. um diese wahrheit zu erbringen, ist Schneider seinem helden schritt für schritt nachgegangen. er hat die stätten von Jean Pauls jugendleben aufgesucht und durchpürscht. und es ist ihm geglückt, sogar noch mündliche auskunft über einzelheiten dieses lebens zu erhalten. man lese in der einleitung (s. vi ff) nach, wie umfangreich diese nachforschungen gewesen sind. oder man schlage irgend eine seite des buches auf, die biographisches detail bietet: mit allen intimen episodischen zügen des täglichen lebens kann Schneider von Jean Pauls jugend erzählen. soll nun mit ihm gerechtet werden, ob nicht da oder dort eine kürzung möglich, ob nicht besonders eine knappere stilisierung am platze gewesen wäre? er würde mit recht erwidern, dass all dies notwendig war, um das typische herauszuholen, um etwa darzutun, wie in einem dichter die ersten ansätze zu individueller entwicklung sich gestalten, wie er für die natur erwacht, wie erste freundschaft sich ergibt.

Durchaus nicht beruht die breite des werkes allein auf biographischem detail. die grundlagen von Richters weltanschauung, der boden, auf dem sein erstes denken und dichten wächst, ist mit aufserordentlicher sorgfalt studiert. da erstehn darstellungen von weitausgreifendem interesse.

Das ganze buch zerfällt in zwei hauptabschnitte: 'Goldene tage' ist der erste, 'Kämpfe und leiden' der zweite überschrieben. der erste hauptabschnitt besteht aus sechs capiteln: 1. Wunsidel, 2. Joditz, 3. Schwarzenbach, 4. Hof und Schwarzenbach, 5. Entstehung und grundlagen einer jugendlichen weltanschauung, 6. Die ersten schriftstellerischen versuche. der zweite umfasst die capitel: 1. Leipzig, 2. Aufsätze und dichtungen. die capitel 5 und 6 des ersten, 2 des zweiten hauptabschnittes dienen vor allem der litteraturgeschichte, nicht der darstellung des äufsern lebensganges von Jean Paul.

Von besonderem werte ist gleich der 5 abschnitt des i teiles. Schneider entwirft mit liebevoller einlässlichkeit ein bild der theologischen und philosophischen voraussetzungen, auf denen der junge Richter aufbaut. als wegweiser dienen die excerptenbücher des jünglings. Schneider gibt aber weit mehr als eine erklärende und deutende analyse dieser notizensammlungen. wir erhalten eine abgerundete darlegung des standpunctes, auf dem theologie und philosophie am ende des 18 jahrhunderts stehn. wol muss Sch., besonders auf theologischem gebiete, sich von bewährten führern leiten lassen; er nennt seine gewährsmänner s. 90 anm. 1. doch beutet er aus eigenem die quellen aus, an denen Jean Paul selber geschöpft hat: die recensionsanstalten der aufklärung, die 'Allgemeine deutsche Bibliothek', die 'Allgemeine theologische Bibliothek (Mietau 1774 ff), die 'Auserlesene Bibliothek der

Digitized by Google

neuesten deutschen Litteratur' (Lemgo 1773 ff), das Hallenser 'Journal für Prediger' (1770 ff), dann schriften von Eberhard, Nicolai u. aa. eingeführt werden wir in die gegensätze, die zwischen rationalisten und deisten walten, in die welt Ernestis und Semlers, in die theologischen hauptprobleme der epoche: glaube, theologische und natürliche tugend, abendmahlslehre, taufe, prädestination, trinitätslehre, frage nach der persönlichkeit des stifters und auffassung von Christi tod, bibelkritik, bewertung der symbolischen bücher, inspirationslehre, göttliche gnadenwirkung, abweisung der herkömmlichen vorstellung vom göttlichen ebenbild, erbsünde, teufelsglauben, ewigkeit der höllenstrafen. diesen problemen gegenüber steht der junge dichter, 'immer dort, wo man mit der ganzen intoleranz des tolerantesten aller jahrhunderte gegen die absterbende orthodoxie zu felde zog' (s. 122). weniger allseitig konnte die charakteristik der zeitphilosophie ausfallen, wollte sie vor allem den gesichtskreis des jungen Jean Paul kennzeichnen. im vordergrund stehn psychologische erwägungen: Leibnizens lex continui und ihre bedeutung für die bewertung von mensch, tier und pflanze; tierpsychologie, bekämpfung des materialismus; influxus physicus, inneres bewustsein und unbewuste psychische vorgänge, gefühl des ich; sinnliche wahrnehmung; ssociation unda imagination; sprachpsychologie und physiognomik; ästhetik und ethik. ganz kurz gehalten ist was S. von den 'übrigen grundlagen' berichtet: geographie, naturgeschichte, astronomie, arithmetik; ihnen schliefst sich der geringe schatz poetischer lectüre an, den der junge Richter erworben hat.

Diese darlegungen dienen zunächst einer analyse der ersten schriftstellerischen versuche Jean Pauls zum hintergrund, der denkübungen und schulreden, der gelegenheitsschrift, 'Die Spuren der Vorsehung' und des kleinen romans 'Abelard und Heloise'. schon hier gesellen sich zu den namen, die das vorhergehnde capitel anführt und hinter denen sich die lehrer des jungen schriftstellers verbergen, als neue anreger Pope, Swift, Jung-Stilling u. aa. an Pope knüpft auch die besprechung der 'Aufsätze und dichtungen der Leipziger zeit' an, die das schlusscapitel von S.s buch bildet. die untersuchung 'Etwas über den Menschen' ist von Pope abhängig. dann geht es weiter zu kleineren aufsätzen der epoche. 'Das Lob der Dummheit' aber veranlasst S., abermals weiter auszuholen; er entwirft eine geschichte der deutschen satire vor Jean Paul. ausführliche und selbständige charakteristiken von Liscow, Rabener, Lichtenberg führen gedanklich weit über die grenzen von Jean Pauls jugend hinaus; ja S. lässt schon hier seinen blick bis zu Jean Pauls innerer verwantschaft mit Fichte und bis zum Roquairol des 'Titan' schweifen: feine betrachtungen, die uns auf seine angekündigte untersuchung über diesen roman gespannt machen. zur analyse

Digitized by Google

des 'Lobes der Dummheit' wird aber auch noch Erasmus von Roterdam ausgiebig herangeholt. alle diese vorstudien gipfeln endlich in der würdigung der 'Grönländischen Prozesse'.

Hier vor allem erblickt Schneider den dichter auf dem wege, ein deutscher Swift zu werden. geistreiche bemerkungen über das verhältnis Jean Pauls zu Swift schliefsen das buch ab; und nun steigert sich Schneider zu worten höchster bewunderung: 'die grandiose verbindung von satire und humor zu einem ganzen von erschütternder tragischer tiefe macht Jean Paul unerreicht in der ganzen weltliteratur. und er ergreift uns damit ebenso mächtig als sein englisches vorbild durch eisige kälte'.

Im ganzen ein reiches und wertvolles buch! ich habe mich begnügt, den inhalt anzudeuten. im einzelnen kritik an S.s leistung üben, hiefse ebenso ausführlich oder noch ausführlicher werden als er. es bleibt nur zu wünschen, dass die forschung künftig nicht nur die teile des buches, die sich allein auf Jean Paul beziehen, sondern auch die weiteren ausblicke im auge behalte. es ist sicher, dass Schneider jedem der auf dem felde deutschen geisteslebens des 18 jahrhunderts tätig ist, etwas zu sagen hat.

Ich aber wende mich jetzt der arbeit von Freye zu.

In der recension von Schneiders erstem versuche schrieb Minor (Zs. f. öst. gymn. 37, 985 ff) die beachtenswerten worte, dass man wol einzelne typen und gestalten durch alle dichtungen Jean Pauls verfolgen könnte, dass aber die beschränkung auf einzelne seiner dichtungen niemals ein abschliefsendes resultat ergebe, weil die früheren dichtungen hier ebenso gut zu den vorarbeiten gehören und einer ebenso genauen analyse bedürfen, wie die handschriftlich erhaltenen studienblätter und pläne zu dem behandelten werk. 'éine methode schickt sich eben nicht für alle.' Freye hat sich durch diese erwägungen Minors nicht abschrecken lassen, in Jean Pauls werke mitten hinein zu greifen und eine einzelne dichtung seiner untersuchung zu unterwerfen.

Und noch eine zweite bemerkung Minors muss hier citiert werden. der umfang der im nachlass erhaltenen vorarbeiten zu Jean Pauls schriften, die ganz eigentümliche entstehungsweise dieser werke, die schon früh von seinen biographen charakterisiert worden ist, jetzt abe mit hilfe des nachlasses sich bis ins kleinste verfolgen lässt, hängt an jede untersuchung eines einzelnen seiner romane eine mächtige last: die darlegung des werdens eines romans von Jean Paul wächst dank dem überreichen material ins unabsehbare. Minor erkennt an, dass Schneider durch die ordnung der nachlasspapiere die jene beiden ‚altersdichtungen' betreffen, und durch ihre verwertung für die entstehungsgeschichte sich ein entschiedenes verdienst erworben

Digitized by Google

habe. doch er wendet ein, dass die art der verwertung alle übersicht verloren gehn lasse. 'eine entstehungsgeschichte von 40 grofsen seiten ist eine ermüdende lectüre, die mehr verwirrend als aufklärend wirkt, weil das detail überwuchert'.

Bei Freye reicht die darlegung der entstehungsgeschichte von s. 15—168; also nicht 40, sondern über 150 grofse seiten sind für sie bestimmt — die gröfsere hälfte des ganzen buches. mag Freye Minors warnungen vernommen haben oder nicht, sicher ist er selbst zur überzeugung gekommen, dass er seinem leser etwas unmögliches zugemutet hat. er lässt darum der auseinandersetzung der entstehungsgeschichte eine — allerdings sehr kurz und dürftig ausgefallene — zusammenfassung ihrer ergebnisse vorangehn, um jene besser verständlich zu machen. ja noch mehr: er stellt es frei, von diesen ergebnissen sogleich zum zweiten teil, der 'stellung, charakter und wert der Flegeljahre in mehr zusammenhängendem text behandelt', überzuspringen. 'die arbeitsart des dichters und die entstehungsgeschichte der Flegeljahre wird freilich nur der kennen lernen, der den ersten teil durcharbeitet; durch ihn werden die ausführungen des zweiten erst voll gerechtfertigt'. ich muss gestehn, dass mir solch überbescheidener verzicht noch nicht vorgekommen ist. wir alle wissen, dass nicht nur eilige leser über manche seite unserer arbeiten rascher weghüpfen als uns erwünscht ist. wer texte mit einleitung und anmerkungen zu versehen gewohnt ist, der muss darauf rechnen, dass nur ein kleiner bruchteil der leser die anmerkungen berücksichtigt. dennoch tut man — denk ich — im allgemeinen sein bestes, auch diese anmerkungen lesbar zu machen. wer sie von vornherein mit dem bewustsein niederschreibt, dass sie keine beachtung finden werden, der treibt ein trauriges handwerk. wer nun aber gar die erste gröfsere hälfte einer untersuchung seinem leser nur als etwas bedingt notwendiges vorsetzt, der gesteht doch verblümt ein, dass seine darstellung ihrer aufgabe nicht gewachsen ist. und das ist leider bei F. nicht blofs da der fall wo er es selber zugibt, sondern auch in der zweiten hälfte des buches. diese behauptung zu begründen, gebe ich einen kurzen auszug:

Freyes einlässliche untersuchung der entstehungsgeschichte tut dar, dass der roman von Jean Paul niedergeschrieben worden ist, ehe ein plan des ganzen entworfen war. dieser plan ergab sich dem dichter auch nicht, als er ans ende des 4 bandes gelangte; er ist auch später nicht zustande gekommen und darum muste das buch trotz jahrzehntelanger ankündigung einer fortsetzung fragment bleiben. der plan war obendrein nachträglich schwer zu entwerfen, weil Jean Paul nach zwei arbeitsperioden (1798—1801 und 13 januar bis 28 februar 1802) in einer dritten (sie beginnt im december 1802) wol eine einkleidung für die schon erbrachten entwürfe gefunden hat, diese

einkleidung indessen bei der niederschrift der beiden ersten bände und der ersten hälfte des dritten bandes wenig berücksichtigte, vielmehr nur in erneuter durcharbeitung des geschaffenen ganz zuletzt der einkleidung, die alles bedingen sollte, ihre endgiltige form gab. gleich darauf wurde der dritte band beendet (october 1803); ostern 1804 erschienen die ersten drei bände. nach einjähriger pause entstand der vierte band (15 august 1804 bis 30 mai 1805), ohne dass in der zwischenzeit über die fortsetzung dem dichter volle klarheit geworden wäre. nach der beendigung des vierten bandes blieb nur eine grofse anzahl von charakterstudien übrig; die ansätze zur fortführung der handlung sind gering, die skizzen ergeben nur versuchsweise hingeschriebene möglichkeiten.

Ausdrücklich hebt F. hervor, dass diese entstehung des fragments in Jean Pauls theoretischen anschauungen wurzelt. Jean Paul will, dass zuerst die charaktere und dann die fabel erfunden werde. hierzu kam, dass Jean Paul die entscheidung über die handlung oft jahrelang hinausschob und fürs erste ruhig an die ausarbeitung gieng. änderte er später den plan, so wurde nachträglich eine 'correctur' des ausgearbeiteten vorgenommen.

Von dieser stelle der untersuchung muste F. folgerichtig zu dem nachweis weiterschreiten, wie in anderen erzählungen Jean Pauls dieselben principien und dieselbe arbeitsgewohnheit zur geltung kommen. an stelle dessen fixiert er im 1 abschnitt des II teiles die stellung der Flegeljahre unter den werken Jean Pauls und die stufe seiner entwicklung zur zeit des Titan und der Flegeljahre: Jean Paul ist sachlicher geworden und verlangt vom dichter mehr kraft als menschenliebe; er fordert objectivität, nicht kundgabe seines herzensanteils. der 2 abschnitt erörtert das 'titanische' Jean Pauls, d. h. die grundstimmung die den Titan hervorbrachte. dann erst kommen wider technische fragen zur geltung: der 3 abschnitt spricht von dem bruchstückhaften der werke Jean Pauls; er kenne in der praxis nicht die zwingende notwendigkeit einer einzigen, alles regierenden einheit; aber jedes seiner werke bringe eine bestimmte lebensstimmung zum ausdruck, stil- und naturschilderung haben einheitlichen ton, man kann von einer fixleinischen oder einer siebenkäsischen manier sprechen. hier sind wir endlich an dem puncte angelangt, der unmittelbar nach der feststellung der entstehungsgeschichte erreicht werden sollte. wir bleiben im rechten fahrwasser, wenn abschnitt 4 Jean Pauls 'theorie und schaffen' beleuchtet, von dem verhältnis spricht, in dem bei ihm bewustes vorbereiten und ekstatisches producieren sich befindet. nun aber überrascht uns der 5 abschnitt, der 'Composition; fortsetzung' überschrieben ist. wir erwarten weitere generelle ausführungen, erhalten aber dafür nur neue erwägungen der entstehungsgeschichte der Flegeljahre und fühlen uns damit an den anfang der arbeit zurückversetzt.

wirklich dient auch alles folgende im wesentlichen nur der analyse des einen romans: 6. 'Jean Paul als erzähler in den Flegeljahren', 7. 'Über darstellung der charaktere', 8. 'Digressionen, einmischung des ich', 9. 'Objective darstellung des ich', 10. 'Über naturschilderungen', 11. 'Über den stil'.

Ist es ungerecht, einer so verworrenen anordnung gegenüber zu behaupten, dass es dem verf. genau so gegangen ist wie — nach seiner darstellung — Jean Paul? auch er scheint keinen festen plan im kopfe gehabt zu haben, eh er an die ausarbeitung ging; und darum haben sich ihm die fäden verwirrt. er wollte — denk ich mir — eine analyse der Flegeljahre geben. ihr entstammen die abschnitte 1.2. 5—11 des zweiten teils und natürlich der ganze erste teil, die entstehungsgeschichte. eben diese entstehungsgeschichte aber belehrte ihn, dass er einem problem gegenüberstehe, das nicht mit hilfe der Flegeljahre allein zu lösen sei. und da hat er nur erkannt, was Minor in der ersten der oben citirten äufserungen vorweggenommen hat. statt jetzt seiner arbeit einen neuen aufbau zu geben, begnügte er sich in den abschnitten 3 und 4 erwägungen zu liefern, die aus dem neu erkannten problem fliefsen. aber erschöpft hat er dieses problem nicht und durch den einschub dem ganzen zweiten teil einen unfolgerichtig aphoristischen charakter geliehen.

Ich bekenne gerne: solche fehler begeht nur ein geistreicher mensch, der die schablone meidet. geistreich beobachtet ist, was F. im zweiten teil vorträgt. geistreiche beobachtungen fordern stets widerspruch heraus; und solchen widerspruch habe auch ich im einzelnen vorzubringen. vorher jedoch sei noch nachgewiesen, dass aphoristische unfolgerichtigkeit wie der ganzen arbeit, so auch den einzelnen abschnitten anhaftet. ich wähle zum nachweis den 4 abschnitt 'Über theorie und schaffen':

Stolz und demut wechseln in Jean Paul, je nachdem er mehr seiner instinctiven kräfte oder seines fleifses sich bewust ist. es erschüttert ihn, dass man ihn in Weimar bewundert. er muss sich an den glauben klammern, dass diese leute mehr seien als er, mindestens sei bei ihnen natur, was bei ihm zur hälfte mechanik und fleifs geboren habe. dieser fleifs Jean Pauls ist eine fortwährende übung, die bis zur anfertigung von exercitien geht. theorie und praxis erwachsen bei ihm eines aus dem andern in dauerndem wechsel. seine ästhetik ist resultat und quelle seiner werke. sie wird — nach einem worte Tiecks — ein recept, Jean Pauls bücher zu schreiben. darum citiert er sich immer in seinen ästhetischen arbeiten. ein nebeneinander zweier kräfte und bedürfnisse besteht: zu schaffen und zu erkennen. er sammelt für die theorie aus fremden und eigenen schöpfungen und macht sich dies wider dienstbar, eh er dem eigenen drange folgt.

Digitized by Google

Ist der gedankengang bisher streng logisch gewesen, so folgt nunmehr eine wendung, die klargestelltes wider verundeutlicht:

'Wir müssen lächeln, wenn wir. . . . hören, witz, feuer der darstellung und manches andre hänge vom willen und von den von ihm befohlenen hülfsmitteln ab, wenn nur für die charaktere und die erfindung des planes das erwarten der stunde reserviert wird. wir lächeln auch (obwol Jean Paul wuste, was er schrieb) bei den Worten. . .: *wenn ich so anschaue, was gemacht ist von mir: so dank ich Gott, dass ich nach nichts Äufserlichem fragte, weder nach Zeit noch Kosten, noch Papier und Zeit — die Sache ist da und die Hebezeuge hab' ich selber vergessen und niemand weifs sie sonst.* mit Jen Paul kann sich aber zuletzt keiner abfinden, der nicht das philisterhafte, das sicher an ihm ist, dem genialen zu liebe einfach hinnimmt. auch diese seite lässt sich schliefslich menschlich lieb gewinnen: es war ihm eine pflicht, alles aus sich zu machen. er fühlte sich mit heiligem glauben als ein instrument in der hand des verhängnisses'.

Man verzeihe mir das bekenntnis, dass ich mich in diesen sätzen nicht zurecht finde. eine hochwichtige selbstbeobachtung Jean Pauls wird mit den worten: 'wir müssen lächeln, wenn wir hören' eingeleitet. sie bringt etwas ganz neues: bisher war nur die rede von dem nebeneinander von theorie und schaffen gewesen, also von bewustem producieren. nun wird zwar aufgezeigt, dass Jean Paul auch witz und feuer der darstellung mit willen erzielen, nicht vom augenblick sich eingeben lassen will. ganz im gegensatz aber zu diesem ineinandergreifen von denken und schaffen überlässt Jean Paul die charaktere und die erfindung der glücklichen stunde, lässt sie mithin aus der welt des unbewusten keimen. das durfte doch nicht mit dem flickübergang 'wir müssen lächeln' eingeführt werden. wahrscheinlich meint F., dass Jean Paul die sache auf den kopf stelle; andere dichter überlassen witz und feuer der darstellung gern der eingabe des augenblicks und construieren charaktere und plan im momente kühlster besonnenheit. andere, aber sicher nicht alle! warum sollen charaktere und plan nicht vielmehr gerade bei echtesten künstlern das ergebnis einer glücklichen stunde voll visionären schauens sein? Goethe umschreibt an einer oftcitierten stelle seiner autobiographie den augenblick der conception eines kunstwerks: *das Ganze schoss von allen Seiten zusammen und ward eine solide Masse, wie das Wasser im Gefäfs, das eben auf dem Puncte des Gefrierens steht, durch die geringste erschütterung, sogleich in ein festes Eis verwandelt wird* (jub.-ausg. bd. 24, 166 f). ist hier vielleicht vom bewusten zusammenfügen die rede? oder nicht vielmehr von einer glückbegünstigten offenbarung? und hat diese offenbarung nicht Goethen die charaktere

Digitized by Google

und denn plan seines 'Werther' geschenkt? Hebbel stellt vollends fest: *Unbewusster Weise erzeugt sich im Künstler alles Stoffliche, bei'm dramatischen Künstler z. B. die Gestalten, die Situationen, zuweilen sogar die ganze Handlung ihrer anekdotischen Seite nach, denn das tritt plötzlich und ohne Ankündigung aus der Phantasie hervor. Alles Übrige aber fällt notwendig in den Kreis des Bewusstseins* (Tagebuch v. 17. september 1847 n. 4272). wenn nun Jean Paul trotz aller bewustheit seines schaffens von ähnlichen momenten unbewuster conception berichtet, so war dies nicht anlass zu lächeln; sondern die einschränkung, die an dieser stelle seine übliche productionsweise erfährt, hätte eingehnde erwägung verdient.

Vielleicht aber dachte F. an das hauptresultat seiner untersuchung der entstehungsgeschichte der Flegeljahre: der dichter schreibt das werk nieder, eh er einen plan hat. dann jedoch muste das zeugnis noch schärfer beschaut werden. denn hier ist ja von der conception des planes die rede. allein der fehler in der ausgestaltung der Flegeljahre (und andrer dichtungen Jean Pauls) ligt nicht in der tatsache, dass der plan einer glücklichen stunde der eingebung überlassen wird, sondern in dem umstande, dass Jean Paul diese stunde nicht abgewartet hat und vor der conception des planes an die ausgestaltung gegangen ist.

Und so lächeln wir auch mit F. nicht, wenn uns das zweite zeugnis zu gesicht kommt. es hat ja unmittelbar mit dem ersten nichts zu tun. es besagt nur, dass Jean Paul in lässigem vertrauen auf den kommenden glücklichen augenblick der conception viel zu lange einem ziellosen niederschreiben des bewust gestaltbaren sich hinzugeben pflegte. ich glaube gern, dass es philisterhaft klingt, wenn Jean Paul angesichts des resultates seiner tätigkeit und des beifalls der ihm zuteil wurde, dieses wüste papierbeschreiben nicht vergeblich fand. in wirklichkeit sucht er jedoch in diesem erfolge nur beruhigung gegenüber einer selbstanklage, der er sich sonst sicher nicht hätte entziehen können, gegenüber dem vorwurf, dass er zu wenig energisch sein dichterhandwerk ausübe, dass er zu lange sich mit dem umstande tröste, in der aufzeichnung seiner erklügelten notizen etwas geleistet zu haben, während das gefäfs das all diesen stoff aufnehmen sollte, auch in seinen umrissen ihm noch nicht klar war. ich sehe da nichts von einem pflichtbewustsein, alles aus sich zu machen, nichts von dem gefühl, ein instrument des verhängnisses zu sein.

Und so find ich es — um F.s darlegungen weiter zu entwickeln — auch nicht erstaunlich, dass Jean Paul diese 'fülle des bewustseins' ertragen habe, ohne 'dass züge des leidens sichtbar geworden sind, wie etwa bei Hebbel'. denn das bewuste schaffen und notizensammeln war bei ihm nur erholung, nur bequemes warten auf den grofsen augenblick der künstlerischen

Digitized by Google

vision. man gestatte mir den französischen ausdruck, da ich im deutschen nichts bezeichnendes finde: Jean Pauls notizhefte sind die in undisciplinirtem sichgehenlassen hingeschriebenen aufzeichnungen eines 'désœuvré'.

F. fährt fort: 'er war von der satire ausgegangen. das verhältnis zur theorie war dabei sehr eng gewesen, so sehr, dass es uns schwer wird, diese zum teil abstofsenden productionen als lebensausdruck zu betrachten. „wenn nun aber plötzlich die empfindung über den dichter hereinbrach — so blieb die beschäftigung mit der theorie dennoch. hatte er vorher seinen briefwechsel zu satirischen übungen benutzt, so übte er sich nun in den briefen an Renate in der empfindsamkeit'. ich vermisse auch hier klarheit und folgerichtigkeit. warum soll enges verhältnis zur theorie einen künstler hindern, in seinen schöpfungen sein leben auszudrücken? die theorie selber kann ja aus dem leben erwachsen, kann ausdruck des lebens sein. F. hat wol einen anderen gegensatz im auge: Jean Paul ist immer auf 'übung' aus. 'übung', sagt F. selber, 'ist ein wort, das dann in Jean Paulschen studienheften immer widerkehrt'. diese übung ist in den ersten satirischen schriften nur ein nachzeichnen der züge anderer; dann erlebt er etwas, begnügt sich aber nicht das erlebnis auszusprechen, sondern geht mit absicht daran, es immer wider von neuem sprachlich zu formen, bis das erlebnis seine frische lebendigkeit verliert und nur noch die freude am formen bleibt. diese freude am formen aber drängte ihn zu theoretischer erwägung seines schaffens. und so kann F. mit recht fortfahren, dass Jean Paul, den man für mafslos und unverbesserlich hält, immerfort 'nach wahrem urteil' suchte. aber wider verschwimmt die zeichnung und wird undeutlich, wenn es weiter heifst, er habe sich teilweise vom falschen zum richtigen urteil entwickelt und sei doch wieder unverbesserlich geblieben, 'weil er an dinge kam, die sich nicht machen lassen, bei denen das, was der dichter in der erregung fleifs und mechanik genannt hatte, in der tat mechanik wurde'. was ist 'falsch', was ist 'richtig'? inwiefern ist Jean Paul 'unverbesserlich' geblieben? wieso wird bei dingen die sich nicht machen lassen, mechanik, was Jean Paul nur in der erregung fleifs und mechanik nennt? was nennt Jean Paul nur in der erregung fleifs und mechanik? offenbar doch das gegenteil: intuitives, unbewustes werden! soll dieses unbewuste werden grade bei dingen die sich nicht machen lassen, zu mechanik werden? ich steh vor einer fülle von rätseln; veranlasst aber sind sie durch die embryonale, unausgetragene form, die F. seinen unausgedachten gedanken gibt.

Um nichts gefördert fühl ich mich, wenn F. in all dem ein 'inneres ebenmafs der bedürfnisse' findet, eine fähigkeit 'zugleich zu sehen und zu fühlen'. soll 'sehen' hier soviel heifsen wie gedanklich oder theoretisch erfassen? dann hab ich das

Digitized by Google

vorhergehnde falsch verstanden; denn da hat F. nur von einem misverhältnis der beiden factoren des künstlerischen schaffens, der bewusten und der unbewusten tätigkeit, geredet.

Jetzt indes wird es ganz schlimm; man höre: 'Es wird einem beim anblick Jean Paulscher studienhefte zuweilen schwer, zu glauben dass er kein kalter war, wenn er die regeln der darstellung erwog. aber dennoch — er hat, trotz allem wie ein kind sein grofses arbeitssystem benutzt'.

Seltsam! es wird wider mode, sich und seinem leser möglichst viel prügel zwischen die beine zu werfen. was F. hier leistet, ist kein vereinzelter fall; sonst bliebe ich auch nicht so lange bei diesen dingen stehen. man sucht wol heute wider einmal das product von zweimal zwei, indem man zuerst jeden factor zur xten potenz erhebt, dann die resultate multiplicirt und zuletzt aus dem ganzen die xte wurzel zieht? wem solche umwege spafs machen, der wandle sie! aber er zwinge nicht andere, auf gleichen wegen ihm gefolgschaft zu leisten! nach langem nachdenken hab ich heraus gebracht, dass die oben citierte verzwickte wendung heifsen soll: Jean Paul ist trotz allem auch in seinen theoretischen erwägungen ein visionärer künstler. Fs. dreifache negation glaub ich so auflösen zu dürfen. 'es wird schwer zu glauben, dass er kein kalter war', also ein warmer oder — wie es gleich darauf heifst: ein 'kind'. ob diese ausdrücke treffen oder gar verdeutlichen, überlass ich andern zur entscheidung. merkwürdig ist indes auch die begründung, die F. seiner ansicht von Jean Pauls 'wärme' oder 'nichtkälte' leiht. 'er unterhielt sich zwar mit sich selber über alles, mit der kühle eines bildenden künstlers, der über stoff und mittel herr werden will, aber er unterhielt sich nur mit sich'. ich halte mich nicht weiter mit dem einwurf auf, dass der begriff eines 'bildenden künstlers' in dem sinne in dem F. ihn nimmt, doch noch nicht genügend festgelegt ist, wenn man das wort 'bildend' sperrt. allein besagt es irgend etwas gegen bewustes schaffen, wenn dieses bewuste gestalten sich lediglich in der einsamkeit abspielt? warum soll 'klarheit' (ich citiere weiter F.s worte) den 'drang nach einsamkeit' ausschliefsen? weit besser offenbart sich das ziel das F. im auge hat, der nachweis des visionären in Jean Pauls dichten, wenn er nun endlich betont, beim phantasieren auf dem clavier komme Jean Paul der drang zum schaffen, wenn er berichtet, dass der dichter das übermäfsige bewustsein zu bannen suchte, indem er sich berauschte.

Abermals setzt dann eine neue gedankenreihe ein: kraft und selbstbewustsein verraten die vorrede zum 'Schmelzle' und die antwort auf eine kritik, die Otto am 'Titan' geübt hatte. im gegensatz dazu stehe die 'todeskälte', mit der Jean Paul in der selbstbiographie sich komisch nehmen will. in diesem gegensatz entdeckt F. 'eines jener merkwürdigen zweifellichter, die

Digitized by Google

es so schwer machen, den einheitspunct Jean Paulschen wesens zu finden'. F. greift hier zurück zu den citierten ausführungen des eingangs; er glaubt folgerichtig weiterzugehn, weil er den übergang von den auseinandersetzungen über bewustes und unbewustes schaffen in dem begriffe 'kraft' sucht und 'kraft' mit unbewustem schaffen identificiert. aber tatsächlich kommt nur ein zug heraus den Jean Paul mit ungezählten künstlern teilt : der wechsel von stimmungen des selbstbewustseins und der selbstunterschätzung.

Die wurzel der selbstunterschätzung Jean Pauls hab ich oben aufgedeckt: er sieht ein, dass er sein dichtergeschäft zu lässig treibt. wol beschreibt er viele bogen papier, aber diese menge von geleisteter arbeit entspricht nicht dem erreichten ziele. denn sie bedeutet nur ein zögerndes warten auf den augenblick, in dem aus allen einzelheiten ein ganzes werden soll. nichts weniger als ein energischer former und gestalter, bastelt er am detail herum. soll er nicht alle übersicht über dieses detail verlieren, so muss er sofort regeln und gesichtspuncte für die spätere verwertung seiner notizen aufstellen. aber all diese geschäftigkeit bietet ihm nicht, was er braucht: einen festen plan, scharfumrissene schicksale seiner charaktere. darum beneidet und überschätzt er den dichter, der sofort mit sicherer hand den grundriss seiner werke feststellt, während er selbst steine behaut und sie aufzuschichten beginnt, eh er weifs, was aus dem sorgsam vorbereiteten material werden soll. nicht die fülle des bewustseins, sondern das gefühl unfolgerichtiger arbeitsweise müste ihn niederdrücken, wenn er nicht seinem instincte vertraute und nicht auf eine endliche glückliche lösung, auf einen augenblick der inspiration zuversichtlich hoffte. so schreibt er am 25 december 1802 an Otto: *Ich wage oft ganze Bände hin auf die — Möglichkeit, dass ich für eine unauflösliche Schwierigkeit schon die Lösung finde, wenn die Not da ist, und nie mislangs* (s. 193).

Hier handelt es sich doch nicht blofs um das dilemma, ob die fabel oder ob die charaktere zuerst erfunden sein sollen (s. 11 f). wol aber spielt das problem mit herein; und sicher ist, dass die fabel bei Jean Paul noch später eine feste form gewinnt als die charaktere.

Es ist das alte dilemma, das auf dramatischem gebiete eine weiter zurückreichende vorgeschichte hat als auf dem felde des romans. eine forderung des Aristoteles, von Lessing wider aufgenommen, von Schiller auf der höhe seines schaffens festgehalten, verlangt, dass dem tragiker die begebenheiten wichtiger seien als die charaktere. wer diese forderung verwirft, wer die tragödie zum schauplatz der charakterstudie macht, läuft immer gefahr, die eigentümliche künstlerische form der tragödie zu beeinträchtigen. das haben alle sogenannten shakespearisierenden

Digitized by Google

dramatiker, voran Goethe im Götz, bewiesen, in neuester zeit aber die dramatiker des psychologischen naturalismus.

Was für die tragödie gilt, muss dem roman nicht taugen. der roman fordert keine so strenge form, wie sie der tragödie von der bühne vorgeschrieben wird. dennoch läuft auch die composition des romans gefahr, wenn der dichter alles an die psychologische seite und so gut wie nichts an den aufbau wendet. wol fordert die romanform nicht, dass die begebenheiten über die charaktere gesetzt werden. doch schliefslich ist auch der roman pragmatische dichtung. und man verkennt sein innerstes wesen, wenn man das pragma als nebending fasst.

Einseitige charakterdramatik macht fast immer schwer, den einheitspunct zu finden, in dem das kunstwerk gipfelt. sogar Shakespeares tragödien, die doch viel mehr composition und tragische form haben als die stücke des sturm und dranges oder des naturalismus, musten sich lange den vorwurf der uneinheitlichkeit machen lassen.

Jean Pauls romane lassen den einheitspunct nicht leicht erkennen. oben ist angedeutet, wie F. diese notwendige beobachtung verwertet. ich citiere diesmal seine bemerkungen ausführlicher: F. fragt (s. 193 f), ob es in Jean Pauls werken keine einheit des stils, des interesses, der charaktere gebe, ob alles nur eine zusammenarbeitung verschiedenster, momentan entstandener gebilde sei. und er antwortet: 'ein Jean Paulsches werk bringt allerdings fast immer eine sehr bestimmte lebensstimmung zum ausdruck und hat seine besonderen gestalten. stil, naturschilderung gewinnen einheitlichen ton. die grundstimmung ist die eigentlich wirkende kraft, der der dichter Jean Paul gehorcht, und ihr verdanken die dichtungen die sehr eigene erinnerung, die fast jede hinterlässt — trotz allem'.

Genau dasselbe was F. hier als einheit der einzelnen dichtungen Jean Pauls empfindet, hat Herder 1773 in den blättern 'Von deutscher Art und Kunst' als das einheitsmoment der dramen Shakespeares bezeichnet. er nennt es das *Individuelle jedes Stücks*. er spricht von der *Schicksals-, Königsmords- und Zauberwelt* des Macbeth, *die als Seele das Stück bis auf den kleinsten Umstand von Zeit, Ort . . . belebt, Alles in der Seele zu Einem schauderhaften, unzertrennlichen Ganzen zu machen.* und so sucht er auch den *Lokalgeist* des Hamlet zu erfühlen. Jean Paul mithin strebt auf dem gebiete des romans dem selben ende zu, das nach Herders annahme den dramen Shakespeares vorschwebt. Herder suchte durch feststellung dieses 'individuellen' eine anschauung zu bekämpfen, für die Shakespeares dramen lediglich charakterstudien, psychologische meisterwerke waren. Jean Paul kommt auf seiner seite über die grenze blofser psychologischer gemälde zu einheitlichen kunstwerken, indem auch er jedem seiner werke eine scharf umschriebene stimmung leiht,

Digitized by Google

jedem einen eigentümlichen stil schenkt. wir erblicken heute in Shakespeares dichtung weit mehr einheit als Herder. Jean Paul ist jedoch über diese stimmungseinheit überhaupt nicht hinausgelangt.

Diese stimmungseinheit erwächst aber offenbar schon in dem augenblick, da Jean Paul noch in seinen notizen steckt, da er von einem gesamtplan noch nichts weifs. und hier legen wir endlich den finger auf das das eigentlich divinatorische, intuitive von Jean Pauls kunst. die fähigkeit, alle seine endlosen notizen mit éinem gefühle zu umspannen, aus diesen vielfältigen und verworrenen material doch noch eine dichtung von einheitlicher stimmung zu machen, stempelt ihn zum künstler. dieses bewustsein schützt ihn vor den selbstanklagen, die er gegen sich erheben muss, vor der selbstunterschätzung, der er zeitweilig verfällt. hier wurzelt seine 'kraft' und das gefühl dieser kraft.

In diesen bemerkungen glaub ich die linien, die sich in Fs. arbeit angefangen vorfinden, bis zu einem puncte weitergezogen zu haben, an dem sie sich schneiden. F. hatte die voraussetzungen samt und sonders in der hand. consequent weiterdenkend hätte er zu denselben folgerungen kommen müssen, die ich hier skizziere. das aphoristische und unruhige seiner darlegung hat ihn verhindert, den punct zu finden, an dem alles einzelne zu einem ganzen zusammentritt.

Einwände wie ich sie hier gegen F. vorbringe, erheben sich nur gegen begabte anfänger, die ihren reichtum noch nicht zu ordnen und auszumünzen verstehn. F. ist ein vorzüglicher beobachter, der auf künstlerische eindrücke fein und scharf reagiert. doch noch fehlt ihm die genügende breite und tiefe der kenntnisse, um das ergebnis der wirkungen, die von künstlerischer arbeit auf ihn ausgeübt werden, ganz richtig abzuschätzen. ich gebe gern zu, dass nicht viele bisher über Jean Pauls wesen und über sein schaffen so viel geistreiches und feingefühltes gesagt haben. einige belege seien aus F.s reichen beobachtungen herausgegriffen:

Sehr gut herausgefühlt ist die künstlerische stufe, auf der Jean Paul in den 'Flegeljahren' steht, zunächst die objectivität, zu der sich der dichter hier durchgerungen hatte: 'Jean Paul konnte früher keine seite herzloser erzählung hingehn lassen, ohne nicht wenigstens dem leser tröstend die hand hinzustrecken: 'vergiss mich nicht, hier bin ich ja'. er lässt den leser jetzt in ruhe. freilich ist Jean Paulsche objectivität nicht die Kleists, der stil des humoristen Jean Paul bleibt natürlich immer mit subjectivem durchtränkt' (s. 182). sehr glücklich belegt F. seine behauptung durch den abdruck eines capitelschlusses aus dem Hesperus und eines aus den Flegeljahren: am ende des 10 hundsposttages heisst es: *Guter Mensch, du verdienst die Freuden-Blumenstücke der Träume und einen frischen Kopf und Bruststraufs im Wachen — du hast noch keinen Menschen*

Digitized by Google

gequält . . .; in den Flegeljahren schliesst das 48 capitel *:der Notar bracht' eine der dümmsten und elendsten Nächte zu, die je ein Mensch durchgelegen, der unter dem Rückgrat keine Eiderdaunen gehabt, welche freilich noch stärker einheizen.* F. setzt hinzu: 'gesunde herbigkeit, verbunden mit allem glanz des 'weiten hellen lebens' ist der besondere charakter der Flegeljahre, dieses 'deutschen romans'. der duft einer blume ist es, der Walts tiefste sehnsucht weckt, aber nicht der einer traumhaft-überzarten, sondern der duft von aurikeln' (s. 183). über Jean Pauls ansicht vom 'deutschen stile' orientirt die anmerkung zur stelle, ferner eine bemerkung auf s. 205.

Ein anderes beispiel: fein gesehen ist was F. s. 216ff über den abschluss realistischer romane und seine schwierigkeit vorbringt. Jean Paul selber hat 1813 in der 2 auflage der Ästhetik das abbrechen der Flegeljahre und den mangel eines schlusses mit der schwierigkeit begründet, beim malen einer mittleren welt bis zum ende den romantischen zauber zu erhalten. F. interpretiert: 'ein dichter, der auf höheren stil verzichtet und die breite des wirklichen lebens schildern will, hat es nicht leicht, ein dichter zu bleiben'. diese schwierigkeit hätten auch spätere dichter gefühlt: sie fürchten den trivialen schluss des bürgerlichen romans, 'sie enden gern melancholisch, verlassen ihren helden ungern an der schwelle des philisteriums'. Freytags 'Soll und Haben' verschmähe den befriedigenden schluss nicht und rufe so nach dem wenig ehrenvollen schlussurteil, dass der held ein ganz wackerer mann gewesen sei. selbst Gottfried Keller treibe es zum 'cypressendunklen schlusse' seines 'Grünen Heinrich'. aber — wie ich hinzusetzen muss — doch nur in der ersten fassung. da ist der junge Keller noch nicht kühn genug, einen realistischen roman realistisch zu beenden : der grüne Heinrich stirbt toggenburgisch an gebrochenem herzen. die zweite fassung lässt den helden in das übergehn, was F. das philisterium nennt; doch schon ist Keller seine wirklichkeitskunst so sicher, dass er den grünen Heinrich in einen stillen hafen einfahren lassen kann, ohne den poetischen duft des romans zu zerstören.

Vortrefflich ist was F. s. 218ff über die schwierigkeiten sagt, die Jean Paul seinem leser in den weg legt. ein von vielen oft erlebter eindruck wird an ein paar glücklich gewählten belegen (einführung Vults; Flitte bei den Haslauern) auf seine gründe zurückgeleitet: Jean Pauls erzählungsweise entbehrt zuweilen aller deutlichkeit; der leser kommt mit bestem willen zu keiner verbindung der einzeln hingeworfenen züge. diese undeutlichkeit lässt indessen F. nicht übersehen, dass auf der andern seite einzelne scenen bis ins kleinste detail ausgeführt sind. oder, wie F. selber etwas undeutlich sagt: Jean Paul sucht eine ehre darin, sich völlig mit dem gegenstande zu

Digitized by Google

messen (s. 230). 'Walt soll zum notar gemacht werden. Jean Paul gibt die prüfung selbst, vollbringt also scheinbar unmögliches. er gibt so geschickt einen ausschnitt der die charaktere beleuchtet, dass wir glauben, das examen miterlebt zu haben'. F. hat auch recht, wenn er Jean Paul (s. 233) das epische Behagen abspricht. schade dass er ihn da nicht mit Keller zusammenstellt. Keller, der wenigstens in jungen jahren Jean Paul überschwänglich schätzte, hat dieses epische behagen in höchstem sinne besessen. man denke an jungfer Züs Bünzlin und ihren tempel. F. wagt hier das gesamturteil : 'Zur lyrik fehlte Jean Paul der Sinn für die geschlossene form, die dramatische welt verschloss ihm das bedürfnis, seine person, wenn auch nur im stil, zur geltung zu bringen; auch sah er nur scenen, nicht handlungen. die epische klarheit hinderte aufser allem angeführten auch seine bildersprache, die zuweilen die anschauung geradezu verwirrt. so ist Jean Paul schliefslich auch kein erzähler, sondern seine romane sind episch-lyrisch-dramatische dichtungen. was für den mangel epischer einführung entschädigt, ist einmal das unmittelbar dramatische, andrerseits das dauernde gefühl der persönlichkeit, die so sonderbar aphoristisch-verschnörkelt vorträgt, und die diesen vortrag nie aus der hand gibt' (s. 234).

Weniger einverstanden bin ich mit einigen äufserungen F.s die auf Jean Pauls charakterdarstellung zielen. F. meint, Jean Paul peinige den leser durch die nennung unwesentlicher dinge (s. 242) : Leibgeber-Schoppes 'rauhhaarige brust' und 'behaarte arme' oder in der schilderung des jungen Amandus (Unsichtbare Loge) der vergleich von dessen 'kränklich zartem blassrotem körper' mit einem rosenblatt. ist es nicht unrecht, dem dichter so enge grenzen zu ziehen? unverständlich ist mir vollends, dass eine 'hochgewölbte stirn' ungewollt komisch wirken soll (s. 241); der zug erinnere an misgeburten (s. 242). ich bin überzeugt, dass Jean Paul nicht an einen wasserkopf gedacht hat, und dass F. einem nicht ungewöhnlichen ausdruck einen ganz fremden sinn unterlegt. noch weniger begreiflich ist mir die stelle (s. 240) : nirgends seien Walt und Vult allegorisch misbraucht zur selbstdarstellung. 'wenn Walt ein linker und Vult ein rechter ist (das heisst: Walt ist auf adlicher, Vult auf fürstlicher seite des väterlichen grundstücks geboren), wenn sie zu beiden seiten der bemalten pappwand sitzen, Vult ein arkadisches dorf vor sich und Walt paläste . . . — so würde man vergebens nach einer ausdeutung dieser umstände suchen. sie deuten ein geheimnis an, ohne es zu trivialisieren. Jean Paul entwertet seine schöpfung nicht durch nackte gedanken, die den lebenskeim schädigen. der docht des gleichnisses glimmt nicht. die flamme ist rein'. ich versteh die stelle um so weniger, da F. sonst an Jean Pauls bildern eine unnötig scharfe kritik übt. einige belege seien erwähnt.

Digitized by Google

Die sterbende Liane, die noch *im zerfallenden Körper ganz wie an Lilars schönen Tagen sprach und liebte, so wie die schmelzende Glocke im brennenden Turm noch aus den flammen die Stunde tönt* wird von F. (S. 290) mit Otto Ludwigs Judah zusammengehalten, der *bebt vor Lust wie ein Baum im Regen bebt*; er fügt hinzu: 'Es kann weder Liane mit dem brennenden turm, noch ihre stimme mit der glocke verglichen werden; oder besser: fühlen wir mit, wie Judas bebt, so hören wir nicht, wie Liane spricht. ohne Jean Pauls vergleich mit dem wunderbaren bilde der 'Makkabäer' auf eine stufe setzen zu wollen, muss ich doch behaupten, dass jener vergleich jeden augenblick bei Keller stehn könnte. der brennende turm, der noch im untergang seine stimme erschallen lässt, ist sogar ein bild von einer plastik, die nur selten bei Jean Paul begegnet. hier wird nicht — was F. später (s. 295) an anderen gleichnissen und metaphern Jean Pauls als 'unstatthaft' bezeichnet — 'eine peinliche gesamtanschauung' erzwungen.

'Unstatthaft' nennt F. auch: '1) wenn das zur vergleichung herangezogene dem gebiete der kunst angehört, 2) wenn es nur der welt der kenntnisse entstammt und für leser und dichter weder anschauungs- noch gefühlswert hat'. ich will hier mit F. nicht über den ausdruck 'unstatthaft' rechten; mein glaubensbekenntnis kennt ihn nicht in der form in der er hier verwertet wird. ich will ferner zugeben, dass vergleiche der ersten art ungünstig wirken können. wer angesichts eines gewitters ausruft: 'wie auf dem theater!' entwertet den naturvorgang und drückt ihn herab. nicht viel besser, aber doch anders ist es, wenn Jean Paul schreibt: *der Frühling, der Raphael der Norderde, stand schon draussen und überdeckte alle Gemächer unsers Vatikans mit seinen Gemälden.* dagegen könnte, wer auch die zweite art der bildlichkeit ablehnt, niemals der poesie und vor allem niemals der romantik gerecht werden. romantische bildlichkeit greift tief in die welt der kenntnisse hinein und hat darum nur für den leser anschauungs- und gefühlswert, der diese kenntnisse sich anzueignen strebt, um die metapher zu verstehn. man denke nur an Görres! ich kann mich wohl begnügen, hier auf meine ausführungen über Görres' metaphern zu verweisen (Euphorion 10, 792 ff). wer aber wagt es in jedem falle zu entscheiden, ob ein gleichnis für einen dichter anschauungs- und gefühlswert habe? und vor allem bei einem dichter von Jean Pauls art! so einfach stellt sich da die frage, ob etwas dem dichter lebenselement geworden ist, nicht wie beim Araber, dem sein zeltenbehör solchen wert gewonnen hat (s. 297).

Überhaupt scheint F., so viel beachtenswertes material er über Jean Pauls bildlichkeit zusammenbringt, über die grundfragen des problems vor allem romantischer bildlichkeit sich zu wenig orientiert zu haben. auf diesem felde sind durch Petrich

Digitized by Google

u. aa. so feine beobachtungen gemacht worden, dass F. sie hätte berücksichtigen müssen; ich denke besonders an das gebiet der unsinnlichen bildlichkeit. Freye verweist auf die romantik nur seite 292 anm. 13; hier spricht er von 'audition colorée'. wenn er aber s. 291 anm. 2 bemerkt, die sonne und alle gestirne spielten in Jean Pauls gleichnissen eine grofse rolle, und zwar meist wegen solcher eigenschaften, die der mehrzahl der menschen nur durch die wissenschaft bekannt sind, so kann ich nur nochmals auf Görres, auf meine oben citierten ausführungen und auf die dort berührte frage hinweisen, wie weit ein dichter mit absicht vermeide, das ungewöhnliche durch das alltägliche zu verdeutlichen.

Über Jean Pauls beziehungen zu Sterne sagt F., der (s. 5 anm. 1) Czernys schrift über Sterne, Hippel, Jean Paul 'dürftig' nennt, s. 251 f beachtenswerte worte. wünschenswert wäre, dass er Christian Ottos brief an Jean Paul v. 2 juli 1799 (Jean Pauls briefwechsel mit Christian Otto bd. III 106 f), der auch nach seinem urteil 'sehr richtiges' über diese beziehungen sagt, nicht blofs in der anmerkung erwähnte, sondern im text ausführlicher bespräche.

Gegen die 'gerührte ehrenrettung' Katzenbergers, die Nerrlich und Volkelt versucht haben, kämpft F. (s. 259 anm. 2) an. es handelt sich m. e. nicht um die frage, ob Katzenberger ein guter, herzenswarmer mensch gewesen ist, sondern um das problem, ob es Jean Paul glückt, Katzenberger trotz aller seiner cynismen uns menschlich begreiflich, ja sympathisch zu machen. und ich zögere nicht zu behaupten, dass der dichter sich genügend in die kantige, eckige natur Katzenbergers eingefühlt hat, um auch dem leser diese einfühlung zu ermöglichen. —

Zustimmung und ablehnung hat Freyes untersuchung in gleichem mafse bei mir erweckt. dass ich die ganze leistung schätze, erhellt wol am besten aus dem umfang dieser besprechung. möge Freye bald ausgereifteres und damit einwandfreieres uns schenken! und möge er dann auch druckfehlern etwas energischer auf den leib rücken. eine arbeit die eine menge von ungedrucktem vorlegt, sollte auf die correctheit des textes besser achten!

Dresden, 7. 12. 07. **Oskar Walzel.**

Grundriss zur geschichte der deutschen dichtung aus den quellen von Karl Goedeke. zweite ganz neu bearbeitete auflage. nach dem tode des verfassers in verbindung mit fachgelehrten fortgeführt von Edmund Goetze. achter band. vom weltfrieden bis zur französischen revolution 1830. achtes buch, erste abteilung. Dresden, LEhlermann, 1905. VII u. 730 ss. 8°. 17,40 m.

Nach fünf jahren ist auf den siebenten band der neubearbeitung des Goedekeschen Grundrisses, über den ich Anz. XXVII 163 bericht erstattet habe, ein neuer, achter, heft 23 und 24

umfassend, zum abschluss gelangt. er behandelt als erste abteilung des achten buches die §§ 312—330, deren 332 seiten (s. 241—572) der ersten auflage nun zu 716 seiten angewachsen sind. auf ihnen breitet sich vor uns wider ein reiches bibliographisches material aus, das im gegensatz zu früheren abschnitten, in denen eine fast unübersehbare fülle von dichterprofilen mit oft wenig scharf ausgeprägter physiognomie zu würdigen war, einer kleineren aber zt. auserlesenen schar von dichtergröfsen zu gute kommen soll, und das zugleich davon zeugnis ablegt, wie eifrig und erfolgreich sich die forschung der letzten dreifsig jahre um ein tieferes verstehen der 'dichtung der allgemeinen bildung' bemüht hat. mit geschick hat der verdiente herausgeber sich auch für diesen band seine mithelfer ausgewählt, über die arbeitsteilung gibt er im vorwort rechenschaft, selbst, wie wir es bei Götze nicht anders gewohnt sind, bescheiden zurücktretend, obwol seine eigene leistung auch hier sich durchaus nicht auf die redactionelle tätigkeit beschränkt. die vertreter der schicksalstragödie (§ 322) sowie die jüdischen dichter (§ 325) sind von ihm bibliographisch erneuert worden, desgleichen die §§ 328. 329. der einleitende frühere § 315 wurde in zwei paragraphen geteilt, deren einer (§ 314) den zeitschriften — in ihnen sind oft die ersten drucke von gedichten und romanen enthalten —, der andere (§ 315) den almanachen und taschenbüchern, die während der drei ersten decennien des 19 jahrhunderts ins leben getreten sind, gewidmet ist. die beiden paragraphen bringen gegenüber der ersten auflage fast durchaus neues material: die nach dem jahr ihres ersten erscheinens angeordneten zeitschriften, früher 4 seiten mit 46 nummern, füllen jetzt 36 seiten mit 213 nummern, und aus den 78+10 nummern auf $8^{1}/_{2}$ seiten, auf denen die bibliographie der almanache und taschenbücher einst platz gefunden hatte, sind nun 343+41 (dramatische almanache und taschenbücher) nummern geworden, die 92 seiten (s. 41—132) beanspruchen. letztere im zusammenhang zu bearbeiten, hatte Redlich, der genaue kenner der musenalmanache (§ 231 : bd IV s. 359 ff), geplant; nach seinem tode hat sich dann Alfred Rosenbaum der mühseligen arbeit angenommen und sie mit grofser sorgfalt, ich darf sagen mustergültig ausgeführt; das wesentliche was diese meist zierlich ausgestatteten bändchen bieten, wird knapp, aber doch wol hinreichend hervorgehoben. da der Hallischen universitätsbibliothek im jahre 1881 aus der königl. hausbibliothek eine grofse zahl von almanachen und taschenbüchern überwiesen worden ist, war ich in der lage die bibliographischen zusammenstellungen auf ihre zuverlässigkeit zu prüfen. ich trage bei diesem anlass zu nr 192 (s. 97) nach, dass von dem taschenbuch Mnemosyne ein zweites heft, Berlin 1818 (Dc 1462) erschien mit gedichten von Bodmer, Dusch, Gellert, Geszner, Gleim, Hagedorn, Kleist, Klopstock, Kreuz, Kronegk, Lessing, Lichtwehr, Ramler,

Digitized by Google

Uz, Zachariä; zu nr 227 (s. 101) ein weiteres bändchen der Polycheiria: erste lieferung (neue folge) 1822 (Dc 1485), prosa und gedichte ua. von CFDöhnel, CHanisch, Magenau, Reinbeck, LRobert, RRoos, Wagner, Weifser. erwähnung verdient noch: Livona. ein historisch-poetisches taschenbuch für die deutsch-russischen Ostsee-provinzen 1812. Riga u. Dorpat bei Friedrich Meinshausen. — 1816 zweiter jahrgang (Dc 1455). beide jahrgänge enthalten prosa und gedichte, ersterer ua. von Karl Grafs, KLGrave, Herder (Suphan 29, 286), Ufrhr.vSchlippenbach, AvWeyrauch, der zweite von KAnders, RvomBerge, Brofse, GCollins, HE Fischer, POGoeze, KGrafs, KvMorgenstern, UfrhrvSchlippenbach, CJLvSteltzer. ob auch Theodulia, jahrbuch für häusliche erbauung auf 1827. Greiz, druck und verlag von CHHenning (Dc 1532) der aufnahme wert gewesen wäre, bleibe dahingestellt. — Rosenbaum hat noch für andere partieen seine schon beim VII bde (vgl. auch Euph. 10, 230) erprobte kraft zur verfügung gestellt, so für WMüller und die Griechendichtung (diese weist jetzt 147 nummern auf gegenüber 30 in der ersten ausgabe; § 321). ETAHoffmann und Weisflog (§ 324; zu Hoffmann — s. 468—506, früher 15 seiten — steuerten auch EGrisebach und HvMüller bei), EvSchenk und FElsholtz (§ 326). für Rückert und Uhland hatte Boxberger bereits die neubearbeitung geliefert, die Götze dann redigiert hat, bei Uhland unter mithilfe HFischers. zu Uhland wäre die originelle charakteristik des dichters in Michelets tagebuchaufzeichnungen (Euphorion 1, 205) nachzutragen, sowie E. Zellers kleine notiz D. rundschau 101, 497; HMaync, Uhland als prosaist AZ 1899 nr 232 beil. — vgl. auch Schwäb. chronik 1904 nr 221. 232; Euphorion 11, 210. 484. — Kerner hat in EMüller seinen bearbeiter gefunden, Eichendorff, Immermann und Platen, zu dessen bibliographie auch Petzet und Farinelli beitrugen, fielen Koch zu, mit besonderem fleifs und geschick in der anordnung ist Sauer, der auch Zedlitz behandelt hat, für Grillparzer bemüht gewesen: aus 17 seiten, die ihm früher gewidmet waren, sind jetzt 143 geworden; die schätze der Wiener stadtbibliothek und im besitz von privatpersonen konnten ausbenutzt werden und haben wesentlich dazu beigetragen, diese bibliographie wertvoll zu machen. — im allgemeinen sei noch bemerkt, dass wie auch in den früheren bänden die dichtergiographieen bis auf tatsächliche berichtigungen und besserungen von lesefehlern auf grund des Goedekeschen manuscriptes mit recht unverändert geblieben sind. zu der bekannten Heine-charakteristik erwähnt Götze im vorwort, dass G. in seinem handexemplar fast das ganze leben Heines zeile für zeile rot unterstrichen hat. 'höchst wahrscheinlich hat er sich seinerzeit nochmals vergewissern wollen, ob er den vielen angriffen gegenüber seine worte vertreten könnte'. 'ganz gewis nicht!' schreibt hierzu ESchröder.

Halle a. S. Ph. Strauch.

Digitized by Google

Kleine schriften von Richard Heinzel herausg. von M. H. Jellinek und C. von Kraus, Heidelberg, Winter 1907. viii u. 456 ss. 8°. 12 m. Nicht ohne innere bewegung habe ich dies buch durchgelesen. führt doch sein inhalt grofsenteils in jene zeit, die nun ein menschenalter zurückliegt, in welcher die deutsche philologie, auch ihrerseits mit angeregt durch die grofsen politischen umgestaltungen, ein frisches leben empfing und die grundlagen zu dem neuen bau gelegt wurden, den wir jetzt vor uns sehen. ein name glänzt dabei unvergänglich, der Wilhelm Scherers, um den und um dessen studien sich eine schar von gleichaltrigen und jüngeren zusammen fanden. Heinzel nennt sich, obschon etwas älter, doch seinen frühsten schüler; er gibt in einer rede bei Scherers vorzeitigem tode 1886 eine schilderung seines wesens, die aus dem nächsten und längsten freundesverkehr hervorgegangen, auch die menschliche seite dieses hochbegabten, unermüdlichen forschers treffend und ergreifend darstellt. von den übrigen gliedern des Wiener gelehrtenkreises wird Karajan warm und gerecht besprochen. so hat das buch für die geschichte der deutschen philologie besonderen wert, um so mehr als die aufsätze bisher nur in zeitungen und zeitschriften gedruckt waren, die aufserhalb Osterreichs z. t. kaum zu beschaffen sind.

Eben dies gilt auch für den sonstigen inhalt, wesentlich bücheranzeigen, die in der Zeitschrift für die österreichischen gymnasien gedruckt waren. besondere hervorhebung verdient der schöne aufsatz über Gottfried von Strafsburg von 1868. wol ist manche tatsächliche angabe seitdem durch die gerade in letzter zeit auf diesem gebiete sehr rührige litteraturwissenschaft Frankreichs und Deutschlands überholt worden. aber doch wird niemand den höfischen epiker unserer blütezeit beurteilen dürfen, ohne Heinzels aufsatz zu rate zu ziehen. der bürgerliche, der im sinn vornehmer frauen dichtet, der scharfsinnige und für seine zeit belesene gelehrte, der glänzende, üppige und doch stets decente vertreter der ganz nach dem französischen vorbild gerichteten ritterlichen gesellschaft wird nach allen seiten, psychologisch, stilistisch, auch in seinen metrischen eigenheiten vorgeführt. als ergänzung dazu bietet sich die an den Fergus Guillaumes 1872 anknüpfende charakteristik der altfranzösischen höfischen epik überhaupt. das typische an diesen romanen wird nach inhalt und form aufgezeigt und aus den näheren und ferneren ursachen abgeleitet. aus dem französischen nationalcharakter, aus der scholastischen geitesform hervorgegangen, tritt diese französische litteratur in Deutschland auf einen fremden boden, und ihre nachbildung zeitigt zwar noch z. t. glänzende blüten, verdorrt aber ebenso rasch. bewunderungswert ist für

Digitized by Google

die zeit, in der Heinzel schrieb, seine reiche belesenheit. noch mehr tritt diese freilich in einigen sagenerörterungen hervor, wie in dem erst jetzt gedruckten aufsatz: 'Misverständnisse bei Homer': in den homerischen märchen wird eine kenntnis nordischer naturverhältnisse nachgewiesen, die nur aus phoenicischen fahrten lange vor Pytheas erklärbar ist. an anderen stellen werden die arbeiten nordischer forscher besprochen und Müllenhoffs erklärung der eddischen Sigurdslieder in jenem conservativen sinne erwogen, den Heinzel zuletzt in der mit Detter zusammen besorgten ausgabe wol auf die spitze getrieben hat. einzelheiten zu besprechen kann ich nicht unternehmen. auf den reichen inhalt weist auch das sorgfältige register hin, welches einer vollständigen übersicht über Heinzels litterarische tätigkeit folgt. das ganze buch ist eine höchst würdige gabe der pietät und wird hoffentlich auch von den heutigen lesern nicht unbenutzt bleiben; sie werden manches darin finden, was später erst von anderen wieder entdeckt worden ist.

E. Martin.

Arthur Bonus, Isländerbuch i. sammlung i. hrsg. vom Kunstwart. München, Georg DWCallwey, 1907. 296 ss. 4 m. — der geschmackvoll broschierte band bringt verdeutschungen von stücken aus der Egilss., Gíslas., Laxd.s., und der Olafss. Tryggv. dies geschichten sollen nach der vorrede s. vii uns 'aus dem bann der phrase reifsen, der für uns alles durchtränkt hat, was 'germanisch' oder 'deutsch' mit betonung heifst'. 'wenn man die echten Germanen hier in diesen Isländergeschichten antrifft, kann zunächst eine enttäuschung daraus entstehn. es ist sogar zu wünschen, dass es dazu komme, und dass die romantisch-sentimental-pathetische stimmung, in der wir in bezug auf unsere urvergangenheit leben, sich nicht als zu stark und für die würklichkeit undurchdringlich erweise' (s. vi f). dieser gedanke ist wol nicht ganz unabhängig von Heuslers bemerkungen in seiner geschichte vom Hühnerthorir. aber gleichviel, die tendenz ist lobenswert. und es ist in der tat zu hoffen, dass die köstlich lebensfrischen bilder der Egilss., die ergreifende wahrheit der Gíslas. (wovon auch im auszuge noch genug übrig bleibt) manchen leser für immer heilen von dem fürwahrhalten Wagnerscher und Dahnscher träume. man fragt sich natürlich, ob B. selbst den nüchternen blick hat, zu dem er seine leser erziehen will. die tonart seiner übersetzung scheint ia. diese frage zu bejahen. der trocken sachliche stil der erzählung, die verstandesschärfe, kühle wortkargheit des dialogs sind wenigstens in den drei ersten stücken gut festgehalten. das vierte — das von 'rein künstlerischer seite' freier gestaltet wurde, s. x — fälscht die tonart des originals nicht unerheblich und gibt darüber jede stileinheit preis. freilich berührt das den ethischen kern nur wenig. diesen muss ein übersetzer, der überhaupt den namen noch verdienen will, stets so gut wie intact übernehmen. da ist es denn zu bedauern, dass

Digitized by Google

B. statt einer saga, natürlich in abkürzender redaction, willkürlich herausgebrochene fragmente mehrerer gibt, ein verfahren, das, wie er selbs teinsieht, die charakterisierungskunst der sagamänner unterschlägt. man sollte meinen, es müste B. besonders daran gelegen sein, dass die persönlichkeiten klar hervortreten. auch wird durch das schmetterlingsflattern von beet zu beet dem leser leicht der eindruck beigebracht, alles, was seitwärts liegen bleibt, sei künstlerisch tot (vgl. s. xii), und das kann nicht in der absicht des übersetzers liegen, der vom aisl. schrifttum eine hohe meinung hat, offenbar nicht blofs aus rassentheoretischem vorurteil. er hat in verschiedenen zeitschriften auf die sagalitteratur hingewiesen, proben daraus mitgeteilt — ich erinnere mich, solche in der Deutschen rundschau, in der Zukunft, sogar in der Jugend gelesen zu haben — und gedanken darüber entwickelt (so neuerdings in den Preufs. jbb. dec. 1906, wo er den einfluss der saga auf Ibsen bespricht, übrigens sich von dem leidigen hange zu ethischer idealisierung durchaus nicht frei zeigt). irgendwo äufsert er sich auch über die schwierigkeit des übersetzens aus einer nahverwanten sprache. hier kam ihm 'alles nicht sowol auf eine wissenschaftliche, als vielmehr auf eine künstlerische übersetzung an, auf eine übertragung also des eigentlichen hauchs der geschichten' (s. ix). ich weifs nicht, was eine 'wissenschaftliche übers.' ist, wenn nicht eben eine solche, die B. künstlerisch nennt. für eine richtige erfassung des gesamtobjects sind die kleineren gefühlswerte, die an der sprachlichen form haften, ebenso wichtig wie die gröfseren, die überwiegend durch den stoff bedingt sind, und ebenso wichtig wie die sachvorstellungen. B. scheint nur die correcte widergabe der letzteren von einer 'wissensch. übers.' zu erwarten. man möchte das wenigstens daraus schliefsen, dass er sich gerade in diesem puncte manche blöfse gibt. es ist sachlich irreführend oder unklar, wenn von 'wohnzimmer' (s. 92), 'schlafkammer' (s. 113), beim blutsbruderschwur von einem 'erdring' (s. 89), bei der ächtung von 'steinlöchern' (s. 58) die rede ist oder wenn es heifst 'sie liefen den bord in die höhe' (s. 284, *hlíópu upp á borðin*). auch ohne vergleichung des originals verrät der zusammenhang fehler: *smáir sandar* ist nicht 'feiner sand', sondern etwa 'kleine sandstrecken' (s. 29, s. unten auf der seite!); Skallagrim hat schwerlich im winter sumpferz geholt (s. 28); als er sich einen ambossstein aus dem meere verschaffen wollte, wartete er nicht etwa, bis alle schliefen — wozu sollte er auch sein vorhaben geheim halten? —, er brach einfach nach feierabend auf, weil er nicht eher zeit hatte (s. 29); Kjartan will sich mit dem unbekannten Norweger messen, 'Hall antwortete: wenn es dir gut scheint, so magst du es tun' — als wenn Hall[1] seinem vetter zu befehlen und zu verbieten hätte (s. 160). derartige leichte um-

[1] gemeint ist Bolli! ebenso erscheinen die *Miðjarðareyjar* einmal als Borgarfjordinseln.

Digitized by Google

biegungen des sinnes sind leider für den übersetzer bezeichnend. wenn er imstande wäre, sie alle zu erkennen, so würde er schwerlich behaupten wollen, der 'eigentl. hauch der gesch.' litte nicht darunter. aber auch im rein stilistischen ist er nicht immer glücklich. die sagas sind sich zwar eines zeitlichen abstandes bewust, aber bei B. erleben wir einen ganz andern abstand. da lesen wir etwa 'sie nannten ihn Kueldulf — das ist abend-olf oder -wolf' (s. 4) oder 'Halljörn Hufa — das ist haube oder mütze' (s. 129). das erinnert an Luther, der aus dem hebräischen übersetzt. geradezu ein zerrbild wird uns s. 227 f geboten. ein ungenannter rät in directer rede ab von einem unternehmen, dann heifst es weiter: 'doch nahm er mit seinem schwager Helgi teil am zuge' (nach Laxd. c. 54). also der name nur als wolgefälliger lautcomplex, als leerer zierat. auf dasselbe blatt gehört es, wenn *Haraldr grenski* als 'Harald der grene' auftritt, wenn von 'der Elf' (s. 255), 'der Wik' (s. 258) die rede ist, namen, bei denen der gewöhnliche leser sich gar nichts vorstellt. jeder sagaübersetzer sollte darauf ausgehn, in dem leser die illusion zu nähren, dass er selbst einer von den bauern sei, unter deren vorfahren die geschichte spielt. B. strebt diesem ziele zu, wenn er die ortsnamen verdeutscht (zb. Bockskluft s. 215). aber er ist nicht einmal hierin consequent. Olaf Tryggvasons schiff hiefs 'die lange schlange', nicht 'Orm der lange', und ebenso wenig zu billigen ist es, wenn für charfreitag mit einfacher umsetzung des isl. namens 'fastentag den langen' gesagt wird, wenn es einmal mit einem islandismus heifst 'so waren die borde hoch' (s. 263). man sieht, B. hat sich in die texte eingelesen. er ist auch bei aller oberflächlichkeit ein mann von talent und geschmack, das zeigt manche wolgelungene stelle, zumal die gefällige verdeutschung der visur, unter denen Gísli schwermütige traumstrophen besonders zu rühmen sind. übrigens täuscht ihn sein geschmack, wie ich fürchte, im puncte der Laxd.s. sie gibt schwerlich ein getreues bild zb. von den vorgängen bei Kjartans übertritt zum christentum. weder Kjartan noch die andern männer der Laxd., deren wille so auffallend leicht und oft durch freundliches zureden gebeugt wird, sind ganz echte Germanen. sie dienen den erziehlichen zwecken unseres autors weit schlechter als Egil und Gísli, und es ist auch vom rein ästhetischen standpunct schwer zu rechtfertigen, dass der Laxd. der breiteste raum geworden ist. der schönste, auch der abgerundetste teil der arbeit ist die auswahl aus der Gíslas. schade, dass gerade hier die redactortätigkeit des anthologisten einmal gänzlich versagt (s. 140).

Breslau, mai 1907. G. NECKEL.

Wörterbuch der milchwirtschaft aller länder. eine sammlung auf molkereiwesen und damit verwandte viehzucht bezüglicher ausdrücke von BENNO MARTINY. 2. auflage. Leipzig, M. Hein-

Digitized by Google

sius nachf. 1907. XI u. 142 ss. 5 m. — die erste auflage ist 1891 als ein dünnes heftchen erschienen, das nun fast auf das vierfache des ursprünglichen umfanges angewachsen ist. der verf., eine der ersten wissenschaftlichen autoritäten auf dem gebiete des molkereiwesens, hat sein interesse für die culturgeschichtliche seite seines specialfaches auch sonst litterarisch betätigt, am gründlichsten durch die forschungen über butterfass und butterschlauch, die er in dem werke 'Kirne und Girbe' (1895, vgl. Anz. XXVII 285 ff) niederlegt hat. das vorliegende wörterbuch darf sich zwar international nennen, findet aber doch ganz naturgemäfs seinen schwerpunkt in dem deutschen sprachschatz, der sich um die molkerei mit einschluss von stall und weide der milchtiere gruppiert. er gibt kurze sachliche erklärungen und sehr erwünschte historische notizen, enthält sich aber auf dieser wortweide verständig alles etymologischen widerkäuens. wieviel aus solch einem soliden specialwörterbuch der lexicograph lernen kann, dafür will ich zwei kurze beispiele geben. in einer der letzten lieferungen des DWb., deren manuscript ich selbst durchgelesen habe, fehlen, wie sich jetzt herausstellt, unter den compositis mit *Stall-* die wörter *Stall-butter* (gegensatz zu *Sommer-* oder *Grasbutter*), *Stallgrube* (und *Stall-röbbels*); für *Stall-probe*, das dort aufnahme gefunden hat, erfahren wir hier den urheber und das historische datum (1872) der einführung des verfahrens, das im DWb. nicht präcise genug umschrieben ist. — unter den zahlreichen pflanzennamen, die stets mit angabe der heimat aufgeführt werden, treff ich für 'Euphrasia officinalis' *Grummetfresser*, das bei Pritzel-Jessen s. 148 fehlt, aber die beste erläuterung der dort verzeichneten ausdrücke *Milchdieb*, *Milchschelm* bietet, die ihrerseits bei Martiny nicht vergessen sind. E. S.

Etymologisk svensk ordbok av Fredr. Tamm. I. Upsala 1890—1905. Akademiska boktryckeriet, Edv. Berling 420 ss. 8°. — Das von mir im Anz. widerholt nach erscheinen der einzelnen hefte besprochene treffliche werk hat durch den tod Tamms († 30 märz 1905) leider einen vorzeitigen abschluss gefunden. wie wir aus dem kurzen vorwort von Ad. Noreen erfahren, lag im nachlass des verf. der teil *hässja* bis *ju* druckfertig und der abschnitt *jubel* bis *kark* fast vollständig ausgearbeitet vor. mit der fertigstellung dieses schlussstückes und der besorgung der correctur hat Noreen den letzten wunsch seines collegen erfüllt und sich ein verdienst um die schwedische sprachforschung erworben. die vom verstorbenen hinterlassenen notizen und ausarbeitungen einzelner wörter konnten aber kein heft mehr füllen und werden höchstens einem zu erwartenden fortsetzer des buches von einigem nutzen sein. das vorwort deutet an, dass zur gewinnung eines solchen gewisse aussichten vorhanden seien. hoffen wir, dass er bald mit der arbeit beginnt, damit der torso nicht inzwischen veralte!

Digitized by Google

Die fortschritte der jetzt so eifrig betriebenen idg. wortforschung haben allerdings schon manchen artikel des buches, bes. in seinen ersten bogen, überholt. vor allem gibt das ausgezeichnete dänisch-norwegische wörterbuch von Falk-Torp an vielen stellen nun bessere und vollständigere auskunft[1]. ich selbst habe mir bei der benutzung des buches gelegentlich einige randnoten gemacht, die hier als anspruchslose nachträge zu Tamms arbeit folgen mögen. zu *bråka* 2 : dass mnd. *brāken* alte länge hat, ergibt sich aus westf. *bråkwigge* 'ein weihe der durch sein geschrei regen verkündet' (Woeste). auch bei Falk-Torp ist dies übersehen (cf. *brag*). — s. 76 sp. a l. ags. *bêgen* st. *begen*, wie die metrik beweist. — zu *fika* gehört noch ae. *fācian* 'zu erlangen suchen'. — zu *flisa* vgl. westf. *flinse* f. 'flacher streif, flaches stück, zb. speck' (Woeste). — zu *främmande* : dass mnd. *vrōmede* (westf. *fryəmt*) labialisierung zeige, ist mir höchst unwahrscheinlich! — zu *futtig* vgl. holstein. *feudel* 'waschlappen'. — zu *hack* 2 vgl. westf. *hacke* f. 'eidechse' = lat. *lacerta* zu *lacertus*. — unter *hal* str. ae. *hâl-stân* 'kristall' (vgl. dazu Beibl. z. Anglia 15,349). — zu *harka* 1 : sollte *harska* nicht aus **harkska* entstanden sein? — zu *hov* 3 gehört wol ne. *hover* 'schweben', me. *hoven*. — zusammenstellung von *hūs* mit lat. *cūria* ist schon wegen volsk. *couehriu* unmöglich! — zu *huta* vergl. auch ne. *shout*, gr. *κυδάζω*. — *hvina* enthält wol dieselbe wurzel wie lat. *quirītare*. — zu *hyde* vgl. lat. *scortum* sowie mhd. *vel, hût* als schimpfworte! — *hyska* : nd. *öse* steht für as. **ōsia* aus **ansia* (zu lat. *ansa*), wie Falk-Torp richtig erklären. dies wird auch durch Soester *oizə* bestätigt, dessen diphthong derselbe ist wie in *xoizə* 'gänse'. — zu *hyvel* : dass mnd. *hovel* als *hövel* zu lesen sei, beweisen westf. *yə* und das *ö* Schambachs sowie des Bremer wb. — *höger* : zu got. *teihswa-* vgl. noch ahd. *zeswêr*. — *hönsa* : über *hansa* vgl. jetzt Kauffmann Zfdph. 38,238 ff. — zu *höst* : dass aisl. *haustr* aus **harðustaʀ* entstanden sei, glaube ich nicht, sondern möchte ein ursprüngliches **habustaʀ* (zu lat. *capio*, got. *hafjan*) als grundform annehmen. — zu *ijåns* : neben isl. *áðr* steht ae. *ǣdre*, as. *ādro* 'früh'. — *ink* gehört doch wol zu lat. *inguen*, cf. Walde s. v. — sollte *iver* vielleicht zu *ἶπος, ἰπόω, ἴπτομαι* gehören? — zur erklärung von *jaka* vgl. ne. *aye* 'ja', früher *J* geschrieben, womit es identisch sein dürfte. — *jarl* ist inzwischen von Trautmann zu *ἔρνος* 'zweig, sprössling' gestellt worden. — *kabyss* ist nach HSchröder streckform zu *kûse*. — *kajuta* desgl. zu *kûte*(?) — über *kalkon* hat jetzt auch wol Schr. das richtige gelehrt, vgl. dazu Zfdph. 37, 260. — *kana* bedeutet gewis zunächst 'schlittern', nach *kana* 'schlitten', dann bildete man ein *slå kana* etwa wie *slå dank*. — zu *kanin* : auf lat. *cuniculus*

[1] soeben ist im verlage der Winterschen buchhandlung zu Heidelberg das 1 heft einer deutschen bearbeitung davon erschienen.


Digitized by Google

geht auch nd. *kanickel* zurück! — dass *kanna* zu *kana* gehört, scheint mir doch ziemlich klar.

Hoffentlich übernimmt bald ein schwedischer sprachforscher — es gibt deren ja so viele und tüchtige! — die vollendung des werkes, durch das Tamms name auch bei uns stets in ehren bleiben wird.

Kiel, im nov. 1907. F. Holthausen.

Über die hochdeutsche passivumschreibung mit *sein* und *werden*, historische darstellung. akademische abhandlung von A. B. Öberg. lic. phil., oberlehrer. Lund 1907, Berlingska boktryckeriet. 112 und VIII ss. — Besonders wertvoll ist der letzte teil der arbeit (s. 80 ff.), der von den doppelt zusammengesetzten passivformen handelt, also von den verbindungen des participiums mit *ist . . . worden* und *ist . . . gewesen*. für diese formen, für die man bisher auf die angaben Grimms und Weigands (Zs. 7,557 f) angewiesen war, hat der verf. das material bedeutend vermehrt und besonders für die verbindungen mit *ist . . . worden* eine reihe von belegen seit dem 13. jh. beigebracht. er hat aufserdem geschickt nachgewiesen, in welchem sinne diese doppelt zusammengesetzten, von den grammatikern nicht genügend beachteten formen im nhd. conjugationssystem gebraucht werden und oft gebraucht werden müssen. weniger wichtig erscheint mir der erste teil, in dem die passivumschreibungen in der gotischen, in der älteren hoch- und niederdeutschen sprache einer ausführlichen, zum teil gegen Gerings und Streitbergs ansichten gerichteten erörterung unterzogen werden. meine Grammatik hat der verf. nicht gekannt, vielleicht noch nicht kennen können; leider ist ihm auch die fleifsige und wolgeordnete dissertation FCunys, Der temporale wert der passiven umschreibungen im ahd. (Bonn 1905) unbekannt gewesen, die ihm manche arbeit hätte ersparen können. — was der verf. über die bedeutungsentwicklung in der ältesten zeit sagt, ist mir nicht in allen puncten verständlich geworden. es kommt dabei einmal auf die bedeutung des participiums, das sowol präsentisch als perfectisch, als ausdruck einer noch währenden oder einer abgeschlossenen handlung aufgefasst werden konnte, an, sodann auf die änderung, welche die bedeutung von *werden* als hülfszeitwort erfährt. dies zweite wichtige moment kommt in den darlegungen des verf. nicht zu seinem rechte; ja er leugnet sogar, dass im got. zwischen der umschreibung mit *was* und der mit *warþ* überhaupt ein principieller unterschied bestanden habe (s. 19). den unterschied zwischen persönlicher und perfectischer bedeutung des participiums erkennt er an, aber die art, wie er ihn mit der untercheidung perfectiver und imperfectiver verba verbindet und identificiert, scheint mir nicht gerechtfertigt. jedenfalls haben seine ausführungen dadurch nicht an klarheit gewonnen.

Bonn, im april 1908. W. Wilmanns.

Digitized by Google

The Arthurian material in the chronicles especially those of Great Britan and France by ROBERT HUNTINGDON FLETCHER. Studies and notes in philology and literature vol. x. published under the direction of the Modern language departments of Harvard university. Boston, Ginn and company. 1906. 8°. — Dieses werk ist unter den auspicien der neuphilologischen facultät der Harvard-universität entstanden und lässt infolgedessen gutes erwarten. und würklich zeigt sich an dieser arbeit, was fleifs, sorgfalt, gesunder praktischer sinn und gute schulung zu stande zu bringen vermögen. die bedeutung von Fletchers werk liegt nicht darin, dass er den Arthurstoff in den wichtigsten erscheinungen unter neuen gesichtspuncten vornimmt, sondern dass er die chroniken, die in prosa und reim von Arthur und seiner umgebung berichten, im zusammenhang bespricht, so dass das zerstreut liegende material hier in éinem werk geboten wird. — das buch zerfällt für den der es benutzt — nicht für Fl. der eine andere einteilung gibt —, unwillkürlich in zwei partieen. die erste — bis etwa s. 168 — umfasst das schon oft durchgepflügte gebiet vom werden der Arthursage in den chroniken seit Gildas mit den höhepuncten Nennius, Gottfried von Monmouth, Wace, Layamon. wer sich über die entwicklung der sage in diesen chroniken ohne gröfsere mühe zu orientieren wünscht, findet hier alles wissenswerte in klarer und zuverlässiger weise zusammengestellt, die verschiedenen probleme, die von der forschung bis jetzt gelöst worden sind oder noch immer der lösung harren, findet er hier in den hauptzügen mehr oder weniger eingehend besprochen und mit mancher umsichtigen eignen bemerkung versehen. was von den lebensumständen eines chronisten bekannt wurde, wie es um seine glaubwürdigkeit im allgemeinen bestellt ist, was er mitteilt über Arthur und dessen kreis, worin er von seinen vorgängern abweicht, die herkunft seiner abweichenden darstellung und allerlei fragen zu denen der jeweilige stoff veranlassung gibt, — das alles führt Fl. in einem abgerundeten bilde vor, allerdings hie und da zu breit oder ohne not zu schwankend, wo das negative resultat wahrscheinlich oder zweifellos ist. — in der zweiten partie seines werkes zeigt Fl. das leben der sage hauptsächlich in den chroniken nach der grofsen blütezeit der dichtung. hier war er meist auf eigene beobachtung angewiesen. die durch Gottfried vMonmouth gegebenen linien, so ist sein resultat, bleiben im grofsen und ganzen fortbestehn, seit dem 14 jh. würken auch die grofsen, ihrerseits von Gottfried befruchteten prosaromane auf die chronistik ein. das jahrhundert der renaissance vermehrt die zahl der chroniken die dem stoff zweifelnd gegenüberstehn; mit dem 17 jh. ist der zauber vorbei. — Fl. bringt in seinem werke nicht weniger als 200 chroniken zur sprache, von Gildas bis zu dem ausgehnden

Digitized by Google

16jh., und seine ausführungen zeigen, dass er die mehrzahl dieser werke nicht nur in der hand gehabt hat, mehrere sogar in verschiedenen hss., sondern dass er sie auch selber verglichen hat. den breitesten raum nehmen naturgemäfs die älteren chroniken ein, und unter diesen besonders Gottfrieds vMonmouth Historia. litterarische nachweise finden sich in zahlreichen noten; vollständigkeit ist dabei nicht erreicht, auch wol nicht angestrebt. ein reichhaltiger index macht den schluss. — ich empfehle Fletchers werk auch besonders unseren angehnden philologen, für welche die erste partie eine gute vorstufe zu den einschlägigen studienwerken bildet.

Tilburg. J. F. D. Blöte.

Sebastian Brants bildnisse von Jaro Springer, mit 2 lichtdrucktafeln und 3 abbildungen im text [=Studien zur deutschen kunstgeschichte heft 87.] Strafsburg, Heitz 1907. 26 ss. 8°. 2,50 m. — Im jahre 1881 hat das kgl. kupferstichkabinet in Berlin eine namenlose silberstiftzeichnung erworben, die gleich damals als blatt von Dürers hand erkannt und als solches in Friedrich Lippmanns Zeichnungen von Albrecht Dürer als nr. 63 nachgebildet worden ist. mit annähernd gleicher sicherheit liefs sich behaupten, dass die zeichnung ursprünglich zum skizzenbuch von Dürers niederländischer reise gehört habe. weiterhin hat Julius Janitsch in der Schlesischen zeitung 1887 nr 861 die vermutung geäussert, der kluge bedeutende greis des wundervollen blattes sei der verfasser des Narrenschiffs und Strafsburger stadtschreiber Sebastian Brant. auf Janitschs anregung hat sodann Paul Kalkoff im Repertorium für kunstwissenschaft 28 (1905) 474ff nachgewiesen, dass Dürer und Brant zur zeit als das niederländische skizzenbuch entstand, ein paar tage in der gleichen stadt verweilt haben. Brant hat nämlich die gesantschaft geführt, die im sommer 1520 im namen der stadt Strasburg den jungen kaiser Karl nach seiner landung auf reichsboden begrüfsen und um erneuerung der städtischen privilegien bitten sollte. in Gent hielt Brant am 6 august seine feierliche ansprache an den kaiser, der rückweg führte über Antwerpen, und da er erst am 22 august in Strafsburg eintraf, kann er recht wol bis etwa zum 12 in Antwerpen verweilt und die gerade damals durch das zusammenströmen von so vielen bedeutenden persönlichkeiten fesselnde Scheldestadt genossen haben. vom 2 bis 26 august weilte aber auch, viel gefeiert und in freudigster arbeitsstimmung, Albrecht Dürer in Antwerpen; die beiden hatten mancherlei gemeinsame freunde, waren wol auch, worauf neuerdings Springer hinweist, von Basel her alte bekannte, und trafen sich mindestens im hause des Petrus Aegidius, das ein sammelpunct deutscher humanisten in Antwerpen war.

So ist äufserlich wie innerlich die möglichkeit gegeben, dass Dürer in den tagen zwischen dem 8 und 12. august Brants

Digitized by Google

züge seinem skizzenbuch einverleibt hat. den beweis hat Janitsch im Jahrbuch der kgl. preufs. kunstsammlungen 27 (1906) 75ff und in den Studien zur deutschen kunstgeschichte 74 (1906) geschlossen: die silberstiftzeichnung, die er dort widergibt und der man wünschen möchte, dass sie mit Dürers berühmtesten zeichnungen und schnitten gemeingut aller kunstsinnigen werde, verglichen mit den sonst bekannten Bildern Brants, ergibt mit zweifelloser gewisheit, dass Dürer keinen andern als Brant dargestellt hat.

Springer hat diesen gesicherten und wertvollen ergebnissen besonnener, concentrischer forschung keinen nennenswerten gewinn beizufügen gewust. er beansprucht eine gleichfalls im besitz des kgl. kupferstichkabinets befindliche silberstiftzeichnung des älteren Hans Holbein, die er nachbildet, eben auch für Brant. Holbein hat bis 1516 in Augsburg gelebt, die datierbaren blätter des skizzenbuches, dem das Berliner blatt angehört hat, weisen in die zeit von 1511, auf einer gesantschaftsreise im april 1508 soll nach Springers annahme Brant nach Augsburg gekommen sein. mit dieser reise nun, der einzigen die für Springers beweisführung in frage kommt, steht es so: am 8 april bekam Brant vom Strafsburger rat befehl, in sachen der stadt zu kaiser Max zu reisen, frühestens an diesem tage ist er aufgebrochen. damals konnte man in Strafsburg den kaiser noch in Augsburg vermuten, Brant seine reise noch dahin richten. aber nur vom 21 bis 28 märz war der kaiser in Augsburg gewesen, am 1 bis 3 april weilte er bereits in Ehingen an der Donau, vom 3 bis 12 april in Ulm, und dann zieht er über Göppingen, Esslingen, Cannstadt nach Speier, wo er am 20 april eintrifft. Brant hat vielleicht in Ulm, über das ihn die reise nach Augsburg notwendig führte, den kaiser schon erreicht, mindestens dort erfahren, dass er nicht mehr in Augsburg weilte, dorthin ist er gewis nicht mehr geritten. damit schwindet aber die möglichkeit einer begegnung mit Hans Holbein d. ä. nähere betrachtung von dessen zeichnung lehrt aber auch, dass der struppige treuherzige greis im handwerkerkittel mit der warze auf der oberlippe unmöglich den Strafsburger erzkanzler und poeten auf seiner diplomatischen sendung darstellen kann. eine allgemeine ähnlichkeit zwischen beiden soll gern zugegeben werden, aber mit den sätzen s. 20: 'wer die vergleichung vornimmt, wird mir zustimmen, dass auch auf der zeichnung des älteren Holbein Sebastian Brant dargestellt ist', und s. 24: 'dass er ihn gezeichnet hat, wird man mir nach der betrachtung der zeichnung gern glauben', hat Springer den beweis doch nicht einmal angetreten. zu allem überfluss trägt die rückseite des blattes von alter hand die aufschrift '... *steinmetz von augsburg*' und damit ists vollends aus mit dem Brantbildnis des älteren Holbein.

Dagegen hat Springer erwiesen, dass das einst von Zarncke und seitdem oft nachgebildete bildnis Brants in Reusners 'Icones

Digitized by Google

sive imagines virorum literis illustrium' (Strafsburg 1587) von Tobias Stimmer nach einem ölgemälde des jüngeren Hans Holbein geschnitten ist; schade nur, dass er dies nach einer aquarellcopie von 1784 widergibt, statt nach dem inzwischen von Daniel Burckhardt in der Karlsruher gemäldegalerie entdeckten alten ölbild. auch ein abschliefsendes wort darüber, ob dies original oder alte copie ist, vermisst man. so bringen auch Springers abbildungen keine förderung der sache, denn Stimmers holzschnitt und Jakob von der Heydens kupferstich nach Hans Baldung stehn schon bei Janitschek, der holzschnitt aus Brants Nova Carmina bei Werner Weisbach, Studien zur deutschen kunstgeschichte 6 nr 14. Brant ist 1457 geboren, nicht 1458, wie Springer nach veralteten gewährsmännern meint, und der annahme Daniel Burckhardts, die er verficht, Dürer habe die bilder zum Narrenschiff gezeichnet, hat Weisbachs eben genannte studie allen Boden entzogen.

Freiburg i. Br. ALFRED GÖTZE.

Die weltanschauung des jungen Wieland. ein beitrag zur geschichte der aufklärung von EMIL ERMATINGER. Frauenfeld, Huber & co. 1907. VI u. 175 ss. 8⁰. 3,20 m. — Wie der verfasser selbst verschiedentlich andeutet (zb. s. 6. 35. 102), ist es nicht unbedenklich, von 'der' weltanschauung des jungen Wieland zu reden. zu anfang seiner dichterischen tätigkeit war er noch zu jung, um schon eine weltanschauung zu haben, und als er die nötige reife und lebenserfahrung hatte, dauerte es doch noch eine weile, bis der kampf der philosophischen systeme in seinem innern jenem abgeklärten denken wich, das Ermatinger mit allerdings ungewöhnlicher anwendung des wortes als 'humanismus' bezeichnet. vermutlich sollte schon im titel die absicht des verfassers zum ausdruck kommen, trotz aller contraste und scheinbaren sprünge in Wielands entwickelung wenigstens einen gewissen zusammenhang, eine gewisse consequenz nachzuweisen, eine absicht, die der dichter selbst mehrfach geäufsert, aber leider nie ausgeführt hat. es lässt sich in der tat erweisen, dass alle schwärmerei des jungen poeten auf äufsere einflüsse zurückging und den wahren kern seines wesens, dem seine spätere entwickelung entsprach, nur verhüllte. in einem briefe von 1762 (Ausgew. br. II 195) nennt Wieland selbst einmal seine metamorphose ein 'rétablissement dans ma forme naturelle'. Ermatingers darstellung gibt ein klares, scharfes bild von des dichters production in den fünfziger jahren in der hier unbedingt nötigen anordnung nach der entstehungszeit, die von der reihenfolge des erscheinens oft erheblich abweicht. dabei setzt sich der verf. mehrfach mit der Greifswalder dissertation von Karl Walter, Chronologie der werke C. M. Wielands 1750—1760 (1904 erschienen) auseinander, übergeht aber auffallenderweise Seufferts 'Prolegomena' mit still schweigen. die 'Abhandlung von den Schönheiten des epischen Gedichtes Der Noah' hätte nach Anti-Ovid, Erzählungen, Hymne

Digitized by Google

und Fryhling eingeschoben werden müssen; denn Walter gibt mit unrecht als beginn der schriftlichen fixierung den januar 1752 an (Seuffert richtig den 14 mai). auch das 'Gebet eines Deisten', die 'Erinnerungen an eine Freundin' und die 'Briefe über die Einführung des Chemos' sind mit Seuffert anders einzuordnen, der auch die verfasserschaft Wielands für sämtliche letztgenannten briefe nachgewiesen hat. — zu Baumer nach Erfurt wurde Wieland nicht in obhut gegeben, sondern nach seinem eigenen zeugnis gieng er gegen den willen seiner eltern dorthin, allerdings zunächst in der absicht, nur einige tage zu verweilen (Ausgew. br. III 382, vgl. auch Böttiger Lit. zustände I 162). — den auf s. 11 angeführten verdammungs-urteilen, die der dichter 1756 und 1768 über die 'Natur der Dinge' gefällt hat, möcht ich die interessante tatsache gegenüberstellen, dass er 1759 auf grund dieses erstlingswerkes und des 'Cyrus' mitglied der Berliner akademie zu werden den ehrgeiz hatte (Ausgew. br. II 94). — ob er die lehre von der sphären-harmonie direct von Cicero übernommen hat, ist unsicher. eine briefstelle (Ausgew. br. II 16) scheint eher auf den ‚Messias' zu weisen. überhaupt kann nicht genug hervorgehoben werden, dass Wielands belesenheit doch nicht so ausgedehnt ist, wie es den anschein hat, sondern dass er sehr vieles aus zweiter hand hat (bes. von Bayle), worauf auch E. hinweist (s. 35). damit soll indessen nicht gesagt sein, dass Wieland gerade das Somnium Scipionis nicht gelesen habe. nur lässt sich der zeitpunct schwer angeben. — die vorstellung von der milchstrasse als aufenthalt der seligen findet sich aufser in der 'Natur der Dinge' und den 'Briefen von Verstorbenen' auch in den 'Moralischen Briefen' s. 153. — treffend beobachtet E., wie geringer aufmerksamkeit Sokrates unter den philosophen aller zeiten und völker in der 'Natur der Dinge' gewürdigt wird, während er in den 'Moralischen Briefen' als leuchtendes vorbild nicht genug gepriesen werden kann. zum teil wird das aber durch den mehr ethischen gehalt der 'Moralischen Briefe' bedingt sein. fast in umgekehrtem verhältnis stehn die beiden werke in bezug auf Plato; doch ist er in den 'Moralischen Briefen' nicht ganz in ungnade gefallen, wie aus einer stelle im zweiten briefe (s. 33) hervorgeht. — bei der verteidigung Anakreons mufste die wichtige äufserung aus dem februar 1752 erwähnt werden (Ausgew. br. II 281). — Doch dies sind alles einzelheiten, die den wert der sorgfältigen untersuchung kaum zu beeinträchtigen vermögen.

Göttingen. JULIUS STEINBERGER.

The Elizabethan Shakespeare. the plays of Shakespeare reprinted from the first folio. with introductions, notes etc. by WILLIAM HENRY HUDSON. London G. Harrap a. co. o. j. kl. 8. je 2 s. 6 d.

The Merchant of Venice. XLVI u. 181 ss. (u. 13 bll. unpag.)

Loves Labour's Lost. LII u. 174 ss. (u. 14 bll. unpaginiert).

Diese auf 40 bändchen berechnete ausgabe, die durch druck,

Digitized by Google

papier und einband empfohlen und obendrein je mit einer guten heliographüre geschmückt ist, stellt sich die aufgabe, dem leser den getreuen elisabethanischen Shakespeare zu bieten und ihm doch zugleich die resultate der forschung und kritik des zeitalters der königin Victoria zugänglich zu machen. da mich das ziel interessierte, so hab ich mir den weg beim M. of V. etwas näher angesehen und lege das wenig befriedigende ergebnis vor. der herausgeber bietet (hier wie weiterhin) den text der ersten folio von 1623 mit genauer wahrung der orthographie, ja mit beibehaltung aller druckfehler. das erscheint mir wunderlich genug, wo er das typographische bild des alten druckes zerstört, also *i* und *j*, *u* und *v* in moderner weise regelt, *them* für *thē* und durchweg *s* für *ſ* einführt. was hat es da noch für einen sinn, setzerfehler wie *siend* (d. i. *ſiend*) für *fiend* II 2, 18, *iikenes* für *likenes* III, 1, 21, *Exennt* für *Exeunt* I 3, 188, oder gar *hiuselfe* für *himself* V 1, 11 zu conservieren? und nun gar, wo in diesem text auf grund der Globe edition aus den quartos die schwer entbehrlichen bühnenanweisungen oder ihre ergänzung in klammern eingeschaltet sind! der 'Variorum Shakespeare' bietet dem herg. das material, aus dem er nach mir unverständlichen principien seine lesartenauswahl teils unter dem text teils in einem besonderen anhang gibt, der diesen apparat bis auf die entscheidung der Globe edition (1900) herabführt. noch weniger begriffen hab ich die verteilung der erläuterungen: auf vereinzelte randnoten, die umfangreichen 'Literary notes' und das knappe 'Glossary' des anhangs. mit wie geringer sorgfalt H. hierbei zu werke gegangen ist, dafür möge ein beispiel genügen. zu einer oft behandelten stelle, III 2, 23 (Portia:) *I speake too long, but 'tis to peize the time* wird zunächst am rande notiert *'poise'*; dann folgt eine anmerkung p. 149: 'Steevens explains to peize, to retard by hanging weights' (dazu ein citat aus Sidney); schliefslich heifst es im glossar: 'to keep in suspense, to delay' — und dazu wird auf Rich. III V 3, 117 verwiesen: *Lest leaden slumber peise me down to-morrow*, wo es ganz deutlich 'niederdrücken' heifst, statt etwa auf K. John II 575 *The world, who of itself is peised well*, wo doch die bedeutung 'to keep in suspense' vorkommt. der deutsche student wird sich solcher unsicher tastenden interpretationsweise gegenüber noch immer besser an Delius, Fritsche und Alexander Schmidt halten; für mr Hudson existiert die arbeit dieser gelehrten offenbar nicht, ich habe weder im apparat noch in den noten eine spur davon gefunden.

Die — milde gesagt — lässigkeit, die sich hier offenbart, tritt nun auch in den sonstigen beigaben vielfach zu tage. man sollte erwarten, dass wenigstens die angaben der drucke sowie aller zeugnisse für das alter der stücke vollständig und zuverlässig wäre — aber nein! p. 111 und 112 wird widerholt auf p. 109 verwiesen, wo das datum und der wortlaut der eintragung des

Digitized by Google

1 Q in die register der buchhändlergilde stehn soll — man sucht die notiz [22 juli 1598] vergeblich. auf p. 114 stofsen wir auf die wunderliche angabe: 'Between the third and fourth Folios of 1664 and 1685 appeared, in 1652 . . . a reissue of 3 Q'. wir trösten uns mit einem druckfehler, conjicieren vorläufig 1672 und erwarten am schluss in der übersichtlichen liste der 'editions consulted' die auflösung. aber das verzeichnis der quartos und folios, das hier an der spitze steht, ist so sonderbar, dass ich mich genötigt sehe, ihm das berichtigte einfach gegenüberzustellen:

Hudson:	berichtigt:
1Q . . . 1598	1Q . . . 1600!
1F . . . 1623	2Q . . . 1600!
2Q . . . 1630	1F . . . 1623
2F . . . 1632	2F . . . 1632
3F . . . 1664	[3Q . . . 1637!]
4F . . . 1685	[4Q . . . 1652!]
	3F . . . 1664
	4F . . . 1685

Gegen den zweiten band hab ich natürlich dieselben grundsätzlichen bedenken und begreiflicherweise nach prüfung des ersten auch vorurteile. ich stofse auch gleich am eingang der erörterung über das 'date of composition' (p. 113) auf die behauptung: 'The title page of the quarto edition of 1598 shows that Loves Labour's Lost was revised before the end of 1597'. 1) sagt das titelblatt nur, dass das stück 'last christmas' aufgeführt wurde, während die wirkliche oder angebliche revision dem druckmanuscript gilt; 2) bezieht sich das 'last christmas' eines druckes von 1598 höchst wahrscheinlich auf weihnachten 1598, da das englische jahr bis zum 24 märz reichte und der druck doch offenbar bald nach der aufführung hergestellt ward.

E. S.

The influence of old norse literature upon english literature by Conrad Hjalmar Nordby. (Columbia university, Germanic studies vol. I no. 3) New York, University press 1901 XII u. 78 ss. 8⁰. — Dem frühverstorbenen verf. war es nicht vergönnt, sein erstlingswerk zu vollenden und zu veröffentlichen. weil aber die arbeit in stofflicher hinsicht abgeschlossen war und nur die letzte formale feilung fehlte, konnte die herausgabe von freundeshand erfolgen. dass man es hier nicht blofs mit einem act der pietät zu tun hat, beweist der innere wert der schrift. er besteht darin, dass der einfluss der skandinavischen auf die englische litteratur erschöpfend aufgewiesen wird.

Der verf. gliedert sein thema in drei teile. im 18 jahrhundert ist der einfluss nach herkunft und wirkung ein indirecter. lateinische übersetzungen vermitteln den Engländern, erst ThGray, zuletzt WScott die kenntnis der skandinavischen

literatur. sie wird als exotisches element empfunden und erregt blofs antiquarisches interesse. das ungenügende material in fremdsprachlicher überlieferung erzeugt einseitige oder schiefe urteile. nur in details — wesentlich stofflicher art — wirkt das vorbild.

Anders im 19 jahrhundert: Cleasby geht an die quellen, Carlyle dringt in die geistigen tiefen, Laing popularisiert als übersetzer, Matthew Arnold dichtet nach, Dasent übersetzt in philologischer geschultheit, Kingsley propagiert wissenschaftlich, Gosse verwertet in eigener dichtung skandinavische motive.

Der dritte hauptteil — die hälfte des ganzen — ist William Morris gewidmet. hier gibt der verf. eindringliche analysen der einzelwerke. es sind übersetzungen, umdichtungen und neudichtungen. die anlage ist chronologisch, die durchführung panegyrisch. das vorgehen des verf. ist mehr poetisch-anempfindend als kritisch erklärend. oft gelingt ihm stimmungsvolle anschaulichkeit, aber nicht selten verflacht er zu nichtssagenden, wenn auch warmfühligen phrasen und gibt dann allgemeine eindrücke statt besonderer vorstellungen. die kritik geht oft tief und trifft das wesentliche, besonders auf dem gebiete cultureller fragen. was im geist altnordisch oder neuenglisch ist, weiss N. treffsicher zu finden und klar zu erweisen. minder scharf und mehr zufällig als erschöpfend sind seine stilistischen und metrischen bemerkungen. im ganzen gibt er sich als mann, der sein thema feinsinnig beherscht, aber nicht systematisch durchführt, als gebildeter amateur, aber nicht als kritischer forscher. alle vorzüge und nachteile der arbeit erklären sich aus dieser seiner persönlichen stellung: sie genügt in allen dingen, die klarer verstand, feines empfinden, lebendige darstellung leisten können; sie versagt, wo fachmännische kritik allumfassend und parteilos das werk in wissenschaftlicher form neuerstehn lassen sollte. unwillkürlich überlässt es der verf. auch gar oft dem dichter, sich selber zu schildern in den überreich eingestreuten citaten. das bleibt immer halbheit: auch mit den wichtigsten 'stellen' wird blofs detail illustriert, nie das ganze veranschaulicht, und jedes citat zerreist die einheit der darstellung, ist also unkünstlerisch wie das panorama mit seinem gestellten vorder- und gemalten hindergrunde.

Am schluss der lectüre beschleicht einen das bedauern. nicht weil das buch nicht gut genug ist — in seiner art wirkt es sehr ansprechend, sondern weil es in hinblick auf den verf. voll von triebkräftigen keimen steckt, die nicht ausreifen sollten. Nordby hat die menschlichen qualitäten für den Litterarhistoriker in voller stärke, die fachlichen erst zum teil; aber diese hätte er sich zu seiner anlage gewis voll erarbeiten können. ein talent ist mit ihm vorzeitig erloschen.

Innsbruck. R. Fischer.

Digitized by Google

Starzfidere MSD 28[b]:

Liubene ersazta sine grûz
unde kab sine tohter ûz.
tô cham aber Starzfidere.
prâhta imo sîna tohter uuidere.

Starzfidere wird in den Denkmälern als Schweiffeder oder Schwanzgefiedert erklärt, unter hinweis auf das Deutsche wb. III 982. JGrimm war durch den sonderbaren namen zu einer eigenartigen deutung der verse verführt worden: 'Liubene säte sein korn und gab seine tochter aus (verheiratete sie einem herangeflogenen vogel?), da kam bräutigam *Schwanzgefiedert, Starrfedrig?*, brachte ihm seine tochter wieder'. vielleicht dachte er an die vogelhochzeit in Uhlands Volksliedern (nr. 10 A), wo es in der 3 str. heifst: *Fraw Nachtigal die was die braut, der Kolman gab sein tochter aufs.* Wackernagel (Litteraturgesch. 70,14) fasste den namen als mundartliche entstellung von *scartifedar* 'testudo', mhd. *scherzeveder* 'meerigel'. Koegel (Gesch. d. deutsch. lit. II 164) versteht ihn wider anders: 'der bauernbursche hat den übernamen *Starzfidere* zweifellos wegen der keck aufragenden feder, die er herausfordernd auf dem hute trug, denn das erste compositionsglied gehört zu mhd. *sterzen*'. keine dieser deutungen erklärt aber die durch den reim gesicherte form *fidere* statt *federe.* denn Koegels (oder Schades) postulat **fidirro* = got. **fiþrja*, zu *fedara* (ebda.) steht im widerspruch mit seiner namendeutung, die eine imperativische bildung voraussetzt, sodass das zweite compositionsglied ein substantiv sein müste (vgl. *Johannes Sterzebart* a. 1262, was von Socin s. 441 unrichtig als 'schweifbart' erklärt wird).

Auf den richtigen weg führt uns der inhalt des spruches selbst, dessen witz in der gegenüberstellung der prunkenden hochzeit mit der spätern rückgabe der braut ligt. *Liubene ersazta sine grûz unde kab sine tohter ûz* — wir sind also bei einem hochzeitsfest; *tô cham aber Starzfidere* . . . wer den spruch zum ersten male list, glaubt sicher, es sei von einem unerwarteten oder unbequemen hochzeitsgast die rede. erst die nächste zeile klärt ihn auf, dass *Starzfiders* ankunft eine spätere begebenheit sein müsse. Kelle (Litteraturgesch. I 72) übersetzt die beiden zeilen: 'n i c h t l a n g e, kam Starzfider und brachte sie ihm wider'. und merkwürdig trifft Koegel in Pauls Grundr. II 172 mit ihm zusammen: 'es d a u e r t a b e r n i c h t l a n g e, da bringt ihm der schwiegersohn die tochter zurück'. beide haben unwillkürlich ergänzt, was hier vermisst wird. der mangel ist aber nur scheinbar. das angeblich hsl. *starz fidere* (MSD., oder *starzfidere* Piper, Zs. f. d. ph. 13,337) ist verschrieben oder verlesen für *starz fidere* und statt des rätselhaften namens liegt die uralte reimformel *fidere* : *widere* vor.

Digitized by Google

Starz ist wol ein spottname für einen knirps oder einen krüppel (vgl. Schmeller Bair. wb. II 785 f), und der hohn über Liubenes misgeschick wird dadurch noch beissender. möglich ist auch, dass die diminutivform eines mit *stark* zusammengesetzten personennamens (*Starc-frid, -bert, -hart, -her, -leib, -helm, -man, -hand, -muot, -rad, -holt, -rîch, -ulf* Förstemann) vorligt, und zwar als analogiebildung nach dentalstämmen, wie sie ja ganz allgemein auftritt. wie aus *Uodalrich, Ekhart, Dankwart* ein *Uz, Ezzo, Danzo* entsteht, so konnte auch ein *Starkfrid* o. ä. zu *Starz* werden. dabei mag der spöttische sinn des appellativums *starz* oder *sterz* gelegentlich mitgewirkt haben.

Laibach, im juli 1905. ANTON WALLNER.

ZU ZEITSCHR. 49, 482 f Die aao. nach der Palatina v. j. 1894 citierte Dürkheimer urkunde mit dem *Brunoldez stůl* ist, worauf mich herr prof. Ohlenschlager aufmerksam macht, von ihm auch in den Mitteilungen des historischen vereins der Pfalz 19 (1895), s. 113 ff. mit einigen weiteren erläuterungen zum abdruck gebracht.

juli 1908. R. HENNING.

PERSONALNOTIZEN.

ALBRECHT DIETERICH in Heidelberg, der knapp 42jährig am 6 mai plötzlich vom tode erreicht wurde, stand durch seine weitausgreifenden forschungen über volksreligion, volksbrauch und volksbühne auch unserem studienkreis nicht fern und hat uns als mitbegründer der 'Hessischen blätter für volkskunde' und als leiter des 'Archivs für religionswissenschaft', das er auf eine höhere wissenschaftliche stufe hob, noch besonders zu dank verpflichtet.

Der ord. professor dr H. LUEDERS in Rostock folgt einem rufe als professor der indischen philologie und vergleichenden indogermanischen sprachforschung nach Kiel.

Der ord. professor der englischen philologie dr K. LUICK in Graz wurde auf eine neu errichtete zweite professur dieses faches nach Wien berufen. sein nachfolger in Graz wird prof. dr A. POGATSCHER von Prag. — zu ordinarien befördert wurden die ao. professoren der englischen philologie dr O. L. JIRICZEK in Münster und dr W. HORN in Giefsen. — als nachfolger des ao. professors der englischen philologe dr GUSTAV BINZ, der als oberbibliothekar die leitung der stadtbibliothek zu Mainz übernommen hat, wurde der privatdocent dr HANS HECHT von Bern nach Basel berufen.

An der universität Bonn hat sich dr CARL ENDERS für neuere deutsche litteratur habilitiert.

Digitized by Google

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXXII, 3 november 1908

Synkretismus, ein beitrag zur germanischeu kasuslehre von B. Delbrück. Strafsburg, K. J. Trübner. 1907. iv u. 276 ss. — 7 m.

'In früheren syntaktischen arbeiten habe ich', sagt der verf. in der vorrede, 'die hypothese aufgestellt, dass der idg. ablativ im germanischen teils in den instrumentalis teils in den genitiv aufgegangen sei. da indessen eine solche doppelvertretung bedenken erregen muss, schien es mir richtig, die frage noch einmal zu untersuchen, wobei ich zu der ansicht gekommen bin, dass der alte ablativ vielmehr mit dem dativ verschmolzen sei. aus diesen untersuchungen ist das vorliegende buch hervorgegangen, welches den synkretismus der obliquen casus im germanischen behandelt'. damit sind anlass und zweck des werkes mit wünschenswerter klarheit bezeichnet, und es mag hier vorweg gesagt sein, dass es dies vorgesteckte ziel so gut erreicht, wie das in syntaktischen fragen überhaupt möglich ist.

Nach einer einleitung, die namentlich die benützten hilfsmittel aufzählt und die grenzen darlegt, innerhalb deren verf. 'den urgermanischen casusgebrauch zu erschliefsen' bestrebt ist, um 'auf dieser grundlage die einzelsprachen zn verstehn', folgt die aufzählung der urgerm. verba (s. 5—126), der urgerm. adjectiva (s. 127—144) und der urg. präpositionen (s. 145—151), deren casusgebrauch, wie er in den einzelsprachen (got. aisl. ags. as. ahd) belegt ist, die grundlage der weiteren erörterung bildet. als urg. (resp. auch nur als westgermanisch) werden, 'um die darstellung kurz und übersichtlich gestalten zu können' durchweg erschlossene compromissformen eingeführt, die verf. schon in der vorrede erwähnt und dann in der einleitung, und auch in den einführungsworten zum index, näher erklärt und begründet. und da er nebst dem zu jeder der angesetzten urformen in der klammer ihre einzelsprachlich würklich belegten gestaltungen beifügt, so ist gegen diese neuerung — wenn es anders eine neuerung ist — nichts wesentliches einzuwenden. die anordnung ist alphabetisch, aber die präfigierten formen sind ganz richtig den nichtpräfigierten unmittelbar beigeschlossen. die auswahl und aufzählung selbst ist mit peinlichster sorgfalt durchgeführt. den verben geht noch eine vorbemerkung voran, die auf die modification der bedeutung hinweist, welche die einfachen

Digitized by Google

verba durch vorantretende präfixe (die 'im nordischen im allgemeinen lautlich verschwunden', aber in ihren würkungen noch fühlbar sind), namentlich *ga- bi-*, in ihrer bedeutung und construction erlitten haben. bei jedem verbum (adj. präp.) werden dann einzelsprachliche belege aus den ältesten denkmälern vorgeführt und die möglichkeit urg. ursprungs erörtert. verf. ist dabei eher zu ängstlich, als etwa zu sehr geneigt etwas als urg. oder auch nur als gemeinsam germanische construction anzusehen, wenn ihm die vorhandenen belege nicht ganz bestimmt dafür zu sprechen scheinen. aber diese ängstlichkeit ist nur zu loben, sie beweist, wie ernst es ihm um die möglichste sicherheit der erschlossenen behauptungen zu tun war. auf dasselbe streben ist es zurückzuführen, wenn verf. im got. zu sehr geneigt ist, gräcismen anzuerkennen, wo sie keineswegs unzweifelhaft erwiesen sind.

Nach dieser aufzählung sollen aus dem vorgelegten materiale 'die einzelnen casus des urgermanischen in ihrem gebrauchsumfang' erschlossen werden, aber verf. führt zunächst noch den 'erhaltenen instrumentalis nach form und anwendung' vor. nachdem er gezeigt, dass es sich dabei eigentlich nur um das westg. handelt, da got. nur die pronominalformen *ƕê þê* vorliegen, und nordisch nur bildungen die syntaktisch wertlos sind; dass der ags. sogenannte instrum. eigentlich ein *i*-casus ist, dh. ein local, während die ahd. as. *u*-casus fortsetzer des idg. instrum. auf *ô* sein können, geht er zu dessen anwendung über und erörtert zunächst den würklich instrumentalen gebrauch: als casus der begleitung, des zusammenkommens, des mittels [dies am häufigsten], des verfahrens, abschlusses und objectes, als privativus, als casus des mafses, dann der zeit- und ortsbestimmungen, endlich den präpositionalen gebrauch. gegen die darstellung ist nichts von gewicht einzuwenden; höchstens könnte man sagen, dass die s. 159 angeführten belege für den instrum. des objectes ebenso gut unter denjenigen für den instrum. des mittels platz gefunden hätten. dativischer gebrauch wird dem westg. instrum. s. 159 mit recht abgesprochen. das capitel schliefst mit der erörterung der schicksale des instrum. in den einzelsprachen, und die art wie verf. sich das absterben der instrum. formen denkt, ist gewis sehr wahrscheinlich, wenn auch keinesfalls sicher.

Mit dem fünften capitel führt uns verf. endlich in den eigentlichen synkretismus hinein und bespricht zuerst den urg. instrum. und local 'wie er sich teils aus dem erhaltenen instrum., teils aus dem von uns dativ genannten mischcasus erschliefsen lässt'. die belege sind hier sämtlich dem (synkretischen) dativ entnommen und in derselben anordnung vorgeführt, wie im vorangehnden capitel diejenigen für den noch erhaltenen instrum., mit einigen von der fülle des stoffes und den von der weiterentwicklung des casusgebrauches gebotenen erweiterungen. die art wie hier der

Digitized by Google

instrum. des objects und der beziehung aus dem casus des mittels abgeleitet wird, der privative gebrauch aus dem der beziehung, ist besonders scharfsinnig und ansprechend. vom local wird mit recht behauptet, dass er bei verben nicht nachzuweisen sei; die angeführten wenigen, scheinbar für den local sprechenden belege lassen sämtlich die erklärung als instrum. zu. ebenso zweideutig sind die scheinbaren locale bei adjectiven.

Im sechsten capitel kommt der echte dativ an die reihe der erörterung, und der ablativische (abermals synkretische). beim echten dat. schliefst verf. den dat. commodi von der besprechung aus und stellt dann den satz voran: 'in den dativ tritt wie im idg. dasjenige substantivum, welchem die handlung gilt, und dieses substantivum ist fast durchaus eine person'. er deduciert daraus (etwas später auf s. 199), dass es einen dativ des zieles im germ. nicht gab, sondern dass sich dieser aus dem casus dem die handlung gilt weiter entwickelt hat. das ist der einzige punct, in welchem ref. mit dem verfasser nicht übereinstimmen kann. die entwicklung vom concreteren zielcasus zum abstracteren dativ der beteiligten person (dat. des interesses) kommt ihm als viel leichter fassbar vor, (ist übrigens auch durch den gebrauch des casus im slavischen gestützt), als der umgekehrte vorgang. verf. führt zunächst die verba vor bei denen der dativ einziges object ist, dann diejenigen die neben dem personencasus noch ein sachliches object im accus., seltener im genit. haben. dann wird der dativ des 'directen objectes' im urg., got. und nordischen besprochen. die darstellung ist überall scharfsinnig und richtig, aber einige (eingestandene) schwierigkeiten bleiben dem verf. übrig, die sofort als behoben erscheinen, wenn man die zielgeltung des casus anerkennt (zb. bei *têkan* s. 190, *kukjan biniman* s. 191 ua.)

Zu dem ablativischem (synkret.) bestandteil des dativs zählt verf. den casus des verglichenen gegenstandes beim comparativ, dann den casus bei präpositionen der trennung, und bei verben die mit solchen präpositionen zusammengesetzt sind, nebst einigen wenigen einfachen verben verwanter bedeutung. bei den zwei letzten kategorieen weist verf. selbst auf die möglichkeit instrumentaler auffassung hin; ref. möchte auch den dativ beim comparativ eher als instrumental ansehen, als casus des mittels, durch welches der comparativ eben als höherer grad hervorgehoben wird. übrigens lässt sich der dativ überall auch in seiner eigentlichen geltung (als casus der beteiligten person) erklären, worauf noch verf. selbst aufmerksam macht, sodass also für die ablativische (synkretische) auffassung sehr wenig übrig bleibt (einige mit *af* zusammengesetzte verba, s. s. 203).

Im siebenten capitel wird der genitiv zunächst als einziger casus nach den 'geläufigen kategorieen' durchgenommen, dh. der partitive genitiv des objectes (bei trinken, essen, nehmen, geben),

dann bei verbis des geniefsens und der gemütsbewegung, bei verbis äufserer und innerer wahrnehmung, an die sich auch verba von der bedeutung 'sich um etwas kümmern, warten, in versuchung führen' anschliefsen (aus denen sich die vorstellung der zielstrebigkeit herleiten lässt), endlich der prädicative genitiv bei *wesan*. sodann wird der sachliche genitiv neben einem fast durchaus persönlichen accusativobjecte besprochen, und der separative genitiv, dessen erklärung insofern wichtig ist, als verf. nunmehr (nach den worten der vorrede) nicht mehr auf dem standpuncte beharrt, dass 'der idg. ablativ im germ. teils in den instr. teils in den genitiv aufgegangen sei'. er muss daher die unzweifelhaft vorhandene separative geltung des genitivs auf eigener genitivischen grundlage erklären, und tut es wirklich sehr ansprechend indem er sagt, dass 'der separ. genit. im urg. erst in den anfängen vorhanden gewesen zu sein scheint, sich aber dann im laufe der zeit im westg. gebiet stark ausgebreitet hat, und zwar über **þurfan* und *þarban** mit dem genitiv des gegenstandes und **hatljan, *hrainjan, *latjan* mit eigentlich adnominalem genitiv. die got. und dann die besonders zahlreichen belege des westg. werden einzeln durchgenommen. auch der instrumentale genitiv wird dann aus zwei quellen entwickelt: einmal aus der möglichkeit des gen. und des instrum. bei *fulljan, gasóþjan*, das andere mal aus ursprünglich wol partitivem objectsgenitiv (pluralis) bei verbis der äufserung. die genitive der beziehung und ursache bei verben werden auf den gleichen casus bei adjectiven und bei substantiven zurückgeführt. den genitiv des örtlichen bereiches lehnt verf. an die griechischen vorbilder *ἔρχεσθαι πεδίοιο, ὑπάγειν τῆς ὁδοῦ* an, ohne sich über ihre natur näher zu äufsern. ref. möchte sie am liebsten als partitive ansehen. — dann wird der genitiv bei adjectiven besprochen, dessen weiterentwicklung aus wenigen urtypen verfolgt wird. die hauptmasse der belege stellt den casus als genitiv der beziehung dar, als welcher schliefslich auch der genitiv des mafses bei comparativen aufzufassen ist.

In dem achten (schluss-)capitel, das gleichsam die resultate der darstellung zusammenfasst, wird zunächst der schwierige punct, ob man bei jedem casus eine sogen. grundbedeutung anerkennen soll oder kann, eigentlich nicht entschieden, sondern dahingestellt gelassen. die frage wird wol auch immer unentschieden bleiben müssen.

Für den ablativ wird dann gesagt, dass man sich wol 'bei der fassung beruhigen' kann, 'dass in den ablativ dasjenige tritt, von dem die handlung des verbums sich trennt oder ausgeht'. an die erörterung der form die der ablativ im idg. hatte (und deren entwicklung in den einzelsprachen) schliefst verf. die erklärung: 'im germ. ist der abl. ausschliefslich mit dem dat. vereinigt worden ... wahrscheinlich nicht auf lautlichem, sondern auf syntaktischem wege, ... jedoch nicht vom ablativ beim comparativ aus (wie

Digitized by Google

Winkler meint und Delbrück bekämpft), sondern wahrscheinlich von den mit trennungspartikeln zusammengesetzten verbis aus, und dann durch den einfluss des plurals, wo seit jeher für dat. und abl. nur eine form bestand'. gegen diese annahme wird sich kaum etwas von entscheidendem gewicht einwenden lassen.

Wie die anfänglich verschiedenen syntaktischen geltungen des dativs (als casus der person, welcher die handlung gilt), des locals (als casus des wo), des instrumentals (als casus des hülfsagens, welches zusammen mit dem hauptagens an der handlung beteiligt ist) schliefslich auf dem einen dativ haften blieben, wird dann (sub 2) behandelt, aber auch gleich vorweg ausgesprochen, dass 'die geschichte des zusammenfalls der drei casus sich nur für den singular einigermafsen feststellen' lässt, und 'auch für diesen nur innerhalb des westgerm.' (dh. strenggenommen nur im ags.) im anhang dazu folgt eine auseinandersetzung D.'s mit Winklers ansichten über den dativ (H. Winkler Germ. casussyntax, Berlin 1896). er stimmt mit Winkler darin überein, dass der dativ der 'casus der beteiligung ohne örtliche nebenvorstellung' ist. aber merkwürdigerweise stimmt er mit Winklers begründung dieser ansicht nicht überein. Winkler sucht den grund der germ. vorliebe für den dativ als objectcasus in dem 'mehr nach innen gerichteten sinn des Germanen' und in dessen 'energischer beteiligung' an der handlung — D. möchte sich 'über die herleitung der dativconstructionen aus einer angeblichen innerlichkeit der Germanen nicht äufsern', 'die kategorie der energischen beteiligung' ist ihm sehr subjectiv — und in vielen von Winklers belegen sieht er deutlich instrumentale grundauffassung. ebenso polemisiert er sehr entschieden gegen Winklers auffassung des dativs bei präpositionen (als casus des interesses), die er direct 'höchst unnatürlich' nennt, und nicht minder gegen W.'s ansichten über den instrumentalen bestandteil des dat., den W. abermals aus dem casus des interesses herleiten will, während ihn D. aus dem comitativ erklärt. trotzdem erklärt sich D. für die hauptansicht W.s, dass der 'dativ casus der beteiligung ohne örtliche nebenvorstellung' sei, und findet nur, dass W.s ausdehnungstheorie der verschmelzungstheorie nicht stand zu halten vermag'. ref. kann, wie bereits oben erwähnt, mit der ansicht, dass der dativ im germ. nur casus der 'energischen beteiligung' (des interesses) ist, nicht übereinstimmen, weil ihm W.s hauptsächlichste voraussetzung dafür, 'die angebliche innerlichkeit der Germanen', über die sich D. nicht äufsern will, einfach ein unding ist. solche geistig höher stehnde gründe sind für die urzeiten undenkbar, da muss man von roheren, äufserlicheren anschauungen ausgehen, und das ist die räumliche, von welcher man viel leichter zu der weiter entwickelten interessenauffassung gelangt als umgekehrt.

Über den genitiv gesteht verf. im vorhinein, dass er nicht in der lage ist, die discussion über den grundbegriff zu fördern.

Digitized by Google

'den gen. bei substantiven hat er grundsätzlich von der behandlung ausgeschlossen', aber 'der genitiv bei adject. hat starken einfluss ausgeübt'. die weiterentwicklung denkt sich D. rein usuell; anders sind wenigstens seine worte nicht zu deuten: 'dass . . . die sprechenden das gefühl bekamen, es könne ein substantivischer genitiv zu einem adjectivum treten, um irgend eine beziehung des substantivbegriffes zum adjectivbegriffe zu bezeichnen'. für das germ., insbesondere das westgerm., vindiciert er die neuentwicklung dreier typen: den separativen, den instrumentalen und den casus der beziehung und ursache.

Das ergebnis des an sich vortrefflichen werkes ist einigermafsen enttäuschend. die hauptthese desselben, dass der dativ der synkretische casus κατ᾽ ἐξοχήν ist und den ursprünglichen ablativ, local, instrumental mitenthält, ist zwar sehr plausibel gemacht, aber man hätte doch etwas weniger ausschaltungen, weniger vorbehalte und clauseln, und etwas mehr sicherheit gewünscht. doch die schuld davon ist nicht dem verf. beizumessen, der an die arbeit die peinlichste sorgfalt und einen durch die tüchtigste syntaktische schulung geübten scharfsinn gewendet hat. die schuld ligt an dem syntaktischen material, mit dem er arbeitet, und das seinen proteuscharakter überall betätigt: wo man es anfasst, entwindet es sich dem griff und verwandelt im handumdrehen seine schon sicher geglaubte gestalt. man muss sich daher überall nur mit einer der geahnten wahrheit möglichst nahe kommenden wahrscheinlichkeit begnügen.

Kalsching im Böhmerwalde am 1 august 1908.

V. E. Mourek.

The syntax of the temporal clause in old english prose by Arthur Adams. [Yale studies in english xxxii. Albert S. Cook editor] New York, Henry Holt u. Co., 1907. x und 245 ss. mit 9 tabellen.

Die arbeit ist eine doctordissertation der Yaleuniversität eine probe descriptiver syntax, die mit lobenswertem fleifse ausgearbeitet ist, ohne jedoch irgend welche überraschende resultate zu bieten. verf. nahm alle ihm erreichbaren ae. prosatexte (über 50) durch und erörtert im i capitel (s. 8—142) sämtliche temporalen conjunctionen, uzw. in 6 kategorieen von sätzen: 1. sätze auf die frage *wann?* 2. sätze der unmittelbaren zeitfolge, 3. sätze der dauer, 4. sätze die die zeit nach einer vorangehenden haupthandlung bestimmen, 5. sätze die die zeit nach einer nachfolgenden handlung bestimmen, 6. sätze die den abschluss der haupthandlung bezeichnen. diese einteilung der temporalsätze ist eigentlich unnötig, weil die kategorieen 1. 2. 4. 5. (*wann?*-sätze) sowie die abarten 3. und 6. (*wie lange?*-sätze) zusammenfallen. aber in einer monographie ist diese genauere unterscheidung (in welcher der verf. Wülfings Syntax der werke Aelfreds d. Gr. folgt) nicht gerade zu tadeln.

Digitized by Google

Lobend ist hervorzuheben, dass bei der erörterung der einzelnen conjunctionen auch die coincidenzen der bedeutung besprochen werden, so bei *đa* die causale und die concessive nebenbedeutung, bei *đonne* die concessive, causale und hypothetische, bei *swa* die modale, bei *đære* die locale, causale und hypothetische. zu den temporalen einleitungspartikeln werden auch präpositionale ausdrücke mit folgendem relativum gezählt. wo der präpos. (*on, in, to, ymbe*) ein nomen (*dæg, niht, æfen, ȝear, tid, tima*) folgt, ist der mit dem relat. *đe* anhebende satz richtiger als echter relativsatz anzusehen; etwas mehr berechtigt ist die rein temporale auffassung in ausdrücken wie *mid đam* (*đy, đan, đon*), *đe* (*đæt*); aber beides ist wol wider in einer monographie über temporalsätze mit in den kauf zu nehmen. was die verteilung der temporalconjunctionen anbelangt, so sollten vielleicht alle mit *swa* anhebenden complexe in die zweite kategorie (sätze der unmittelbaren folge) eingeordnet sein; verf. reiht einige schon unter die *wann*-sätze ein. ebenso hätten alle mit *sona* anhebenden ausdrücke unmittelbar aneinandergereiht werden sollen; verf. führt sie getrennt vor (s. 62—67 u. dann wider s. 74). zu loben ist, dass auch parallelen aus der ae. poesie und aus anderen altgerm. sprachen angeführt werden; es hätte nur noch etwas mehr davon geboten werden können.

Das zweite capitel behandelt (s. 142—158) den **modus** in temporalsätzen und sagt in den einführenden worten, dass dabei der indic., opt. und die sog. modalhilfsverba *mugan, sculan, motan, willan* in betracht kommen. die letzteren werden auch (s. 155—158) in einem besonderen abschnitte besprochen. wenn jedoch A. selbst ausdrücklich (s. 156) hervorhebt, dass diese verba im ae. ihre ursprüngliche volle bedeutung behalten und nie als blofse stellvertreter des optativs eintreten, sondern ihn nur unter denselben umständen annehmen, wie jedes andere verbum, so ist würklich nicht abzusehen, warum diese trennung vorgenommen wurde.

Als regelmäfsiger modus der temporalsätze stellt sich dem verf. der indicativ heraus mit ausnahme der *ær*-sätze (5. kategorie) die der mehrzahl nach den optativ haben. wo sonst der optativ eintritt, erklärt ihn A. durch 'irgend eine eigentümlichkeit des hauptsatzes, und nicht aus dem zeitlichen verhältnisse der beiden sätze' (s. 142). die häufigste ursache des optativs ist ihm ein imperativ des hauptsatzes (nach Delbrück, Der germ. optat. im satzgefüge, PBBeitr. 29, 288, auf den er sich ausdrücklich beruft), aber oft auch die zugehörigkeit zu einer indirecten frage oder zu einem objectsatze mit *đæt*, oder die attraction (eigentl. assimilation). mit diesen worten widerholt verf. nur die landläufigen ansichten über den einfluss des hauptsatzes auf den modus des nebensatzes (nur dass er den vermeintlichen einfluss der negation im hauptsatze nicht erwähnt!), aber er trifft unwillkürlich doch auch das richtige, indem er hinzusetzt: 'immer hat die handlung

Digitized by Google

des nebensatzes einen zweifelnden oder hypothetischen charakter' (s. 142), und der modus 'scheint die folge von dem allgemeinen, unbestimmten charakter des satzes zu sein' (s. 143). auch s. 153, wo von den *od-dæt*-sätzen die rede ist, erklärt er den optativ dadurch, dass 'der temporalsatz der zukunft angehört und als unsicher gefühlt wird', und s. 154: 'these clauses partake somewhat of the nature of the purpose-clause'. dass es wenigstens nicht immer der imperativ des hauptsatzes ist, der den opt. des nebensatzes bedingt, betont A. in den anfangsworten seiner anmerkung s. 145: 'es darf nicht geschlossen werden, dass wir überall den opt. nach dem imperat. finden, es gibt auch ausnahmen, obzwar sie nicht zahlreich sind.'

Dementgegen ist 'der opt. der herschende modus' in den *ær*-sätzen: 'wie in allen germ. sprachen' (s. 150.) A. erklärt ihn 'aus dem element der unsicherheit, welches künftigen ereignissen anhaftet', und meint, dass der modus dann conventionell geworden und auch dort eingetreten sei, wo die tatsächlichkeit der aussage nicht bezweifelt werden konnte. die (schein)regel, dass der indic. namentlich nach negativen hauptsätzen eintreten soll, kennt A. wol (s. s. 151), pflichtet ihr aber für das ae. nicht bei, sondern sagt, dass, wo immer der indic. nach *ær* eintritt (und das ist etwa in einem viertel der belege der fall, s. 152), es sich immer um constatierung der tatsächlichkeit handelt.

Das sehr kurze dritte capitel bespricht (auf nicht ganz zwei seiten: 158. 159) die stellung der temporalsätze — sie ist sehr frei: der nebensatz kann dem hauptsatze vorangehn oder folgen oder eingeschaltet sein; das letztere ist selten und der temporalsatz hat dann meist parenthetischen charakter; die *od-dæt*-sätze stehn immer nach dem hauptsatz; dann die wortfolge im nebensatze — verf. beruft sich auf eine abhandlung über diesen gegenstand von C. A. Smith (Order of words in anglosaxon prose) und findet ihr nichts wesentliches hinzuzufügen; ferner die consecutio temporum, in welcher die aus dem latein bekannten regeln herschen, 'weil sie auf dem logischen verhältnis der handlungen im haupt- und nebensatze beruhen'; schliefslich die negation, die mit dem einzigen satze abgetan ist: 'die negation der temporalsätze ist *ne* oder *na*, oder beides'. dieses capitel hätte unbedingt eine viel ausführlichere behandlung verdient, namentlich die negation.

In einem mit 'Conclusion' überschriebenen absatz werden auf anderthalb seiten die resultate der arbeit summiert, und dann folgen (auf 83 seiten) sehr reichhaltige indices, denen sich noch neun tabellarische übersichten auf querfolioblättern anschliefsen. das buch ist äufserlich in amerikanisch liberaler weise ausgestattet, der kaufpreis mit 1.00 (einem dollar) angegeben.

Kalsching im Böhmerwalde am 5 august 1908.

V. E. Mourek.

Digitized by Google

Altbairische grammatik, laut- und flexionslehre von Dr. J. Schatz [Grammatiken der althochdeutschen dialekte I. band]. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1907, 183 ss. — 4,80 m.

Schatz hat mit ehernem fleifse das weitschichtige material aus denkmälern, urkunden und glossen, soweit sie für bairisch gelten können, zusammengetragen und gruppiert, und es ist ihm gelungen, für einzelne erscheinungen eine fülle von belegen zu finden, über die man in anbetracht der dürftigkeit altbairischer texte geradezu staunen muss. die anordnung ist im grofsen und ganzen übersichtlich und gibt ein gutes bild von der entwicklung des altbairischen vom ausgang des 8 bis zum 11 jh. freilich ist das buch nicht für anfänger geschrieben, sondern setzt die nötige vertrautheit mit der ahd. grammatik voraus, was der recensent in der Literaturzeitung übersehen zu haben scheint, der aus dem verschweigen von selbstverständlichem und ein paar kleinen versehen schliefst, dass der verfasser sprachwissenschaftlich nicht ganz tactfest sei. diesem lag es, wie er in der einleitung bemerkt, vor allem daran, aus sämtlichen sprachquellen das überlieferte genau festzustellen: dass er das tatsachenmaterial nicht allzusehr mit theorieen, verquickt hat, gereicht dem buche jedenfalls nur zum vorteil, ebenso muss lobend hervorgehoben werden, dass Schatz trotz seiner ausgedehnten kenntnis der heutigen bair.-österr. mdaa. nicht voreilig dinge in seine grammatik hineingezerrt hat, für die einfach die belege fehlen. solange nicht die späteren quellen und die modernen dialekte gründlich untersucht und im zusammenhang erforscht sind — eine gewaltige leistung, von der man doch die abfassung einer altbair. gramm. nicht wird abhängig machen wollen — ist es nicht aufgabe der letzteren, eine perspective zu eröffnen, die weil auf teilkenntnis beruhend schliefslich doch den tatsachen nicht völlig gerecht würde und die (ich betone nochmals: in einer darstellenden grammatik) leicht verwirrung stiften könnte. Sch. hat auf die heutigen dialektformen hingewiesen, soweit sie ihm zur aufklärung der verhältnisse förderlich schienen. ob er im einzelnen nicht noch das eine oder andre beispiel hätte heranziehen sollen, darüber lässt sich ja streiten, aber im princip hat er mit seiner beschränkung zweifellos das richtige getroffen. wenn ich in meinen ausführungen auch mehrfach theoretische fragen streife und auf die modernen sprachverhältnisse mehr rücksicht nehme, so soll damit dem verf. durchaus kein indirecter vorwurf gemacht werden; meine diesbezüglichen 'ergänzungen' verfolgen lediglich den zweck, zu weiterer untersuchung einzelner probleme anzuregen.

Zunächst einige bemerkungen zum capitel 'vocalassimilation'. § 4 b meint Sch., dass *hilfa* als *jā*-stamm zu betrachten sei. m. e. braucht man zu dieser annahme nicht zu greifen, der ja

Digitized by Google

auch der umstand, dass der cons. nicht auf urspr. geminata weist, nicht günstig ist. die urspr. nominativform des sg. war ja *helfu*, und hier konnte sich, ebenso wie im dat. sg., *e* ebensowol zu *i* entwickeln wie in der 1 sg. der starken verba. auf dieselbe weise lässt sich das nebeneinander von mhd. *gebe - gibe*, *vehte - vihte*, *herberge - herbirge*, *werre - wirre*, *werbe -wirbe* erklären. bei *furichelli* s. 11 trifft die bezeichnung 'junges lehnwort' nicht zu, jedenfalls ist das wort wegen *k* für lat. c vor palatal früh übernommen worden. wenn es trotzdem *e* hat, so hängt dies wol damit zusammen, dass es eine spätere ableitung von dem vorauszusetzenden *chella* ist (also unter punct e gehört), wenigstens unter dessen einflusse steht, während *furichilli* die ältere bildung darstellt. es dürfte nicht unangebracht sein, im anschluss daran die frage aufzuwerfen, wie lange die 'tonerhöhung' von *e* > *i* vor folgendem *i*, *j*, *u* wirksam war und wie sie sich im ahd. zum eigentl. umlaut verhält. dass sie eine art vocalanpassung darstellt, ist kein zweifel: *i* und *u* sind vocale mit relativ hoher zungenlage, *e*, *a*, *o* mit relativ tiefer. wenn *e* vor folgendem *i*, *u* > *i* wird, so wird die für den folgenden vocal erforderliche articulationsstellung bei *i* ganz, bei *u* zum teil vorweggenommen (vgl. Sievers Phon.[5] § 766), uz. ist diese art der vocalassim. in den germanischen sprachen, nach allem was wir wissen, die ältere. erst verhältnismäfsig später tritt der 'umlaut' auf, im norden früher und in weiterem umfang als im süden. ist die 'tonerhöhung' eine verticalassim., so stellt der umlaut eine horizontalassim. dar, dh. er beruht auf einer verschiebung der zunge in horizontaler richtung. beim uml. von *a* > *e*, *o* > *ö*, *u* > *ü* wird die articulationsstelle weiter nach vorn verlegt; damit kann allerdings auch eine hebung der zunge verbunden sein, aber dies ist nicht das wesentliche und charakteristische daran. es hat nun allen anschein, als seien die beiden tendenzen im deutschen nicht nebeneinander, sondern nacheinander wirksam gewesen (anders wol im an., vgl. Kock PBBeitr. 27, 166 ff). wenigstens wird in jüngeren lehnwörtern, deren übernahme in die zeit der horizontalassim. fällt, ferner in neubildungen und wörtern, in denen aus irgendwelchem grunde die vocalassim. nicht eintrat, die angleichung von *e* an folgendes *i*, *u* nicht mehr vollzogen oder, wenn sie doch vor sich geht, in ganz andrer weise: so wird *pelliz* > *pëlliz*, **ellitiso* > mhd. *ëltes*, bair.-österr. mit geschlossenem *e* zb. kärnt. *öltəs*, *ledig* > *lëdig*, *sehsiu* > *sëhsiu* ua. dass sie indessen doch die lautverschiebung noch überdauert hat, scheint sich zu ergeben aus fällen wie *pridiga*, mhd. *tigel* < *tegul* (bair. *tëgl*, auch in mdaa., die *ë* und *ė* allenthalben trennen). beachtenswert sind wörter wie *pfersich*, *serih*, *phorzih* (Sch. s. 11 u. 13), ferner bair.-österr. *kheršš̆n* (kirsche, < *chersse* < *keresja*) neben **sihhur*, *buliz* etc., die dafür sprechen, dass obd. *e*, *o* vor *r* schon verhältnismäfsig früh eine offene aussprache erhielt, wie sie ja dem grösten teile

Digitized by Google

des bair. noch heute eigen ist[1]; vergl. hierzu die schreibung *parstirom* 2,231,12.

Im 8 jh. beginnt im obd. die andre tendenz der ausgleichung sich geltend zu machen, die horizontalassim. oder der umlaut im landläufigen sinne. Sch. unterscheidet, wie aus den §§ 19 und 20 hervorgeht, zwei umlautsphasen, die ihrem ergebnis nach gleich waren, mit einer ausnahme: *a* wird durch den jüngeren uml. nicht mehr zu *e*, sondern ausschliefslich zu *ä*; es fällt demnach mit jenem *ä* zusammen, das als ergebnis des älteren *a*-uml. vor bestimmten consonantenverbindungen erscheint. obschon Sch. diese scheidung vornimmt, so bedient er sich doch der bezeichnung 'secundär' sowol für den älteren wie für den jüngeren *a* > *ä*-uml. von rein praktischem standpunct lässt sich ja dagegen wenig einwenden, aber da mir die 'secundären' umlaute auch genetisch verschieden zu sein scheinen, so würde ich doch vorschlagen, sie auch verschieden zu bezeichnen. die eine art des *a* > *ä*-uml. ist m. e. wie der *a* > *é*-uml. reiner palatalisierungsumlaut, dh. er ist hervorgerufen durch mouillierung der zwischen den beiden sich beeinflussenden vocalen liegenden consonanz, daher in diesem falle umlauthindernde consonantengruppen wirken können, dh. solche, die ein der palatalisierung widerstrebendes element (*u̯*, *ł*, stark cacuminales *r*, velares *h*) enthalten. die 2 art ist reiner anticipationsumlaut: die zungenstellung wird bei der articulation des tonvocals der des in einer der folgenden silben stehnden palatallauts angenähert, ohne dass die consonanten eine vermittelnde rolle spielen, wie etwa in *chamarli* > (mhd.) *chämerli(n)*, *chranawitu* > **chränewite* > mdal. (kärnt.) *khrānawit*. dadurch dass der vocal der 2 silbe in einzelnen fällen frühzeitig assimiliert wurde, konnten doppelformen entstehn, zb. *negili* neben *nagali*, W. Gen. *negele* und *nagele*, kärnt. *nēgl*, gottscheeisch *nāiglə* (Tschinkel Gramm. d. Gottscheer mda. § 105, 13). setzt also die 1 art unmittelbare assim. voraus, so beruht die 2 auf einer art fernassimilation. diese ist nun immer mehr oder minder zufällig, und daher kommt auch dem 2 uml. nicht jene strenge lautgesetzlichkeit zu wie dem 1., daher mhd. *Rahwin* (< *Rahawin*) neben *Ræhwin*, *Gotfrit* neben *Götfrit*, kärnt. *khrānawit* (*ā* < *ä*) gottscheeisch *khruənəbīdə* (*uə* < *a*) usw. ich glaube nicht fehlzugehn, wenn ich zwischen dem palatalisierungs- und anticipationsuml. einen ursächlichen zusammenhang in der art annehme, dass sich im sprachgefühl auf grund des regelmäfsigen wechsels von *a*-*ä*, *u*-*ü* usw., hervorgerufen durch echte palatalisierung, allmählich die tendenz der vorwegnahme der *i*-articulation herausbildete, dass es sich dabei also mit anderen worten um lautanalogie handelt. dem einwurfe,

[1] diese offene aussprache hat im bair. auch den späteren *i*-uml. von *ē* > *ė* verhindert, daher durchweg *pfę̆ršix*, während im alem. daneben auch *pfėršix* auftritt.


Digitized by Google

dass dann nicht nur die correlation *ä-i*, sondern auch *ë-i* hätte productiv werden müssen, lässt sich damit begegnen, dass man die entstehung der anticipationstendenz in eine spätere zeit verlegt, als nur noch der wandel von *a* zu *ä*, nicht mehr der von *a* zu *ë* lebendig war.

Von lautanalogie ist streng zu scheiden die grammatische oder functionelle analogie, die ebenfalls dazu beitrug, dass sich der umlaut über seine eigentlichen grenzen verbreitete, und die als formale analogie in fällen wie mhd. *stäbe*, *sätele*, als stoffliche zb. in gen. *heres* für *hares* (vgl. Schatz § 28 u. 96d) würkte. diese 3 art des umlauts, für die es hinsichtlich der qualität des umlautsvocales natürlich keine beschränkung geben kann, möchte ich kurzweg analogischen umlaut nennen.

Es ist nicht zu leugnen, dass es sich nicht in jedem einzelnen falle wird feststellen lassen, auf welche art der uml. zustande gekommen ist, ob zb. mdal. (kärnt.) *hartn* < *härte* (daneben *hirtn* < *herte*) sein *ä* der palatalisierung oder der anticipation verdankt. es hängt dies ua. auch mit der frage zusammen, inwieweit der palatalisierungsumlaut von *a* aufser den fällen mit umlautverzögernder consonanz noch sonst zu *ä* führen konnte. der uml. steht in engstem zusammenhange mit dem accent. je mehr eine silbe über die andre überwiegt, je stärker die einheit der exspirationsgruppe, desto leichter wird es zu einer gegenseitigen beeinflussung — in unserem falle zu einer vocalassim. — kommen. damit hängt es offenbar zusammen, dass gewisse, mit stärkerem nebenton versehene palatalhaltige suffixe von geringerer einwirkung auf den tonvocal sind. doch schliefst diese gröfsere silbenschwere die palatalisierung der vorausgehnden consonanten und die endliche umlautung des tonvocals unter sonst günstigen bedingungen natürlich nicht aus, die gröfsere selbständigkeit verhindert nur eine stärkere und raschere modifizierung des tonsilbenvocals. in einzelnen fällen wie *unchreftī*, *engī*, *stedī* usw. (vgl. Sch. s. 39) — vgl. dazu mdal. *khröftn*, *eŋgən* etc. — ist übrigens trotz der länge des vocals geschlossener *a*-uml. zustande gekommen; es konnte eben unter umständen die nebensilbe an selbständigkeit (bzw. an quantität) soviel eingebüfst haben, dass sie einer intensiveren verschmelzung der vocalqualitäten in der tonsilbe keinen allzugrofsen widerstand entgegenzubringen vermochte. schwankungen sind in solchen fällen ja begreiflich; in dreisilbigen wie *magarî* war der nebenton jedesfalls stärker, und von hier aus konnte die gröfsere intensität analogisch auch wider auf zweisilbige übertragen werden, und aufserdem ergaben sich doubletten infolge des wechselnden satzaccentes. wenn nun auch directe palatalisierung für eine reihe von fällen mit schwererer nebensilbe angenommen werden muss, so lässt es sich nicht bezweifeln, dass die mehrzahl von beispielen dieser kategorie (mit umlauts-*ä*) auf reiner anticipation

Digitized by Google

beruht, also der zweiten gruppe angehört. es handelt sich ja doch in der regel um neubildungen[1]. auch die quantität des tonvocals ist für den umlaut von bedeutung: je kürzere zeit der laut in seiner articulationsstellung verharrt, desto leichter wird er einer veränderung fähig sein: so ist es offenbar zu erklären, dass langes *a* nicht über die *ä*-stufe hinaus palatalisiert wurde. — es ist nicht anzunehmen, dass in allen fällen wo geschlossener *a*-umlaut vorliegt, diese phase, die ja selbst wider nur den endpunct eines allmählich sich vollziehenden processes darstellt, gleichzeitig erreicht wurde (dasselbe lässt sich übrigens auch für primäres *ä* und die übrigen vocale vermuten). gewisse consonantengruppen, vor allem *r* und *l* + dental, ferner *h* haben die intensivere palatalisierung im bair. eine weile aufgehalten, aber ohne sie schliefslich zu verhindern, während dies bei andern, wie zb. *h* + cons. tatsächlich der fall war; der palatalgehalt muss also in den einzelnen consonantengruppen ein (zt. nur landschaftlich) verschiedener gewesen sein.

Zur zeit des eintretens der umlautserscheinung hat die sprache offenbar nur die eine art des übergangs von gutturalem vocal zu palatalem gekannt, die auf vorwegnahme der palatalen articulation durch den dazwischenliegenden consonanten beruht. durch ausgleichungen, bedingt durch functionelle analogie, muss ihr aber nach und nach die andre art, d. i. allmähliches eingleiten in die palatalstellung (vgl. dazu Sievers Phon.[5] § 470 ff.) geläufig worden sein, die dann schliefslich jene ganz verdrängte. wie lange sich die palatalität der conson. in fällen mit echtem mouillierungsuml. hielt, lässt sich schwer sagen, doch scheint sie mit dem vollzug der vocalausgleichung, dh. zu ende der altbair. periode, verloren gegangen zu sein. nach Sch. finden sich (von *ė* abgesehen) spuren der umlautsbezeichnung — vgl. die §§ 5 (schlussabsatz *munistiuri*), 8 d (*gûita*), 18, 30 — erst zu ende der altbair. zeit. ich steh nicht an, zu behaupten, dass die lautqualität, wie wir sie heute mit den umlautvocalen verbinden, sich tatsächlich erst um diese zeit entwickelt hat, während sich die laute früher nur durch ein etwas palataleres gepräge von den nicht umgelauteten vocalen unterschieden. ich habe in meinem beitrag zur Kellefestschrift (Prager Deutsche stud. VIII s. 251) auf die bemerkenswerte tatsache hingewiesen, dass das slaw. *ę* erst seit der ersten hälfte des 12 jh.s mit *a* (= *ä*), *æ* wiedergegeben wird, während man dafür früher *ē* (geschrieben *e*) substituiert; demnach hatte palatales *a* im südosten erst um diese zeit die aussprache eines offenen *e* bekommen.

[1] accentuelle unter- bzw. überordnung ist auch beim anticipationsumlaut notwendig. der umlaut in kärnt. *söfl* soviel, zarzerisch *hiavažn* 'hufeisen' etc. lässt sich nur unter der voraussetzung begreifen, dass der 2 compositionsteil nicht mehr als selbständiges wort gefühlt wurde. dasselbe gilt von zusammensetzungen wie *Mahtilt*, *Ræchwin* u. ähnl.


Digitized by Google

Wenn der recensent der Litt.-zeitung Schatz vorhält, dass er nicht die bedingungen unter denen *i*-uml. des *u* unterbleibt, ausführlich besprochen hat, so kann ich das, wenn ich mich auf den standpunct des vf.s einer altbair. gram. stelle, ganz und gar nicht begreifen. und wenn der rec. gar meint, es handle sich hier um ein festes lautgesetz fürs obd., so steht er mit der obd. mundartenforschung wol nicht auf sehr vertrautem fufse. die sache ist gar nicht so einfach: wir finden im bair.-österr. *šmikχn* (kärnt., Zarz) neben *šmukχn* (kärnt., Lusern, Gottschee [1], Schmeller, Nagl), *tikχə* (zu mhd. *tuc*, Schatz Imster mda. 58), *pükhvn* (Lusern), *kχnipfə* (Imst), *khripfn* hüsteln < *krüpfen* (kärnt.). allgemein heifst es *gwilk(χ)*, *gəwilkχə* 'gewölk', *glik(χ)*, *gəlikχə* 'glück' (letztere form im conservativen gebiete Kärntens und Tirols, in den krain. und friaul. sprachinseln; entlehnung aus der schriftsprache ist also ausgeschlossen), daneben Schatz *unglukχsǫm*. nur *u* fand ich in: hupfen, lupfen, rupfen, schupfen, stupfen, trupfen, zupfen, kluppe, luppe, stuppe; 'guggen', ducken, drücken, jucken, lucken, rücken, zucken, 'brügge', krücke, lücke, 'mügge', 'rüggen', stück, 'buggel', im adj. 'lügge', ferner in sulze, schuldig, um, dünken, tunken, düngen, lüge, küche, bütte, gelüsten, trutzen. doch schüeppe neben schueppe (schuppe) 'sprützen' neben sprutzen (kärnt., Schmeller), schütze (weberschiffchen, Mittelkärnten, Gottschee) neben schutze (Oberkärnten), nützen (Lusern, Gottschee) neben gewöhnl. nutzen, dag. überall nutz(e) (adj.) und nutzen (subst.) durchweg: schütze, schützen, stützen, schütten, hütte, doch meist kutte (schaar) neben kütte. allgemein ist *ü* in bürste, bürge, dünkel, fürben (reinigen), fürchten, schürpfen, stürzen, würgen, 'würken' (diese form ligt dem bair. zugrunde) [2]. allgemein hat *u* bürde, meist auch hürde (doch vgl. zarz. *hīrdə*, kärnt. *Hirt*, ortsname urk. *Hurdi*), meist *ü* dürr, doch auch *duərrə* Gottschee, *dur* Lusern (dag. *dür* abstr.) *durre* (kärnt. Lesachtal, östl. Tirol). uml. herrscht in ableitungen auf — *il*: 'schüppel', 'tüppel', 'rüpfel', 'knüppel', 'rüggel', in deminutivbildungen und abstracten auf - *ī*: *trikhne*, *dirre* trockenheit (vgl. auch *trikhnən* trocknen, trans., zu *trukhn* trocken). schwankend sind adj. auf - *în*; allgemein zb. *wullvn* wollen neben *hültsvn* (*hiltsvn*) hölzern, *gülvn* golden (Lusern) sonst *guldvn*, *kχipfərn* (Schatz) sonst *khupfrvn* usw. uml. haben meist die adj. auf - *ig*, - *iš* zb. *tikhiš* (tückisch), *ritsig* (rotzig) usw. doch auch *šmutsig*, *glustig*. nur das cimbr. hat uml. in 'suchen' [3].

[1] HTschinkel, Grammatik der Gottscheer mda. s. 197.

[2] auszunehmen sind natürlich mdaa. die sowohl *i* wie *ü* vor *r*+ cons. zu *u* wandeln. auch die älteren belege bei Schmeller habe ich nicht berücksichtigt.

[3] verwendet wurden für die obige zusammenstellung: Schmeller Wb., Schwäbl Altbair. mda., JWNagl Roanad, Schöpf Tirol. id., Hintner Beiträge z. tirol. dialektforschung, Schatz Imster mda., Lexer Kärnt. wb. Tschinkel Gramm. der Gottscheer mda., Bacher Die deutsche sprachinsel Lusern und eigene sammlungen. das nordbair. hab ich ausgeschaltet.

Digitized by Google

nur für das bair. kann man, von den r-verbindungen abgesehen, für die fälle, wo uml. eingetreten ist, vielfach analogie annehmen, nicht aber für den alemannischen südwesten, wo in wörtern wie brücke, krücke, lücke, drücken, stüpfen, schlüpfen usw. — also in fällen, wo der uml. durch unsilbisches *i* hervorgerufen ist — der uml. vielmehr ganz lautgesetzlich ist; vgl. Schild Brienzer mda., Haldimann, Der vocalismus der mda. von Goldbach Zfhd. mdaa. 4. 5. ebenso regelmäfsig aber scheint er hier in wörtern wie *štųkχ*, *lųk* (< *lukki*), *mųrb*, *nųts* (dag. verb. *nütsə*), *tsrųk* (daneben allerdings *rükkə* bzw. *rik* rücken), *lųgi* lüge, *bųrdi*, *hųrdi*, *χųχχi* unterblieben zu sein. für Brienz vgl. übrigens noch *šlųssəl* 'schlüssel', *hųli* 'bett'. daraus geht hervor, dass *j* intensiver bez. früher wirkte als *i* [1], wenigstens in einzelnen mdaa. phonetisch lässt sich die sache wol begreifen, und ebenso ist es leicht erklärlich, dass einzelne ausnahmen von dieser regel vorkommen, wechselte doch vielfach *i* und *j* im selben paradigma, von entlehnungen und analogiebildungen ganz abgesehen. es ist durchaus nicht ausgeschlossen, dass auch in bair. mdaa., wenigstens bei einzelnen der palatalisierung weniger widerstrebenden consonantenverbindungen, *j* kräftiger mouillierte als *i*. so könnte man den gegensatz von lusern., gottscheeisch *nutz* und *nützen*, von *hittn* (hütte) und *puttn* < ahd. *butin*, das unterbleiben des uml. in *lug*, *khuχχl* bzw. *kχuχχə*, *burdə* erklären. *durr*(*ə*) entspräche *durri*, während *dirr*(*ə*) auf die flectierten formen zurückzuführen wäre. das nebeneinander von *spritzen* und *sprutzen* könnte auf einem wechsel im paradigma (*sprü'tzu*, *sprutzis* für *spruzzis* usw.) beruhen. ebenso liefse sich die verschiedenheit der umlautsvocale in kärnt. Arndorf mit hellem *a* (urk. *Arbin* -, *Aerben* -, *Erbendorf*) nö. Ahrenberg (urk. *Erbenberg*)[2] und *örw*, *irw* 'erbe', auf eine alte differenz in den flexionsformen nom. *erppeo* acc. *erppiun*, gen. dat. *arpin* zurückführen. freilich machen fem. wie *gartn* — *girtn* 'gerte' schwierigkeiten; auf die urspr. nom.-form westgerm. **gardi* < **gazdįu* wird man kaum zurückgreifen dürfen. analogie, lautliche und vor allem functionelle spielt beim umlaut zweifellos eine grofse rolle und hat die ursprünglichen verhältnisse vielfach getrübt, umsomehr wäre es erwünscht, wenn das umlautsproblem im obd. einmal eine zusammenhängende behandlung erführe. es würde mich freuen, wenn meine ausführungen wenigstens imstande wären, die anregung hierzu zu bieten. — eine wichtige, weil auch für die chronologie der ahd. lautwandlungen verwertbare beobachtung findet sich bei Schatz §§ 28 u. 96 d. darnach ist *j* vor der gen.-endung *-es* geschwunden,

[1] wird doch auch im an. der uml. am frühesten durch ganz unbetontes *i* bewirkt.

[2] *Arbin-*, *Erben-* ist gen. zu *Arpeo*, später *Aribo*, das, vgl. Schatz § 53, k, mit *arbeo* erbe sicher identisch ist.

Digitized by Google

bevor es umlaut hervorgerufen hat [1] (zu den mdal. formen vgl. noch kärnt. *ǫlswər* anderswo); da es jedoch consonantenverdopplung bewürkt hat, so kann daraus mit sicherheit geschlossen werden, dass diese bereits vollzogen war, als die palatalisierung der consonanten begann.

Im einzelnen hätte ich zum capitel vocalismus zu bemerken: § 4 k wäre auch auf den übergang von *e* > *o*, *i* > *u* nach *qu* (vgl. § 88 b) und *w* (in *-uni* < *wini* § 103) hinzuweisen gewesen. — *givulcta* § 5, s. 13 oben könnte auch zu *folch* gehören; *munist(i)ūri* scheint ein rom. **monistorium* vorauszusetzen. — § 11 *ai* dürfte nach der parallelen entwicklung von *au* (vor dentalen und *h*) > *ao* > *ō* zu urteilen wol über *ae* > *æ* > *ē* geworden sein. — § 16 für lat. *diabolus* scheint es im altbair. drei verschiedene formen gegeben zu haben: 1. **tiuful* [> *tiufal*, 2. **tiofol* (aus dem späteren *tiefel* zu erschliefsen) und 3. **tjofol*, mdal. (ostkärnt. und gottscheeisch) *tįōfl*. — § 17 hätte die schreibung *hiffilun* (s. 124, 2. abschn.) hervorgehoben werden sollen, vgl. *Libnowe*, *Libenau* für gewöhnliches *Liubenowe* 'Lebenau' in kärnt. urkunden, wo auch *Lipoldus* begegnet (mdal. *Leppolt*). weit verbreitet ist *štėf(muətər)* für *štoif-*, *štuif-*, *štiəf-*. es scheint also, dass der zweite component des diphthongen vor labialen gelegentlich schwinden konnte. — § 22: nicht alle mdaa. haben in 'ähre' geschlossenes *e*. neben *ēhər* findet sich auch *āhər* (Tschinkel § 105) und umlautsloses *ǫχχər* (Lexer K.wb. sp. 4), letzteres wol eine secundäre bildung zu dem als pl. gefühlten **aχχər*. *marren*, *darren*, *sparren* haben in der mda. auch sec. uml.: Gottschee *därrn*, *špärrn* (Tschinkel § 105, 2), Lesachtal *męrrn* (in der betr. mda. erscheint 'sec.' uml. vor *r* + conson. öfter als *ę*, *węrtsə* warze usw.), Lusern *dęrn*, *spęrn*, *zęrn*. *tsar(r)n* für 'zerren' ist meines wissens im ganzen sprachgebiet üblich. 'wärmen' mit offenem *a*-uml. kennt das lusernische und kärntnische (*węrmən* bez. *warmən*). — in § 36 wäre der frühe schwund des *r* in *fleosan* (vgl. § 134 a) zu erwähnen gewesen. — § 39. dass *napagēr* als abschwächung aus *napugēr* zu betrachten ist, muss auf grund von wind. dial. *nabúəzad* < *nabǭzez*, slow. mit suffixvertauschung *nabǫzec*, tschech. *nebozez*, sämtliche aus **nabagaiz*, abgelehnt werden (slaw. *o* ist in ältern lehnwörtern regelmäfsiger vertreter von germ. *ă*; das *a* bzw. *e* der ersten silbe zeigt anlehnung an die slaw. präfixe *na-*, *ne-*); vgl. übrigens auch an. *nafarr* < *naƀaʒāʀaʀ*, finn. *napakaira*. die formen mit *u*, die auch im ags. as. auftreten, sind vielleicht jüngere, unter dem einfluss des westgerm. nominativs *nabu* entstandene umbildungen. — die vocale in der compositionsfuge (s. §§ 39, 47, 48, 50 b) hätten zusammenhängend behandelt werden sollen; das auftreten eines *o* bei *wo*-stämmen

[1] Schatz bringt s. 98 auch den schwund von anl. *j* in *jener* damit in zusammenhang, § 90, 2. abs.

Digitized by Google

(§ 47 c) läuft offenbar dem eines *i* bei *io*-stämmen (§ 50 b) parallel. auch bei *jā*-stämmen scheint *i* vorzukommen, vgl. *Sulzipah* neben *Sulzapah* OÖ. Cod. Lunelac. XIX (a. 817). — *echol* 'stahl' passt nicht unter die § 43 angeführte gruppe von wörtern, denn sein *o* ist wol aus *a* hervorgegangen, **akjal* < *aciale*. — in *unser, iuwer* § 49 könnte doch auch langes *ē* vorliegen. — die bemerkenswerten formen *duerah, duereh* usw. § 53, die auf frühzeitige brechung des *u* vor *r* deuten, hätten besondere hervorhebung verdient. — die ahd. secundärvocales sollten nach der qualitativen seite hin in einer übersichtlichen zuammenstellung untersucht werden; formen wie *hariphun*, *Aripo*, *gariuui* sind charakteristische zeugen palataler consonantenarticulation. — ob in *itawiz* svarabhakti vorligt, ist zum mindesten fraglich, neben germ. *id*- kann auch *ida*- bestanden haben. — erwähnen möchte ich, dass der gegensatz von altbair. -*il* und -*al*, -*ul*, sich in deutschen lehnwörtern des windischen noch widerspiegelt, vgl. *knūtl* < *knutil, rīhl* < *rigil*, *tsūhl* < *zugil*; dagegen *tsiəhu* < *ziegal*, *špiəhu* < *spiegal* usw.

Zum consonantismus: bemerkenswert sind die im § 56 zusammengestellten beispiele mit unverschobenem conson.; vgl. dazu noch *Modrikingum* Freis. 193a, später *Mûtrichingen*. sehr erwünscht wäre eine zusammenstellung der ortsnamen die wie Passau, Erlaf (*Arelape*), Pfünz[1] < **ad Pontem* usw. verschiebung aufweisen, da sie für diese geschichte der bair. colonisation von gröster wichtigkeit ist und auch über die chronologie der lautverschiebung aufschluss geben könnte. aufser dem nördl. Salzburg, Oberösterreich und dem westlichen Niederösterreich, ferner der gegend um Bruneck in Tirol (vgl. Pfalzen, Pfoi im Gsies gegen sonstiges Poien[2], wo offenbar frühzeitig Baiern als grenzwacht gegen die Slawen angesiedelt wurden, scheinen im colonisationsgebiet fremde namensformen mit verschobenem *t*, *p* und *k* > *χ* zu fehlen. dagegen findet sich eine anzahl von beispielen mit verschiebung des *k* > *kh kχ* auch im südosten, vgl. *kharntn* Kärnten, *khrān*, *kχrǫan* Krain, *khāmərin* Kamering aus slaw. Kamriče usw. (in ortsnamen. allerdings sehr selten). ebenso hat das im kärnt.-tirol. grenzgebiet heimische lehnwort *khōse*[3] (zu slaw. *koza*) diesen lautwandel noch mitgemacht. auch fälle mit *d* > *t* finden sich, wenigstens im anlaut; vgl. *Drava* (vorslawischer herkunft) > mdal. *Trǭg* (*Trǭ*) mhd. *Trâ*, urk. lat. *Traha*, wie denn auch wörter mit unverschobenem *d* ins slowenische gedrungen sind, zb. *grędelj* < *grindil* (ahd. *grintil* mdal. *grintl*),

[1] urspr. römisches standlager an der stelle, wo die alte Römerstrasse die Altmühl übersetzt, vgl. Ohlenschlager Die röm. grenzmark in Bayern (Abh. d. bair. akad. bd. 18, s. 59 ff.)
[2] den hinweis verdank ich meinem collegen vEttmayer.
[3] gleichbedeutend mit sonstigem *harpfe*, stangenhütte zum aufhängen von garben.

Digitized by Google

groḍ (neben jüngerem *groṭ*) < *grand* (ahd. *grant* mühltrichter, mdl. *gront*), *barda* barte (mdal. *portn*). für die verschiebung von *b* < *p* fehlen mir aus Kärnten (zufällig?) belege, slow. *b* erscheint vielmehr in den ältesten lehnwörtern als *f* (urk. *v*), vgl. PBBeitr. 28, 117ff. dagegen sind eine reihe geographischer namen in den Donauländern vor dem übergang von *b* > *p* übernommen worden; vereinzelte fälle begegnen auch in Obersteier: *Piela*(*ha*) Pielach < *Běla* (dag. kärnt. Vellach, gespr. *feala*, *fealəχ*), *Grebinicha* Gröbming < *Grebĭnĭka*[1] ua. recht interessant ist das nebeneinander von *Raming* und *Reifling* im Gesäuse (Ennstal), zwischen Steyer und Hieflau. beide setzen urslaw. *Rūbinĭkā* 'Fischbach' voraus, nur war das untere (nördl.) Ennstal früher von Deutschen besiedelt als das obere (südl.). dort wurde der name offenbar noch vor verschiebung des *b* > *p* und *k* > *kh* übernommen; die weitere entwicklung ist also *Rūpinikha* > *Roubnik*(*e*) > *Rau*(*b*)*ming* mit ersatz der fremden endung -*ik*(*e*) durch eine einheimische (vgl. dazu Nagl, Deutsche mdaa. 2, 67 und meine ausführungen in Carinthia I, jahrg. 96, s. 137). *au* wird in fast allen mittelbair. mdaa. vor *m*, das häufig geminiert wird, zu *a*, vgl. *rāmɒ*, *rammɒ* < *rūmen*, *fəsāmɒ*, *fəsammɒ* < *versūmen*. daher schliefslich Raming, Ramming; die urk. formen sind 1082 *Rubinicha*, 1140 *Roubinich*. dagegen setzt *Reifling* bereits die entwicklung von germ *b* > *p* und slaw. *ū* > *y* voraus, an der auch noch ein paar alte deutsche lehnwörter im slowenischen teilnehmen, wie *his*, *hiša* < *hys*, *hyša* haus, *mir* < **myr* mauer, *misiti se* < **mysiti sę* sich mausern, haaren (ahd. *mûzôn*); der übergang von *ū* > *y* dürfte also erst im laufe des 7/8 jh.s seinen abschluss gefunden haben[2]. nachdem *b* > *p* geworden war, besafs das bair. keinen dem slaw. stimmh. *b* entsprechenden laut, es erfolgte die substitution durch *v* (dh. stimmh. *f*; vgl. dazu meine ausführungen in Beitr. 28, s. 120ff), also *Rȳbĭnīka* bzw. *Rībĭnīka* (*y* wird vor folgendem palatal öfter zu *i*, vgl. Vondrák aao. s. 28f und die fufsnote in meinem beitrag zur Kellefestschrift s. 258) > *Rīvĭnika* und weiterhin zu Reifling — dass die verschiebung von *b* > *p* (wie *d* > *t*) eine der späteren phasen des verschiebungsprocesses darstellt (vgl. auch Schatz s. 64), ergibt sich aus lehnwörtern wie slow. *boh* (spr. *bǫχ*) 'bachen' mit bereits verschobenem *k* > *χ*, aber noch unverschobenem *b*. fraglich ist, ob auch *bic* (< *binz*) binse hierhergehört, da daneben in gleicher bedeutung auch *bik* begegnet. dass sich inlautendes *p* im 11 jh. wider zu *b* (wol stimmlos) wandelte, geht aus der schreibung

[1] die deutungen vGrienbergers (Mitt. d. inst. für österr. geschichtsforschung 19, 520) halte ich für verfehlt.

[2] auch rom. *ū* bzw. *ō* nimmt noch an diesem processe teil; ausser dem bei Vondrák, Vgl. slav. gramm. s. 29 erwähnten *Jakyn* < *Ancona*, vgl. noch slow. *Videm* < *uydem* Udine; deutsches *Weiden* beruht auf der slaw. form. — man beachte auch **mysiti* mit verschobenem cons.!

Digitized by Google

(vgl. Schatz § 60) unzweifelhaft hervor. die zweitälteste schicht deutscher lehnwörter im slow. hat *p* für inl. germ. *b* (zu den Beitr. 28, s. 119 angeführten beispielen vgl. noch *grápa* graben, *grępa* griebe, *štépih*, dial. *štəpə́χ* brunnenkasten, schöpfbrunnen zu mhd. *stubich*, *stübich* fass, dial. vgl. Schmeller, Schöpf, in der bed. verschlag, sechter); aber bereits in entlehnungen mit undiphthongiertem *ī ū* tritt wider *b* auf: zb. *šrībatə* schreiben, *rībatə* reiben, *hūba* haube. frühzeitig schon muss der verschluss bei inl. *b* aufgegeben und der laut mit dem heute dafür gesprochenen sonoren *w* (die beschreibung seiner articulation bei Schatz Imster mda. s. 8) identisch geworden sein, denn sonst wäre der übergang in *y̨*, wie er sich vereinzelt findet, nicht zu begreifen; vgl. *chreb(e)z* > *chreuz* > mdal. *khrois*; *Ipusa* (837) Ybbs (flussname) > *Ibse*, **Iwse* > **iuse* mdal. *ois*, *uis* neben *ips*; **wĕbasa* (vgl. kärnt. *wŏwəsa* wespe) > **wewse* > **weuse* > oberösterr. *wois(s)n*; *hābech* (<*habich* mit secund. *i*) > gottscheeisch *hāoχ*, *hāχ*. dass der wandel zu einer zeit erfolgte, als in der mda. noch *iu*, *eu* gesprochen wurde, geht aus den drei ersten beispielen unzweideutig hervor. eine ähnliche erscheinung ist das spirantischwerden von inl. *g* vor palatalvocal, wie sie die contraction von *Sigifrit* > *Sîfrit*, *Megingôz* > *Meingôz*, *voget* > *voit* usw. voraussetzt und die bereits zu beginn des 12 jh.s anhebt, vgl. Schatz § 71 b und Prager D. stud. VIII s. 262 ff. vielleicht hängt auch der übergang von *g* > *χ* (nach vocalen und *r*) im nordbair. und dem östl. mittelbair. damit zusammen; im urspr. auslaut bleibt der verschlusslaut bewahrt, vgl. erstarrte auslautsformen wie nö. *wek* (*wekka*) weg (adv.), *zwoantsk* 20, *hainig*, *heinig* honig.

Nicht einverstanden bin ich mit Schatz, wenn er die gegenwärtige auf der verschiebung des *k* beruhende zweiteilung des bair.-österr. sprachgebiets bereits in die ahd. zeit verlegt. die tatsache, dass im altbair. westgerm. *gg* so säuberlich von westgerm. *kk* geschieden wird, dass es mit éiner ausnahme (vgl. Sch. § 72), die eigentlich keine ist (vgl. Boer Beitr. 32, 256 f) nie mit *ch* oder *cch* widergegeben wird, hätte ihn doch stutzig machen sollen. man kann doch unmöglich annehmen, dass die altbair. schreiber alle aus dem südbair. gebiet stammten oder dass gemin. *g* noch stimmhaft gesprochen wurde, sonst hätte man es doch sicher mit *gg* und nicht mit *cg*, *cc*, *ck*, *gk*, *kk* bezeichnet. zudem wurden Kärnten und Steiermark doch hauptsächlich erst im 9, 10 und 11 jh. von Deutschen besiedelt, und da die hauptmasse der colonisten aus heute 'mittelbair.' gegenden kamen, müssen diese die verschiebung des *k* im selben umfange durchgeführt haben, wie sie heute im südbair. vorligt. wenn man das Urkundenbuch des landes ob der Enns und das Niederösterr. urkundenbuch (von dem mir nur der erste teil vorlag) durchmustert, so findet man, dass die schreibung *ch*, *cch*

Digitized by Google

für die geminata von *g* erst verhältnismäfsig spät auftritt. vor dem ende des 12 jh.s dürfte die aspiration in den österr. Donauländern kaum aufgegeben worden sein. formen wie *Muckenwinchel* OÖ. Reichersberg. cod. nr 33, *Mucinwinchil* SNicolai bei Passau nr 267 usw. sind schlagende beweise dafür, dass die beiden laute noch auseinandergehalten wurden. in der verschiebung des *k* nach *r*, *l* geht das mittelbair. zt. sogar weiter als das südbair. vgl. oberösterr. ortsnamen wie Pühret, Pieret (mda. *piərəd*) urk. *Pirche*, *Pircheh* gegen kärnt. Pirk, Pirkach (mda. *pirkχ pirkhəχ*), Parschallern (mda. *pǫšǫllṇ*) urk. *Parschalch*, Marschalling (mda. *mǫšǫlliŋ*) gegen gottscheeisch, kärnt. Schalkendorf (gespr. *šǫlkhṇ-*) und die von mir im Anz. xxx 47 angeführten beispiele; freilich könnte dies auch mit der stärkeren entfaltung von svarabhaktivocalen im donaubair. zusammenhängen. die rückbildung des aspir. (oder affricierten?) *k* aufser im anlaut vor vocal im mittelbair. beruht wol, ebenso wie der zusammenfall von *d* und *t*, der ja auch nach Schatz späteren datums ist, auf einer vom nordwesten (Franken) ausgehnden culturwelle, die das Donautal entlang fortschritt, sich aber am damme der Alpen brach. meiner behauptung von der allgemeinen verschiebung des *k* im bair. widerspricht es nicht, wenn die slaw. namen auf *-ika*, woraus dann, etwa im 7—8 jh., *-ica* (di. *-itsa*) wurde, regelmäfsig mit *ch* geschrieben werden, vgl. *Sirnicha* Sirning, *Topilicha* Döbling, *Bersnicha* Perschling usw. sie sind eben vor der verschiebung des *k* > *kχ* bzw. *kh* übernommen worden [1].

Dagegen muss Sch. zugestimmt werden, wenn er § 71 abs. 3 die vermutung ausspricht, die verhältnismäfsig seltene schreibung *k* für zwischenvocalisches *g* bezeichne nur einen schwach gebildeten verschlusslaut. übrigens scheint auch anl. *g* keineswegs jene intensität erreicht zu haben wie anl. und inl. *p*, wenigstens habe ich bei zweifellos aus der ahd. zeit stammenden lehnwörtern im slow. sowol anlautend wie inlautend nur *g* gefunden, vgl. *gnana* namensvetter < *ginanno*, *grapa* graben < *grabo* usw. (die endung *-a* setzt ahd. vollvocal voraus, wie auch in *prāta* F < *prāto*, *kašta* F < *kasto*). bemerkenswert ist die verallgemeinerung von sandhiformen bei zweiten compositionsgliedern mit anl. *g* (s. 77). vielleicht ist auch das *ch-* in *Chriemhild* aus fällen wie *Folch(c)rim*, *Danch(c)rim* übernommen. wichtig ist ferner die feststellung, dass es sich bei der verhärtung ausl. lenes (*d* > *t*, *g* > *kh*), und damit hängt offenkundig auch die bewahrung von ausl. *p*

[1] während die vom süden kommenden directen nebenflüsse der Donau in NÖ., soweit sie mit dem genannten suffix gebildet sind, die form *-icha*, woraus später *-ing* (s. oben), aufweisen, haben die später übernommenen namen ihrer zuflüsse zumeist die jüngere lautgestalt *-itsa*, heute *-its* vgl. Ybbsitz, Türnitz, Gloggnitz, Feistritz usw. dass die 2. sibilierung im slow. (*k* > *c*, *g* > *dz*, *ch* > *s* vor *i* und *ě* < *ai*) zur zeit der einwanderung der Alpenslawen noch nicht durchgeführt war, ersieht man auch aus der behandlung des flussnamens Gail mdal. *gaile* < *Gīla*, slow. *Zila*.

Digitized by Google

zusammen, um eine secundäre erscheinung handelt, die zur lautverschiebung in keiner unmittelbaren beziehung steht und die erst um 900 in kraft tritt. den anfang macht *-g* (§ 73), dann folgt *-d* in nebentoniger silbe (§ 65c), und schliefslich *-d* in haupttoniger (§ 65a).

Dass germ. *sk* sich im obd. über *šk*, *šk* zu *š* entwickelt hat, einfach durch aufgeben des gaumenverschlusses, leuchtet mir sehr ein. In slow. lehnwörtern hat die älteste schicht *sk* (zb. *skedenj* < *skŭdiñ* < *scugin*), eine jüngere *šk* (zb. *škrba* scharte im zahn, 'scherbe'), eine dritte endlich *š*, während die zwischenstufe *šχ* ganz fehlt, und da das slow. *sχ* (geschrieben *sh*) kennt, so hätte es die spirans wol beibehalten, wenn sie je gesprochen worden wäre. die zeit des übergangs von *šk* > *š* lässt sich, wenigstens für Kärnten, ziemlich genau feststellen: um die mitte des 12 jh.s begegnen die ersten vereinzelten fälle mit *sk*, *sc*, *sch* für slow. *š*, *č*, aber erst um 1200 werden sie häufiger. daneben (und vor 1100 durchweg) wird für *š* meist *ss*, seltener *s*, für *č* häufig *ts*, *s* aber auch *tz*, *z* geschrieben. — ob die lenis *s* im altbair. wirklich durchweg stimmlos war, möchte ich sehr bezweifeln (vgl. Beitr. 28, 136 ff und Zs. f. d. mdaa. s. 309, ferner Tschinkel Gramm. der Gottscheer mda. § 81) dasselbe gilt für die lenis *f*. in mittelbair. mdaa. ist stimmh. aussprache der alten lenes weit verbreitet. zu erwähnen wäre vielleicht gewesen, dass einzelne mdaa. *ss*, allerdings nur das auf westgerm. consonantengemination beruhende, auch nach länge als fortis bewahrt haben, vgl. Imster mda. *gǫasslə* geisel, *triəssə* drüse. allgemein bleibt, aufser wo die lenes überhaupt mit den fortes zusammengefallen sind, *ss* nach *r* von einfachem *s* geschieden. vgl. *khęršše*, *kharššə* (*khęrštn*) kirsche (**kersse* < *keresja*), dag. *vearže*, *fearše* (mit lenis) ferse, ebenso *hirže*, *hiərše* hirse, *meažər*, *möžər*, *measər* mörser. auf diesem gegensatz beruht, nebenbei bemerkt, der unterschied zwischen *rsch* und *rs* in der nhd. schriftsprache. das *s* romanischer lehnwörter war fortis, daher mda. *pirššn* pirschen, *purššn* burschen (auch *pirštn*, *purštn*), *uršši* Ursula; *hirš̌s* mit seiner urspr. fortis *z* hat sich ihnen angeschlossen. nur pfirsich mda. *pfęržəx*, *pfearša*(*x*) bildet eine ausnahme, da es vor der lautverschiebung übernommen wurde, also zu einer zeit, da germ. *s* überhaupt noch die geltung einer stimmlosen fortis hatte (daher es in urslaw. lehnwörtern als *s*, *š* auftritt, vgl. *kusiti* < *kiusan*, *hyša* < *hūs*. der wandel zur lenis bzw. zum stimmh. cons. dürfte in der zeit der lautverschiebung stattgefunden haben; in ahd. zeit entlehnte wörter haben im slow. schon durchweg *ž*, aufser natürlich vor und nach stimmlosen cons.). auslautend wird die lenis, soweit sie stimmhaft ist, stimmlos bzw. halbfortis; daher nhd. *arsch*, *morsch*, *barsch*. dass die schreibung *rsch* gerade für die 'fortis' *rs* platz griff, erklärt sich daraus, dass nur stimmloses *ṡ* nach *r* zu wirklichem *s* geworden ist, also mit

Digitized by Google

rš < *rsk* wie in *forschen* zusammenfiel, während stimmh. *ž* in *rž* dem intervocalischen *s* (= *ż*) näher stand. eine reihe oberösterr. mdaa. scheidet übrigens zwischen *šš* < *rss* und *z* < *rs*, also *khęššn* : *fęzn*. in *herrschen* dürfte das in anlehnung an herr eingeführte *rr* die schärfung des *s* veranlasst haben (schon ahd. *hêrrisôn*, vgl. Kluge, Et. wb.). auffällig ist nur die schreibung *kürschner*, da die bair. mdaa. hier *ž* oder lenis *s* haben (vgl. auch altbulg. *krŭzno*).

§ 76. die doppelformen *sarf* und *scarf* spiegelt die mundart in den ableitungen *serfln*, *serfling* und *scherfln*, *scherfling* wider (s. Schmeller II 325 u. 463). — § 79. ob *h* vor *s* und *t* schon im ahd. zum gaumenreibelaut geworden ist, ist zum mindesten problematisch. die aus dem 15 jh. stammende Teichnerhs. H zb., die wol nordbair. herkunft ist, unterscheidet noch genau zwischen altem *ht* und jüngerem infolge synkope entstandenem *cht* (*maht* subst.: *macht* 3 sg.). — § 80. *hh* in *ahha* wird auf gemination beruhen. — § 82. vereinzelt haben sich die sonorgemin. doch auch nach (urspr.) länge gehalten, vgl. gottscheeisch *hərra* hure < *huorra* (Tschinkel s. 138), Nagl Roanad, *z'toan* < *ze tuonne* gegenüber inf. *tōa*. — § 84. *Irmfrid* kann nicht als beleg für den übergang von *n* > *m* vor *f* gelten; vgl. *Irimstein* Mon. duc. Carinthiae III 334. — unverständlich ist mir in § 89c die bemerkung, dass die mdaa. das *w* nach *ou* verloren haben; in den meisten südbair. mdaa. heifst es doch *hauue*, *šauuən* usw. mit geminata. — § 91c. die *-en*, *-ent*, *-enti* können doch auch als reste des alten lautgesetzlichen zustandes betrachtet werden. — § 93. bemerkenswert ist die tatsache, dass auch *g* nach *r* mit *i* widergegeben wird. *sige* für *sie* weist deutlich auf analogische übertragung der adjectivendung auf das pronomen. — § 94. in Kärnten und Gottschee hat 'krähe' umlaut (*khrā*).

Zur flexion: § 96b zu bemerken wäre noch die schreibung *æ* neben *ę* für die dativendung, vgl. *in pago Matachcauuae* neben *ad Fangauuę* OÖ. Cod. Lunelac. nr 124; wol secundäre bildungen sind die in nr 135 stehenden dative *in pago Matahgauuia*, *in pago Salzpurcgauuia*. soviel ich sehe, tritt *-as* im gen. des adj. seltener auf als in der substantivdeclination. die conservierung wird wol dem *e*, welches den übrigen casus und im pronomen auftritt, zuzuschreiben sein (auch *-an* wird ja schon sehr früh zu *-en*); vgl. dazu *z Obinantiges Sevuas* Acta Tirol. I, 44. — zu § 96b wäre noch anzuführen *ad uuarid* OÖ. Cod. Lunelac. 88, dag. 158 *ad uuerida*, ferner *ad Dobrozfelt* Mon. Duc. Car. III 216, *ad Tobrochotasfeld* ebda. III 217. — § 110 fehlt der zusatz 'bei langsilbigen', *heillu* weist auf einen *ja*-stamm. — § 111a: *prunchulle* Pa 1, 68, 3 ist doch wol pl. (lat. *carene*). b: *fiskea*, *fiska* möchte ich eher als nom. pl. zu einem **fiskjaz* ansehen, zu dem auch der got. acc pl. *fiskjans* — nur dieser ist belegt — gehören könnte; die bildung wäre demnach dieselbe wie in den onn.

Digitized by Google

Satalara, *Heiminga* usw. c: man vermisst unter diesem absatz die weiblichen namen auf *-heid, -hilt, -lint* usw. (da doch mehrfach doppelformen bestehn, wäre eine zusammenstellung wol erwünscht), ferner *chepis* < *kabisjō* (vgl. s. 56). d: *ni* ist — worauf mich college Singer aufmerksam machte — offenbar identisch mit *niu* < *niwi* (vgl. Förstemann sp. 1160 f), daher der silbische charakter des *i*; *-u* wäre nach Singer gleichzeitig mit der nom.-endung der *ā*-fem. geschwunden; nach den inl. formen konnte es im nom. restituiert werden, anderseits konnten aber auch die nom.-formen in der flexion verallgemeinert werden. — der schlusssatz in § 141 ist zweifellos ein versehen; jedesfalls gilt er nicht fürs mittelbair. Sch. weist § 67 ja selbst darauf hin, dass *tt* im mittelbair. als gemin. erhalten geblieben ist (vgl. *loattn, nettn* < *laidjan, naudjan* usw., Anz. xxx, s. 48). — § 142: die bemerkung, alle kurzsilbigen verba (abgesehen von solchen mit urspr. verschlussfortis) haben später die *i*-form verallgemeinert, trifft sicher in den allermeisten fällen zu, doch gibt es ausnahmen, wo von einer beeinflussung seitens der zugehörigen nomina nicht die rede sein kann; hierher gehört vor allem *tsarrn* (*tsarrə*), vgl. auch lesachtalerisch *frimmin* (<*vrümmen*) bestellen; kärnt. *ėkkn* eggen, kann nicht vom subst. beeinflusst sein, da dieses *ādn* lautet. — aus den in § 119e (2. abs.), § 150, § 155b, § 156, § 157d angeführten belegen scheint hervorzugehn, dass nebentoniges *ē* über *æ*, *a* zu *ə* geworden ist.

Im allgemeinen hätte ich noch zu bemerken, dass der vf. mit der angabe von jahreszahlen bei einzelnen wichtigen beispielen, zumal wenn es sich um älteste belege einer neuen lauterscheinung handelt und diese in weniger leicht zugänglichen urkundensammlungen stehn, nicht hätte kargen sollen. ein besonderes zusammenfassendes capitel hätte vielleicht der chronologie der lautveränderungen, soweit eine solche möglich ist, gewidmet werden sollen. nun, diese paar mängel vermögen nicht den wert des vortrefflichen buches zu erschüttern, das uns endlich in den stand setzt, die bairische mundartenforschung auf feste, historische basis zu gründen. besonders hervorgehoben sei noch, dass es auch eine reihe neuer wertvoller beobachtungen enthält, ich verweise vor allem auf § 28, § 70, § 98 (nom. acc. *hūsir* gegen gen. *hūso*, dat. *hūsum*) und § 127b.

Freiburg i. Ue., juni 1908. P. Lessiak.

Grammatik der Nürnberger mundart von Aug. Gebhardt. unter mitwirkung von Otto Bremer. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1907, xvi, 392 ss. — 12 m.

Bereits im jahre 1901 erschien unter gleichem titel der erste teil des vorliegenden buches (§§ 54—122) als Erlanger habilitationsschrift. seitdem ist der ursprüngliche entwurf durch mancherlei


Digitized by Google

verbesserungen und zusätze und nicht zum mindesten durch eine ausgedehnte mitarbeit Bremers erheblich erweitert worden, sodass das buch seine sechs vorgänger in der sammlung von grammatiken deutscher mundarten an umfang weit übertrifft. die lange zeit der entstehung erklärt auch die beispiellos grofse zahl von nachträgen und berichtigungen, die notwendig geworden sind; füllen sie doch nicht weniger als 21 seiten! und es ist bei der wesentlichkeit der meisten dieser nachträge notwendig, vor der benutzung die berichtigungen einzutragen.

Als schreiber dieses vor einigen jahren bei Erich Schmidt übungen über Hans Sachs mitmachte, wurde neben Carl M. G. Frommanns Versuch einer grammatischen darstellung der Sprache des Hans Sachs. I teil Lautlehre (Nürnberg 1878) die habilitationsschrift Gebhardts als willkommenes hülfsmittel zum verständnis der sprache des schuhmacherpoeten begrüsst. aber nachdem man sich eine zeitlang vergebliche mühe gegeben hatte, die lautschrift, die damals infolge des fehlens der einleitung ohne jede erklärung geblieben war, in reale werte zu übertragen, blieb das büchlein fortan unbenützt. jetzt liegt eine ausführliche beschreibung der einzelnen laute vor, und trotzdem zweifle ich, ob sich die verwendbarkeit für den angegebenen zweck bedeutend vergröfsert hat. woran ligt das? die gründe sind auf beiden seiten zu suchen. die deutsche philologie pflegt bisher die mundartenforschung als stiefkind zu behandeln und müht sich wenig um ihr verständnis, und anderseits vergilt diese den mangel an liebe dadurch, dafs sie sich immer mehr von der mutter fernhält und immer einsamere wege wandelt. der studierende germanist weifs meist nicht mehr als das notdürftigste von phonetik und vermag sich infolgedessen auch nicht in eine mundartengrammatik einzuarbeiten. überwindet er aber auch selbst dieses hindernis, so lohnt sich die mühe selten, und er findet meist nicht was er sucht. in diesem falle z. b. suchten wir natürlich hauptsächlich lexikalische bedürfnisse zu befriedigen; aber trotz der ausführlichen nachschlageverzeichnisse, wie sie jetzt vorhanden sind, wären wir auch jetzt nicht auf unsere rechnung gekommen. die gröfsere schuld ligt hier sicher auf seiten der mundartenforschung. § 11, 1 lautet: 'ältere sprachdenkmäler in reiner mda. sind nicht vorhanden, doch weisen selbstverständlich die urkunden und chroniken der stadt, sowie die werke von Hans Sachs und seinen zeitgenossen mundartliche eigentümlichkeiten in hülle und fülle auf'; auf s. IX des vorwortes aber heifst es: 'zur vermeidung von irrtümern mag hier besonders darauf hingewiesen werden, dass nach dem plane der sammlung nur die lebende Nürnberger mda. dargestellt werden sollte, dass also vor allem eine mehr als gelegentliche heranziehung der sprache der chroniken und der mundartenanklänge bei Hans Sachs grundsätzlich ausgeschlossen war'. gewis, es

Digitized by Google

lag nicht im plane der sammlung, die ältere sprache einlässlicher zu behandeln, aber wenn, soviel ich mich erinnere, Hans Sachs gerade éinmal mit einer mundartlichen form herangezogen wird, so heifst das doch, die herrlichste gelegenheit verpassen. hinderte der plan der sammlung eine behandlung des vorhandenen historisch-phonetischen materials, so war eben der plan für diesen zweck nicht richtig. zudem besteht ein offensichtticher widerspruch zwischen dem ziele der von Bremer zu grofser vollkommenheit entwickelten methode der relativen chronologie der lautgesetze und dieser misachtung des historisch gebotenen. wenn B. auf 41 seiten im abschnitt 'zeitfolge der lautwandlungen' und vorher in der 'zusammenfassenden darstellung der wichtigsten lautwandlungen' (s. 94—189) aufs genaueste das gebotene moderne material vorbereitend auf die aufstellung einer geschichte der mundart hin durcharbeitet, so ist der gewinn, der sich für die absolute chronologie der lautveränderungen aus nur zwei wörtern (*mouter* mutter und *Gouckala* Jakob) bei H. Wolf zu Rivius 1578 ergibt, unverhältnismäfsig gröfser als ihn das moderne material bieten kann. und hier ist doch nichts ergibiger als Hans Sachs, bei dem sich zudem die originalschreibung in der mehrzahl der fälle aus den erhaltenen manuscripten feststellen lässt. ich werde nachher über das ergebnis, das ein einziges fastnachtsspiel für die datirung von lautgesetzen geboten hat, berichten.

Freilich wenn sich für lexikalische zwecke wenig aus einer grammatik herausholen lässt, so ligt das zumeist an den bestehnden verhältnissen der mundart. wer eine grammatik eines dialektes schreibt, wird das zu verwendende material auf seine häufigkeit mustern und seltene oder sonst irgendwie charakteristische wörter für die darstellung heranziehen; und somit wäre auch dem lexikalischen bedürfnis entgegengekommen. dies verfahren lässt sich um so mehr empfehlen, als oft die blofse anordnung eines wortes licht auf seine etymologie wirft. aber wenn auch G. sich in dieser hinsicht beschränkungen auferlegt hat, so scheint mir doch die ursache, warum so wenig altes geboten wird, in der mundart selber zu ligen. wenn schon an und für sich eine stadtmundart ärmer an idiotismen ist, als der dialekt einer vom verkehr abgeschlossenen landgemeinde, so ligen die verhältnisse in der 'nürnbergerischen' mundart — dies ist die allgemein übliche form, 'nürnbergisch' gilt als norddeutsch — noch besonders ungünstig. die ehemals freie reichsstadt hat sich, wenn auch langsam, mit der neuen herschaft ausgesöhnt und damit einer neuen lebhaft einsetzenden entwicklung und neuen einflüssen ihre tore geöffnet. alte gebräuche und die alte sprache schwinden, und was das seltsamste ist, während sonst die unterste schicht der bevölkerung der treueste träger der mundart zu sein pflegt, der mit seiner manigfach wechselnden tätigkeit als arbeiter seine sprache durch eine anzahl von technischen

Digitized by Google

ausdrücken belebt, so besteht hier diese classe aus eingewanderten, die ein völlig unzuverlässiges nürnbergisch sprechen. der mittlere stand ist es, der die mundart bewahrt: darunter rotgiefser, zirkelschmiede, also handwerker, und in deren gegend — dem Egidier viertel — hat G., wie er angibt, sein material gesammelt. dass dann nicht mehr specifisch nürnbergisches ans tageslicht gekommen ist, ist zu verwundern, und es darf wol die hoffnung ausgesprochen werden, dass weitere nachforschungen noch manch wertvolles sprachmaterial auffinden werden. im ganzen muss gesagt werden, dass umfang und behandlung des materials im misverhältnis zueinander stehn; zudem herscht ein etwas breiterer ton, als er sich für eine grammatik schicken will. wir werden vom vf. als teilnehmer an seinen entdeckungen und sammlungen geladen (vgl. § 393 anm. 2 s. 300/301). doch dies sind kleine schönheitsfehler. auf den gewinn, den die deutsche philologie aus dem werk ziehen kann, werde ich am schlusse meiner besprechung zurückkommen. der herzschlag warmer begeisterung für das alte echte gut der väter nicht nur in der sprache, sondern auch in sitten und einrichtungen der berühmten heimat eines Vischer und Dürer, Hans Sachs und Pirckheimer geht durch das ganze buch; das bewustsein einer ruhmreichen vergangenheit führt den vf. bisweilen zu erörterungen, die für ein allgemeineres publicum als das der dialektforscher von interesse sind.

Nachdem die geographische lage des nürnbergischen dargelegt ist — es gehört zum oberpfälzischen und somit zum bairischen —, gibt G. eine phonetische darstellung der laute nach Bremers phonetik. der musikalische accent wird ziemlich eingehend besprochen. als anhang folgt ein interessanter abschnitt über die orthographie der üblichen mundartenwidergabe; dabei wird auch die sogenannte 'umgekehrte schreibung' berührt, dh. die einführung hyperdialektischer formen in die geschriebene mundart, zb. rundungsvocale, wenn die tendenz der entrundung besteht, bei wörtern, in denen sie nichts zu suchen haben: *löb'n* leben, *g'löckt* gelegt; oder die silbe *-er* tritt auf an stellen, die nie ein *r* besessen haben, weil *-er* als endung ohne oder nur mit undeutlichem *r* gesprochen wird: *ärbert'n* arbeiten; vgl. berlinisch *ferlaicht* vielleicht, *fermōst* famos. im II teil wird die geschichtliche darstellung der laute nach dem üblichen schema gegeben: zuerst die modernen entsprechungen der mhd. laute, dann die speciellen lautwandlungen. ich bin mit dieser verteilung nicht ganz einverstanden. wie angenehm es auch sein mag, die gesamte entwicklung eines mhd. lautes unter einem oder zwei paragraphen beisammen zu überschauen, so genügte doch, falls die besondere lautwandlung später noch einmal ausführlich abgehandelt wird, an der ersten stelle eine blofse anführung ohne nennung von beispielen, zum mindesten sollten

Digitized by Google

nachher neue beispiele gegeben werden. es ist überhaupt zu tadeln, dass sich recht viele widerholungen finden. ich führe neben den eben erwähnten folgende besonders auffallende an: §§ 148, 22 : 184; 149, 1 : 150; 117, 2 : 196; 407, 1 : 410. im einzelnen bemerke ich folgendes : § 58 anm. 6 (s. 327) spricht G. von umgelautetem *ë*. wie seltsam diese bezeichnung auch klingen mag, so trifft sie doch das richtige. dieses *ë* geht seinen besondern weg, ohne dass ein weiterer anlass dazu vorhanden wäre als eben das alte *i* der folgesilbe. es fällt mit dem unbehinderten umlaut von *a* zusammen; auch ein grund, der uns nötigt, für mhd. *ë* offene aussprache (gewissermafsen *e*ᵉ) anzunehmen. es handelt sich um *seks* 6. später (§ 72) ist noch einmal die rede vom umlaut, diesmal von mhd. *î*. während *î* sonst als *ai* auftritt, findet es sich in *dreisk dreisiχ* (mhd. *drîȥec*) als *ei*. ist ja nun die umlautungsfähigkeit des alten suffixbestandteiles *-zug* nicht zu bezweifeln, so wäre doch die einwirkung eines *i* auf einen erst im mhd. entstehenden diphthong, zumal da es damals doch sicher schon geschwunden war, etwas ganz neues. G. gibt denn auch, wenn ich recht versteh, im nachtrag auf s. 328 zu § 70 seinen ansatz auf, indem er zu beispielen die im § 70 noch nicht enthalten sind (für *āi* neben *ai*), auch die aus § 72 fügt. § 72 ist demnach zu streichen. es sei mir gestattet, vorgreifend auf eine andere frage gleicher art überzugehn. 1886 hat Holthausen in seiner grammatik der Soester mundart zuerst einen umlaut des wgerm. *ai* im Westfälischen behauptet. seitdem hat sich diese erscheinung an den verschiedensten stellen des niederdeutschen sprachgebietes gezeigt (in Meinersen [1], Börssum [2], Mittelpommern [3], Cleve [4], im Oldenburgischen [5], im Lippischen [6], Ravensbergischen [7], Märkischen [8], in der Prignitz [9], Uckermark [10], Neumark [11], im Samland [12], um Magdeburg [13] usw.); die meisten forscher schliefsen sich Holthausen an. aber es ist unmöglich, mit der erklärung durch *i*-umlaut auszukommen. das ist in jeder mundart mehr oder weniger der fall; am deutlichsten zeigt es sich für Meinersen. darum geht man jetzt hin und wider von Holthausens hypothese ab. aber eine andere ist m. w. bisher noch nicht aufgestellt worden. wenn man specifische erschei-

[1] s. Bierwirth Die vocale der mda. von Meinersen. phil. diss., Jena 1890. [2] HHeibey Die laute der mda. von Börssum, phil. diss., Jena 1891. [3] HPfaff Die vocale des mittelpommerschen dialectes. phil. diss., Leipzig 1898. [4] nach einer ungedruckten arbeit von ThKöhler-Berlin. [5] AvorMohr Die vocale der oldenburg. mda. Ndd. jb. 30, 33 ff. [6] EHoffmann Die vocale der lippischen mda. Hann. 1887. [7] HJellinghaus Westfäl. grammatik. Bremen 1877. [8] WSchulze Vocalismus der westfälisch-märkischen mda. beiträge zur geschichte Dortmunds. Dortmund 1878. [9] EMackel Die mda. der Prignitz. Ndd. jb. 31, 108 ff. [10] HTeuchert Die mda. von Warthe (Uckermark). Ndd. jb. 33, 34. [11] HTeuchert Laut- und flexionslehre der neumärkischen mda. Zs. f. d. mdaa. 1907 s. 130. [12] ELFischer Gramm. u. wortschatz der plattdeutschen mda. im preuss. Samlande. Halle 1896. [13] GKrause Ortsmundarten der Magdeburger gegend. Ndd. jb. 21, 60 ff und 22.

Digitized by Google

nungen des Rheinlandes in betracht zieht, so drängt sich die vermutung auf, als ob die lösung der frage vom circumflectierenden accent — der neben spontanem auftreten ja auch durch eine folgende, nun apokopierte silbe bedingt ist! — zu erwarten wäre. immerhin genügt auch dies nicht, wie viele ndd. beispiele offensichtlich zeigen. vielleicht — und das ist eine vermutung von mir — wird sich, was EMackel zur erklärung der speciellen form des umlautes von *â* in *käse* usw. (Ndd. jb. 31 s. 106) vorgebracht hat, auch mit nutzen auf den umlaut von as. *ê* = wgm. *ai* anwenden lassen: *ē* für sonstiges offenes *ę̄* steht nach hartgaumenlauten und vor echten hartgaumenlauten. doch ist bisher eine allgemein befriedigende lösung nicht gelungen; wir müssen grösseres material abwarten, um den verschiedenheiten zwischen den einzelnen mundarten, die sich hier so häufig wie sonst nirgends zeigen, besser begegnen zu können. G. hat in § 81, 1b veranlassung, ebenfalls auf den umlaut von wgerm. *ai*, mhd. *ei* einzugehn. es erscheint gewöhnlich als *ā*. einige wörter, in denen auf *ei* im ahd. *ni* folgte (*gemein* und *rein*), ferner einige, in denen mhd. *ei* vor *ch*, *g* steht (*schmeicheln*, *Speichel*, *Zeichen*, *reichen*, *bleich*, *feige* und *eigen*), schliesslich das suffix *-heit*, *-keit* und *bereits* weisen *ai* auf. mit recht nimmt G. bei keinem dieser wörter mit bestimmtheit *i*-umlaut an; die meisten gehören offenbar der halbmundart an.

In § 79 tritt zum erstenmal der begriff 'stürzung eines diphthongs' auf, dem später der § 172 gewidmet wird. mit recht wird hier ausgeführt, dass sich die entwicklung mhd. *uo* > nürnb. *ou* und dementsprechend *ie* (auf dem umwege von mhd. *üo* > *oü*) > *ei* und *üe* (über *üö* > *öü*) > *ei* nicht als blosse umkehrung der vocale denken lässt, sondern dass vorerst monophthongierung eingetreten ist, wonach eine zweite diphthongierung einsetzte. welche monophthonge anzunehmen sind, zeigt § 174: für *uo* *ū*, für *üe* *ȳ*, für *ie* weites *ȳ*. aus der tatsache, dass mhd. *û* und *uo*, die danach doch einmal gleichen lautwert besessen haben, in der modernen mda. verschiedene ergebnisse gezeitigt haben (*û* > *au*, *uo* > *ou*), folgt, dass die diphthongierung nicht zur selben zeit begann; *uo* war erst monophthong, als sich *û* bereits in zwei zunächst einander noch sehr nahe componenten, offenes und geschlossenes *u*, gespalten hatte. die entwicklung aber verläuft bei beiden lauten gleichmässig. es ist auch für den sprachforscher interessant, solche entwicklungen am historischen concreten beispiel zu beobachten. der dialektforscher nun zumal wird gut tun, von Bremer die exacte methode dieser betrachtungen zu lernen; dann wird es gelingen, die moderne mda. — woran es jetzt noch sehr fehlt — mit den älteren sprachstufen in engere verbindung zu bringen, und somit wird auch die mundartenforschung mehr und mehr eine historische wissenschaft werden. wie leicht man bereit ist, eine form, die

Digitized by Google

zwar zweifellos eine vorstufe des jetzigen ist, sogleich in die nächstgelegene grofse periode der früheren sprache zu verlegen, dafür ist auch vorligendes buch, dass doch infolge des Bremerschen einflusses diesem fehler weniger zugänglich ist, ein deutlicher beweis. im § 274 wird nach dem vorgange der übrigen grammatiken der sammlung eine zusammenstellung von formen gegeben, die aus der mda. fürs mhd. erschlossen werden. wenn ja auch, wie ich glaube, an stelle des in den wbb. angesetzten *broseme*, ob aus sogenannter volksetymologie oder aus andern gründen, eine form **brōseme* wird angenommen werden müssen — denn ō ist kein gedehntes *o* wie in *hūsn̥* hose, sondern entwickelt sich wie ō in *hoch*, *stroh* — so ist es doch mislich, für die modernen wörter *hopsn̥* 'bocksprünge machen', *knūwəlv*[1] 'knobbauch' und besonders *sεiwl̥n* (zu *sεiwl̥d* 'Sebald') 'nürnbergisch reden' schon fürs mhd. die entsprechenden grundformen **hopfezen*, **knobelouch* und **sēbalden* anzusetzen. gewis, sie liegen dem heutigen bestand zu grunde; warum aber müssen sie schon mhd. sein? auch in der zwischenzeit können noch *s*-verba entstanden sein, kann sich *l* zu *n* dissimiliert haben; und über Sebald und die bildung eines verbs dazu wären erst nachweise aus der geschichte Nürnbergs beizubringen. anderseits aber kann ich nicht finden, dass die form *smeicheln*, die G. als neue entwicklung annimmt, nicht schon dem mhd. angehörte; die belege bei Lexer entstammen der zweiten hälfte des 14 und dem 15 jh. übrigens ist merkwürdigerweise der zweifel an der existenz des mhd. *smeicheln*, der sich an zwei stellen (§ 103, 3 und 274) findet, an einem vorhergehnden orte (§ 81, 1 *bβ*) nicht vorhanden! § 80. *dərmyẃœ̄ərt* 'der mühe wert'; der ton auf wert ist auffallend, findet aber in andern deutschen dialekten seine parallele. aus dem moselfränk.[2] ist mir der seltsame gebrauch bekannt, das wort 'mühe' überhaupt fortzulassen, vgl. für Sulzbach *s es net der* (*mī*) *wę̄rt* (*ę̄* = offnes *ē*), für Neumagen : *dat es net der wę̄rt, dat mer derfū rēd.* — § 83, 1 : als verkürzte form vor dem namen erscheint *fra* 'frau'. diese erscheinung bietet nichts auffallendes und ist in allen modernen mdaa. gäng und gäbe, beispiele erübrigen sich. aber dass die sprache in so weitem umfange, wie es im nürnbergischen der fall ist, unbetonte verbalformen kennt, ist sehr merkwürdig. im § 377 stehn nebeneinander die betonten formen des präsens von laufen und die unbetonten. nach welchem princip unbetonte formen vorkommen, lässt sich nicht feststellen; sie scheinen aber nicht bei allen verben möglich zu sein, vgl. besonders § 137, 1. es wäre erwünscht gewesen, noch mehr beispiele angeführt zu sehen. —

[1] für das durchstrichene *a* des originals setzen wir *v*.

[2] das rheinische material stammt aus meiner tätigkeit am Rheinischen wörterbuch; für gütige erlaubnis zur verwendung schulde ich herrn prof. Franck besten dank.

Digitized by Google

§ 84, 1 : *rāmp* (mhd. *roumen*) räumen ist nur aus versehen unter mhd. *ou* stehn geblieben; es steht vorher (§ 75 anm. 2) richtig unter 'umlaut von mhd. *ū*'. — § 91 anm. 2 : *ærwl* ärmel : diese lautentwicklung ist schwierig; von dissimilation ist keine rede. anders und einfacher ligt der fall marmel (< marmor) > *marbəl* (< **marwəl*) 'grofser spielstein' (Stolberg, kr. Aachen). — § 98 anm. spricht G. bei *hōwərn* 'hafer' und *tswīvl*[1] 'zwiebel' von grammatischem wechsel. seine angabe, < mhd. *habere-n*, nicht < md. *hafer* ist irreführend, denn md. *hafer* bedeutet doch nichts anders als obd. *haber-*, nämlich wgerm. **haƀaro*. grammatischer wechsel ligt nicht vor; ebensowenig bei zwiebel; wie sollte auch ein lehnwort grammatischen wechsel zeigen können! umdeutungen haben bei diesem worte schon im ahd. begonnen. — die bemerkung über *šεps šεb* 'schief' ist mir nicht recht klar. der stammvocal bereitet G. bedenken. durch die angabe des § 199, 5c, in dem *šεps* adv. 'schief' als ein beispiel für den übergang von *fs* > *ps* angeführt wird, ergibt sich, dass G. einen stammauslaut *-f* und somit mhd. *schief* im sinne hat. nun ist, wenn irgend etwas durch die moderne mundartenforschung fürs mhd. gewonnen worden ist, der ansatz von mhd. **schĕp* **schĕpp* völlig sicher (vgl. die angaben bei Kluge Et. wtb. s. v. 'schief'). ich weifs im augenblick nicht, ob das rheinische, abgesehen von dem niederfränk. gebiet, überhaupt eine andere form dieses stammes besitzt. fürs nürnbergische wäre mhd. **schĕpp*, nicht **schēp*, das langen vocal ergäbe, anzusetzen; diese form ist also auf s. 246 nachzutragen. — einen beachtenswerten beitrag zur geschichte der adjectivsuffixe bietet das wort *hindəršiχ* 'rückwärts' (§ 101, 3); *rs* entwickelt sich nur dann im sandhi > *rš*, 'wenn die beiden wörter durch häufiges nebeneinanderstehn fürs sprachbewustsein zu einer einheit geworden sind'. es ist also aus einer präpositionalen verbindung ein neues wort geworden. wenn nun zunächst auch allein der adverbiale gebrauch vorligt, so ist die entwicklung zum adjectivum doch naheliegend. so wäre das nürnbergische von neuem in den besitz eines suffixes *-iχ* (*-ig*) gelangt, während das mhd. *-ec* (*-ig*) jetzt als *-i* erscheint. eine parallele bietet das moselfränkische, vgl. Saarbrücken *hinərsiχ* und Erbringen, kr. Merzig *hōnərtsiχ* 'rückwärts'; im letzten falle tritt sogar anlehnung an das vermeintliche, aber jetzt tatsächliche suffix *-zig* auf. dieses *-zig* übrigens, entstanden bei adjectiven auf *-z*, ist in einem weiten gebiete des mittelfränkischen lebendig und beweist die notwendigkeit, der wortbildungslehre der mundarten die ihr gebührende aufmerksamkeit zuzuwenden. fälle, in denen imperativische verbindungen adjectiva entwickeln, sind bekannt, vgl. neumärk. *kušdiχ* 'ruhig'. — § 112, 2 : die entwicklung des germ. *þþ* > *d* (stimmloser lenis), nicht > *t* bedingt für die mhd. zeit

[1] die grammatik gibt unterstrichenes *v* und bezeichnet damit die stimmlose lenis.

Digitized by Google

des nürnbergischen den ansatz **dd*; die mda. gibt hier ihre mittelstellung zwischen obd. und md. zu erkennen. die ndd. mdaa. haben bekanntlich *d*, vgl. neumärkisch *šmẹ̄də* 'schmiede', *vẹdə* 'rute'; daneben aber steht neumärkisch *latə* 'latte'. offenbar ligt hier im germ. *tt*, nicht *þþ* vor. beweis dafür ist die im ripuar. (Hüchelhoven) vorkommende form *lats* f. — wie soll nhd. beben (§ 112 anm. 5; in der mundart kommt nur das wahrscheinlich der gebildeten sprache entlehnte *ærbèm̥* erdbeben vor) aus mhd. *bidemen* entstanden sein? die nhd. schriftsprache hat ja noch andere quellen als das mhd.! oder meint G., der zweite bestandteil von erdbeben sei in der mundart aus mhd. *bidemen* entwickelt? dann wäre *pfēm̥* (mhd. *phëdem*) 'kürbis' (am selben orte) ein unterstützendes beispiel. aber B. scheint mir § 256 anm. mit der vermutung, dass *pfēm* auch ahd. *phëbano* fortsetzen könne, das richtige zu treffen. *pfēm̥* stünde dann mit *lēm* 'leben', 'löwen', *gēm̥* 'geben' auf einer stufe, und der schwund eines intervocalischen *d* käme in der mundart überhaupt nicht vor. — die angabe, *d* sei vor die vorsilbe *-er*, zb. in *dərtsīl̥n* 'erzählen' hinzugefügt worden (§ 113, 1), wird mit recht im § 143, 1 dahin berichtigt, dass *dər-* eher auf altes *dar-* zurückgehe. ursprünglich in fällen wie dem erwähnten nicht berechtigt, dehnte das präfix seinen geltungsbereich schliefslich auf alle echtmundartlichen verben mit *er-* aus. — die §§ 112 und 114 enthalten wichtige feststellungen über stimmhaftes und stimmloses mhd. *d*. germ. *nþ* assimilieren sich aneinander zu *n*, dagegen bleibt germ. *nd* (ahd. *nt*, mhd. *nd*). — die md. form *nägelkin* (§ 120 anm. 1) für nürnb. *nēχala* 'nelke' st wol nur druckfehler; anm. 10 desselben paragraphen bietet richtig *negellīn*.

Der zweite abschnitt behandelt die wichtigsten lautwandlungen der mundart, zunächst die vocaldehnung. die frage nach einem gesetz der dehnung (§ 128 anm. 1) ist berechtigt. es ist eins der schwierigsten probleme der deutschen mundartenforschung, alle erscheinungen auf dem gebiete der dehnung zusammenfassend zu erklären. eine gute vorstellung von der schwierigkeit, ein gesetz zu finden, gibt die vergleichende zusammenstellung Max Hasenclevers in seiner dissertation Der dialekt der gemeinde Wermelskirchen, Marburg 1904. in verbindung bleiben muss mit dieser frage das unterbleiben der dehnung vor *-er*, *-el*, *-em*, (*-en*) und *-j*. vor *-en* tritt gern dehnung ein (§ 126, 1). diese tatsache stimmt zu beobachtungen in andern mundarten. aber dem *-en* überhaupt eine dehnunghemmende wirkung abzusprechen, ist nicht angängig, wenigstens nicht überall. man kann *-en* nicht aus dem spiele lassen, wie es Joseph Müller Untersuchungen zur lautlehre der mundart von Aegidienberg, diss. Bonn 1900 s. 25 fufsnote vorschlägt. denn fälle der behinderung der dehnung kommen jedenfalls vor, im nürnb. bei vorhergehndem nasal (§ 126, 1); und vor allem sind kürzungen alter längen — und

Digitized by Google

das geht mit dem unterbleiben der dehnung hand in hand — völlig sicher vor *-en* (§ 132, 1 c). — § 132, 1 b wird *bamḷn* baumeln als kürzungsproduct erklärt; es gibt aber in den mundarten die formeln *bammeln* und *bampeln*. — die §§ 134. 135 behandeln den begriff der rückverkürzung. man versteht darunter die kürzung bereits gedehnter vocale. unter rückverkürzung fallen würden alle die bekannten ndd. formen, die trotz geschlossener silbe ein mnd. *i* durch *e* fortsetzen, also beispiele wie *šmęt* 'schmied', *męt* 'mit' ua. aber bekanntlich ist eine andere erklärung viel beliebter und auch annehmbarer, nämlich die annahme von compromissformen aus den ungedehnt gebliebenen und den gedehnten formen: aus mnd. *mit* und *mēde* entwickelt sich *męt*. die frage ist die, ob nach erfolgter vocaldehnung wider kürzung eingetreten sei, ob in einem falle wie mittelpommersch *hǫmər* 'hammer' eine form **hǭmər* gekürzt worden sei. ich habe früher die möglichkeit dieser lautentwicklung als tatsache angesehen, neige aber jetzt auch hier der annahme zu, dass die modernen lautgestaltungen mittelglieder zwischen ehemals nebeneinander bestehnden formen sind, dass *hǫmər* zu erklären sei aus **hǭmər* und **hamər*. die annahme dieser erklärung scheint zwei entgegengesetzte entwicklungen für dieselbe mundart zu fordern, indessen ist zu bedenken, dass die gedehnte form für den nominativ, die ungedehnt bleibende für die flectierten casus lautgesetzlich waren. auch G. hat, soviel ich sehe, die rückverkürzung durch die bemerkung zu § 135, 1 auf s. 337 fallen lassen und an ihre stelle die erklärung aus compromissformen gesetzt. dagegen scheint mir mit G. an der rückverkürzung in wörtern die in unbetonte stellung treten (§ 139) festzuhalten sein. es handelt sich hier in der mehrzahl um verben.

Auf die kürzung, schwächung und schwund unbetonter vocale, erscheinungen, die von B. ausführlich behandelt werden, um im 3 abschnitt des II teiles 'Zeitfolge der lautwandlungen' als grundlage für die chronologie der lautentwicklungen zu dienen, folgt die brechung (vor *r* und *ch*), veränderung der vocale vor nasalen, contraction, stürzung alter diphthonge, diphthongierung alter längen uä., entlabiierung, labiierung, svarabhakti, assimilation, dissimilation, wegfall und zutritt von consonanten und einiges andere. — aus § 168 anm. 1 wäre zu erwähnen, dass der name Hele für den erfinder der taschenuhr einer gröblichen verkennung des Nürnberger lautgesetzes der näselung der folge vocal + *n* seine entstehung verdankt; der richtige name ist nur *Henlein*. im einzelnen bietet dieser 2 abschnitt manches interessante und methodisch wertvolle. wichtig ist die chronologie der mhd. syn- und apokope (§ 157); der verschiedene eintritt der contraction (*abe*, *ähe*, *ije*, *ihe* früher kontrahiert als *ade*, *ëde* [dies ist zu streichen; s. oben], *ide*, *ehe*; § 171, 1 und 4, vgl. auch

Digitized by Google

§ 239, 2), am modernen material nachgewiesen, wirft licht auf die mhd. grammatik; die historisch-phonetische darstellung der diphthongierung alter längen und monophthongierter diphthonge ist ein schöner beweis methodischer kraft und schulung, wie sie der phonetiker B. besitzt (§ 174). wichtig ist die unterscheidung zweier *iu* : 1. mhd. *ü* = a) umlaut von ahd. *ū*, b) umlaut von ahd. *iu*, 2. mhd. *ü* = ahd. *iu*. — § 195, 2a widerspricht § 170, 1b: *haut* 'hat' ist allerdings aus mhd. *hāt* und dieses aus *habet* entstanden, aber nicht in der weise, dass, wie § 195, 2a angibt, *bt* durch assimilation zu *t* geworden ist. wie sollte dann die länge des vocals erklärt werden? dagegen ist *ghat* 'gehabt' und *git* 'gibt' so entstanden. vielmehr ist contraction anzunehmen, wie auch § 170, 1b richtig angibt. auch § 110 anm. 8 deutet die richtige erklärung an. — § 197, 5 : *ts* für *kts* ist doch keine dissimilation (einziges beispiel *rūtšn̥* 'rutschen'); § 188, 2b spricht von assimilation, was eher gelten kann. im § 198, 2 wird *wεpsn̥* (mhd. *wëspe-n*) 'wespe' als fall von metathesis angeführt; aber wespe heifst ursprünglich und auch noch mhd. *wëfse*, und dies entwickelt sich regelrecht zu *wεpsn̥*. § 199, 5c (und s. 337) ist *grapsn̥* hastig zugreifen falsch aus einem mhd. **greifezen* erklärt; viele deutsche mundarten, in denen die entwicklung von altem *ei* durch kürzung zu *a* unmöglich ist, besitzen das verb *grapsn̥* (vgl. zb. neumärkisch *grapsn̥*, *grapšn̥*). — zu § 200, 4 (einschub von *n* in fremdwörtern) wäre zu bemerken, dass dieses *n* nur in unbetonter silbe eingeschoben wird; vgl. Zs. f. d. mdaa. 1907, s. 256 fufsnote.

Der lange abschnitt über die zeitfolge der lautwandlungen, der, wie schon mitgeteilt, von B. stammt, bietet in einzelnen partieen unübertreffliche proben von scharfsinn und ist methodisch äufserst lehrreich. die mundartenforscher werden gut tun, sich diese art mit dem material zu verfahren zu eigen zu machen. besonders wichtig ist § 218 (*e* gekürzt < mhd. *ö*, für sonstiges *ε*, wegen des folgenden *st* und *n*). aus der fülle der ergebnisse hebe ich hervor, dass nach § 219, 4 *ch* auch nach palatalen vocalen im mhd. noch guttural gesprochen wurde und dass, wie § 242, 1 zeigt, die diphthongierung von mhd. *i*, *ū* usw. älter als die tonlängung kurzer vocale ist. im übrigen muss ich gestehn, dass ich in die technik der vielen, stufenweise entwickelten stammbäume noch nicht einzudringen vermochte.

Mit § 269 folgt eine nützliche 'übersicht der entsprechungen vom heutigen bestande der mundart aus', sodann wird versucht, die lautwerte des nürnbergischen in mhd. zeit zu reconstruieren, — § 274 bringt aus der modernen mda. fürs mhd. zu erschliefsende wortformen. ob im einzelnen gerade ein ansatz fürs mhd. anzunehmen oder anzuraten sei, habe ich schon oben in frage gestellt. — von § 275 an wird die m. e. etwas kurz ausgefallene wortlehre abgehandelt.

Digitized by Google

§ 358, 3 : *ganz* wird auch im neumärkischen vor einem adjectiv decliniert, zb. *n̥ gansər ǫlər man* 'ein ganz alter mann'. § 365, 4 : das *ch* in *fuxtsiχ* 50 ist zwar auffallend und kommt sonst noch im schwäbischen bei fünfzehn vor (s. Wilmanns I § 35), aber ihm idg. ursprung zuzuschreiben, möchte ich mich doch nicht entschliefsen. — § 383, 2 : die formen *tenn̥*, *tet* 'wir sie tun, ihr tut' werden als verkürzung aus dem mhd. optativ *tüejen, tüejet* erklärt unter gleichzeitiger annahme einer beeinflussung durch *štenn̥* 'sie stehen'. indessen ist, abgesehen von der geographischen schwierigkeit, die in der verknüpfung der beiden formen *tenn̥* und *tüejen* ligt, das kürzungsergebnis nicht klar. eher ist an blofse analogiebildung nach *štenn̥* zu denken. — § 408 bietet eine höchst seltsame construction von 'helfen', die es wol lohnte, auf anderweitiges vorkommen in deutschen mundarten zu untersuchen. statt 'hilf mir suchen' heifst es 'such mir helfen', statt 'hilf mir den korb tragen' — 'trag mir den korb helfen'!

Nachdem noch einiges zur synonymik und zur satzsyntax beigebracht worden ist, folgen im anhang textproben, unter widergabe der alten gotischen schrift und orthographie. die 'eiserne jungfrau' wird vom vf. im heutigen nürnbergisch und in moderner lautschrift dargestellt. wertvoll ist die nebeneinanderstellung der lautlichen fassungen eines gedichtes des Nürnberger mundartendichters G r ü b e l nach der 2 ausgabe Grübels von 1802, nach Frommanns ausgabe von 1856 und in der umschrift des vf.s hierbei wird auch das fortschreiten und — die verarmung der mundart deutlich. auf die misverständnisse die dem Nichtnürnberger Frommann begegnet sind, und auf die zugeständnisse an die halbmundart die er in den text gesetzt hat, wird widerholt aufmerksam gemacht. an die in phonetischen lehrbüchern wie in mundartendarstellungen öfters gebrachte umschrift der Zueignung schliefst sich noch eine nützliche vergleichung früherer lautschriftproben mit der heutigen aussprache. zwei gedichte Grübels werden nach der umschrift Schmellers und Rapps gegeben. zwei ausführliche nachschlageverzeichnisse beschliefsen das buch.

Auf den schluss aufgespart habe ich mir G.s langen nachtrag zu § 18. es handelt sich hier um die betonung des wortes *forelle* auf der mittelsilbe. G. hat seitdem in dieser frage weiter stellung genommen in einem artikel in der Zs. f. d. mdaa. (1907, s. 155 ff), betitelt : 'Behaghels deutsches accentgesetz und die mundarten um Nürnberg'. bei der leider geringen verbreitung dieser zeitschrift ist es angebracht, die aufmerksamkeit auf diese abhandlung zu lenken. G. bestreitet dort, dass ein deutsches accentgesetz in dem sinne Behaghels und Kluges in der umgegend Nürnbergs und in andern echt deutschen gegenden vorhanden sei. betonungen wie *Hollúnder*, *Hornísse*, *wahrschéinlich*,

Digitized by Google

Kieblitz u. ä. sind nach ihm durch den einfluss fremder sprachen zu erklären. wenn nun auch noch nicht alle fälle der art auf diese weise befriedigend ins klare gebracht sind — und G. nennt für Nürnberg selbst s. 323 zb. *stiwltsn* 'stiebitzen' ein solches wort, bei welchem er übrigens auch fremden einfluss annimmt — so ist doch ersichtlich, dass dies vermeintliche 'deutsche' accentgesetz in Deutschland nicht einheitlich ist. von den beispielen componierter substantiva, denen Wilmanns (s. Gebhardt aao. s. 166) häufigere betonung des zweiten als des ersten gliedes zuschreibt, werden nämlich in der Neumark nur *berghaúptmann* und *karfreítag* auf dem zweiten bestandteile betont, dagegen heifst es *féldzeugmeister*, *hófmundschenk*, *kriegsschauplatz* usw., und *pfingstsónntag* sagt man nur, wie G. richtig bemerkt, im gegensatz zu *pfingstmóntag*. wenn dann aber betonungen wie *Karlsrúhe*, *Wilhelmshöhe*, *Hohenlóhe*, *Hohenstaúfen*, *Hohenzóllern* in der Neumark und in der mark Brandenburg und wol auch im gröfsten teile Norddeutschlands gäng und gäbe sind, während sie nach Gebhardts angabe in Süddeutschland als fremd empfunden werden, so springt noch deutlicher der unterschied zwischen den einzelnen deutschen gegenden in die augen. G. führt Schmellers beobachtung, dass ortsnamen, die als zweites glied *bach*, *berg*, *burg*, *dorf*, *heim*, *stadt*, *tal* ua. besitzen, den hauptton auf dem ersten, dagegen die, die auf *au*, *brunn*, *felden*, *hausen*, *kofen*, *kirchen*, *mühl*, *raut*, *stein* ua. ausgehn, auf dem zweiten bestandteil zu tragen pflegen, m. e. mit recht darauf zurück, ob reine composition oder blofse juxtaposition bestehe. im ersten falle, also etwa in *Streitberg*, *Lándshut* gilt das germanische gesetz des haupt- und nebentones. hierzu gesellen sich aber auch fälle, in denen syntaktische nebeneinanderstellung die ursache von ortsnamen ist, wenn nämlich das erste glied durch ein adjectiv gebildet wird, das ein notwendiger beisatz ist, zb. *Áltenberg*, *Vórderriss*. dies ist besonders dann der fall, wenn ansiedlungen nebeneinander bestehn, die durch *Alt-* und *Neu-* unterschieden werden, insoweit sie gleich wichtig sind. ortsnamen jedoch, bei denen das zu anfang stehnde adjectiv nur schmückender natur ist, und solche deren erstes glied ein genitiv ist, betonen regelrecht das zweite glied. ich verweise im einzelnen auf die angeführte abhandlung. hierdurch wird auch die frage, die ich in derselben Zs. (1907) s. 147 fufsnote nach der entgegengesetzten betonung von *Spándau* und *Grünaú* gestellt habe, z. t. geklärt. fälle wie *Zanzhaúsen*, *Zanzhámmer*, *Zanztál*, ortschaften, die nahe beieinander liegen, sind ohne weiteres klar. eine andere gruppe von wörtern, die den ton nach Wilmanns I[2] § 354 wechselnd tragen können, ist m. e. von Gebhardt ebenfalls richtig angefasst worden. es heifst in der tat weder in der sprache der gebildeten, noch in der halbmundart, noch in mundarten *steinreich* oder *steinreich* in der gleichen

Digitized by Google

bedeutung 'sehr reich', sondern *steinreich* bedeutet 'reich an steinen', während, wenn das erste glied einem verstärkenden vergleiche dient, die betonung auf beiden gliedern — sowol in Nürnberg, wie im Rheinland, wie in der mark Brandenburg — gleichmäfsig ist: *steinreich* = 'sehr reich'. ebenso verhält es sich mit *Erzgaúner* u. aa. dass in dem wechselnden ton bei adjectiven mit *un-* die alte betonung des idg. fortlebt, ist eine ansprechende vermutung von Wilmanns. ich will noch anführen, dass es in der Neumark durchaus *kiebitz* heifst und dass auch das mundartliche *kīvik* auf der ersten silbe betont wird, während der schrei dieses vogels durch *kīvík* (mit überlangem ī) nachgeahmt wird. ich glaube also, dass G. mit recht die annahme eines deutschen accentgesetzes zurückgewiesen hat.

Wenn ich nun auf die unterlassene benutzung Hans Sachsens zurückkomme, so finde ich in dem fastnachtspiel 'Der Ewlenspiegel mit den blinden' vom jahre 1553 folgendes anzumerken: 68 *zinst* 'Zins', 88 *finnen* 'finden', 97 *Thunna* (acc. sg.) 'tonne', 99 *stubn* (nom. sg.) 'stube', 100 *frosting* (nom. pl.) 'frostigen', 295. 301 *wern* (3 pl.) 'werden', 361 *worn* 'worden'. es wären damit der reihe nach termini ante quem gegeben für die in den §§ 116 (und 200, 1; s. auch nachtrag). 112, 3a. 148, 17. 314, 1. 147, 13b. 112, 3d. 112, 3d beschriebenen lautgesetze. 172 *liechten* (dat. sg. m.) 'licht' stimmt zu § 132, 2aβ. diese kleine probe zeigt, wie ergiebig Hans Sachs für die geschichtliche festlegung der modernen lauterscheinungen ist. anderseits dient die heutige mundart zur aufklärung vieler besonderheiten der alten Nürnberger sprache. der gewinn aber, den die deutsche philologie aus dieser und aus jeder guten mundartengrammatik ziehen kann, geht noch viel weiter. die zeitbestimmungen für lautwandlungen, die im mhd. und der folgenden zeit eingetreten sind, können mit nutzen zur unterstützung der ergebnisse herangezogen werden, die das historische sprachmaterial hergibt. eine historische grammatik des deutschen wird ohne das mundartliche material nie und nimmer geschaffen werden können; zunächst in hinsicht auf den dazu nötigen stoff, und dann aus methodischen gründen: auch die heute verklungene sprache befolgte phonetische gesetze; und diese kann man nur am lebenden stoff beobachten und von ihm abstrahieren. dem grofsen ziele einer historischen grammatik kommen wir mit jeder mundartlichen darstellung näher.

Ich gebe nun noch die druckfehler an, die mir begegnet sind: s. 328 (zu § 75 anm. 1) *l. sāịl̥n* mit durchstrichenem a; § 86, 4aβ z. 1 l.: vor dem *j* ein *i*; s. 330 mitte bei 's. 65 nach anm. 12' l. *ε*) st. *e*); s. 331 z. 5 v. u. l. *Wamme* st. *Wanne*; s. 338 (zu s. 127) ist der änderungsvermerk zu streichen; s. 338 (zu s. 144) l. z. 11 st. s. 11; s. 339 letzte zeile l.: *nitšpέt* st. *nitspέt*; s. 326 letzte zeile über der fufsnote ist *dēnp* dehnen zu streichen; s. 328 (zu s. 50 oben): *fraind* ist mit durchstrichenem

Digitized by Google

a zu schreiben; s. 246 ist **rimphelkæse* in spalte 2 einzufügen und in spalte 3 : § 91; s. 89, z. 7 v. o. ist zu lesen : (mhd. *tege*) st. (mhd. **tege* für *tage*), vgl. richtig s. 246 mhd. *tage, tege*; ebendort fehlt komma hinter: (anm. 1); s. 95, z. 4 v. o. l.: *tege* st. **tege*; s. 246, z. 15 v. o., sp. 1 l.: *reif* statt *reife*; s. 164, z. 2 v. o. l.: zu statt *zu*; s. 340, z. 11 l. : § 200, 3 st. 200, 4; s. 246, z. 14 v. u., sp. 3 l.: § 112, 3a st. 63, 1; s. 256, z. 3 v. u. l.: flectiert st. reflectiert; s. 269, z. 8 v. u. l.: mhd. *-er* als *-ər*; s. 315 fufsnote 1, z. 3 l.: *undər* statt *untər*; § 198, 3, z. 2 l.: *gātšn̥* st. **gātšn̥*.

Es erübrigt noch, auf die gediegene und kostspielige ausstattung hinzuweisen, die die verlagsbuchhandlung dem buche hat angedeihen lassen. mögen die bereits angekündigten grammatiken derselben sammlung bald nachfolgen!

Berlin, im mai 1908. H. Teuchert.

Grammatik der Gottscheer mundart von Hans Tschinkel. mit unterstützung der Gesellschaft zur förderung deutscher wissenschaft, kunst und litteratur in Böhmen. Halle, Max Niemeyer 1908. XVI und 320 ss. 8° (mit einer karte). — 8 m.

Die sprachinsel Gottschee im südosten des österreichischen kronlandes Krain mit etwa 20000 deutsch sprechenden bewohnern ist durch AHauffens buch (Die sprachinsel G., Graz 1895) in volkskundlicher hinsicht erschlossen worden, frühere arbeiten über sie waren doch nur mehr oder weniger unzulängliche beiträge dazu. Tschinkels grammatik, die Hauffen gewidmet ist, ergänzt unser wissen nach der sprachlichen seite hin in befriedigender weise und bildet einen willkommenen beitrag zur kenntnis des südbairischen. im allgemeinen, zu der der südlichsten ausläufer mit ihrer altertümlichkeit und eigenen entwicklung insbesondere. nachdem Schmellers Cimbrisches wörterbuch zum erstenmale gezeigt hatte, welch eigenartigen laut- und formenbestand die VII und XIII comuni an der südgrenze Tirols enthalten (erschienen 1855: Wiener Sb. band 15), ist die sprachliche erforschung erst durch Lessiak wider in angriff genommen worden, der in seiner Grammatik der Pernegger mda. die friaulischen und westkrainischen inseln gelegentlich berücksichtigte. über die südtirolische sprachinsel Lusern unterrichtete dann JBacher, in dessen buch (Innsbruck 1905) neben dem volkskundlichen auch das sprachliche in ausreichendem mafse zur beschreibung kam.

T.s arbeit bestätigt vor allem, was schon Weinhold und Hauffen betont hatten, dass die G. mda. bair. ursprunges ist, und zwar eine südbair. mda., und sie verstärkt die annahme, dass wir es bei all diesen sprachinseln ausschliefslich mit dem südbair. zu tun haben. ich glaube nicht, dass die vom standpunct der deutschen sprachforschung aus dringend notwendige erforschung

Digitized by Google

auch der übrigen enclaven ein anderes ergebnis zeitigen wird. — die G. mda. ist im grunde einheitlich, im einzelnen mit besonderer gestaltung, wie das ja in einem berglande vorauszusetzen ist; dies trifft zumal für den westen zu, für die gegend um Suchen. was T. darüber in der einleitung und sonst feststellt und mitteilt, zeigt vor allem, dass sie in ihrer entwicklung eine ältere stufe aufweist, hinter der hauptmasse des sprachgebietes zurückgeblieben ist. eigenheiten im consonantismus, in der vertretung der germ. *p*, *k*, bei denen T. an md. beziehungsweise nordobd. parallelen denkt, machen mir den eindruck, dass sie durch die stärkere vermischung mit der slovenischen bevölkerung entstanden sind, deren sprache die deutschen *pf* und *kχ*, *kh* fremd sind. T. stellt nebst einem wörterbuch auch eine geographie der G. mda. in aussicht, und da wird er ja auch diese frage zur lösung bringen müssen.

Die phonetische behandlung der laute nimmt ein drittel des buches ein und lässt an vollständigkeit nichts zu wünschen übrig; auch mit der art der darstellung kann man durchaus einverstanden sein: der verf. verfügt über gute beobachtungsgabe und phonetische schulung, die unerlässliche vorbedingung für mda.-liche arbeiten. bei der geschichtlichen betrachtung der laute wird zunächst der consonantismus behandelt. wie in allen teilen ist das material in grofser vollständigkeit zusammengetragen und übersichtlich aufgezählt. zu wünschen wäre, dass der verf. den geschichtlichen problemen intensiver nachgegangen wäre, indem er durch heranziehung dessen, was über die südbair. mda. bekannt ist, die grundlagen der mda.-lichen erscheinungen in ihrem zusammenhang mit dem geschlossenen bair. gebiet und ihrer verbreitung darin von punct zu punct aufgehellt hätte. die vorarbeiten dafür liegen vor, und die hauptaufgabe von untersuchungen zur bair. mda. ist jetzt neben der selbstverständlichen sichtung des stoffes die erklärung der geschichtlichen zusammenhänge. zwar hat der verf. seine vorgänger immer wider zu rate gezogen und darauf verwiesen; aber den vollen nutzen hätten wir aus seinem buche erst dann, wenn er uns, soweit die G. mda. dazu ausreicht, das südbair. in seinem werden gezeigt hätte, wenn die bisherigen forschungen mehr ineinander gearbeitet wären. ich will einige puncte besprechen.

Die G. mda. hat, wie diese bair. sprachinseln überhaupt und wie teile Osttirols und Westkärntens (darüber Lessiak in der Zeitschrift für deutsche mdaa. 1906, 309) im gegensatz zum übrigen bair. auch stimmhafte geräuschlaute, die durchaus lenes sind und nur vor sonorlauten gesprochen werden. in betracht kommen hier vertretungen von germ *b*, (*w*), *d*, *g*, *f*, *þ*, *s*, wo sie als lenes vorkommen. *f*, *þ*, *s* sind ursprünglich stimmlose laute gewesen, *b*, *d*, *g* durch die hd. lautentwicklung stimmlos geworden. dies, glaub ich, steht für den süden des hd. fest; im bair. ist *b*, *d*

Digitized by Google

völlig zur fortis geworden (Altbair. gramm. s. 63). dass in der G. mda. *b*, *d*, *g*, wo sie im an- und auslaut stehn, nur halb stimmhaft sind, zeigt T. s. 26 (die stimme setzt entweder erst während der verschlussbildung ein oder vor der lösung des verschlusses aus). diese mda. hat die alten medien gleich entwickelt, wie das südbair. überhaupt; germ. *b* ist als *p* und *b* vertreten, als *p* im anlaut, für *-bb-* usw., als *b* zwischen und nach sonoren lauten — hier entspricht im geschlossenen südbair. sonores *w* oder stimmloses *b*. germ. *d* ist als *t* vorhanden; das südbair. kennzeichnend ist, dass auch in der G. mda. einige wörter mit germ. *nd* heute *nd* statt *nt* aufweisen. germ. *þ* ist als *d* zu finden, germ. *f* als stimmhaftes *v*, *s* als stimmhaftes *ž*, und zwar auch im anlaut. eine verstärkung des satzanlautes, die zb. die mda. von Imst kennt, gibt es hier nicht. wenn man die geschichtlichen verhältnisse in betracht zieht und die tatsache dass das bair. im allgemeinen nur stimmlose laute kennt, ist man zur annahme gedrängt, dass diese vertretung der alten geräuschlenes durch stimmhafte laute ein junger vorgang ist, der nur in den von Slaven und Romanen eingeschlossenen sprachinseln vorkommt. das slavische und romanische besitzt aber die stimmhaften geräuschlaute, und deshalb ist deren articulation bei den deutschen durch fremde einflüsse herbeigeführt und gefestigt worden. nun ist freilich eines nicht zu übersehen, und das hat Lessiak PB Beitr. 28, 121 f. 140 f. hervorgehoben, ihm schliefst sich T. an: slovenische entlehnungen aus dem benachbarten deutschen haben in alter zeit germ. *f* durch *b* ersetzt (zb. *blīsək* fleifsig, *trībós* dreifuss); umgekehrt hat das deutsche sloven. *b* durch *f* ersetzt (*fīləx* Villach '*Beljak*', *rəeifnəts* Reifnitz '*Ribnica*'). dem bei den Deutschen für germ. *f* gesprochenen laut entspricht also im sloven. stimmhaftes *b*. die Slovenen kannten in früherer zeit von labialen geräuschlauten nur *p*, *b*, den reibelaut *f*, *v* gar nicht. bei den Deutschen fehlte in der zeit, als sie derartige sloven. wörter mit *b* übernahmen, die aussprache stimmhaftes *b*, sie hatten nur *p*; dies ist heute noch in alten sloven. entlehnungen bewahrt. dass es nun das moment der stimmhaftigkeit des deutschen *f* gewesen sei, das seine wechselbeziehungen zu dem fremden *b* geschaffen hat, kann ich nicht ansetzen. — mhd. *s* ist in sloven. lehnwörtern als *ž* zu belegen (*žlåk* 'schlag', *vīža* 'weise'); in jüngern lehnwörtern kommt auch *z* vor (*zīts* 'sitz'). weil das mhd. *s* abgesehen von der articulationsstelle auch durch seine lenisnatur von mhd. *z* getrennt war, ebenso wie hd. *f* aus germ. *p* vom germ. *f*, haben wir auch da den gleichen fall, ersetzung der deutschen lenis *s* durch einen stimmhaften laut *ž*, *z*. mit recht könnte man nun einwenden, warum von den Slovenen nicht *š* für deutsches *s* gesprochen worden wäre, wenn sie *s* als stimmlosen laut gehört hätten. dagegen aber muss geltend gemacht werden, dass die slavischen stimmlosen *s*, *š* gegenüber den stimm-

Digitized by Google

haften *z*, *ž* als stärker gebildete laute erscheinen. die energie der articulationsbewegung und das reibegeräusch ist bei *s*, *š* nach meinem gefühle merklich grösser als bei *z*, *ž*; ich muss es natürlich kennern slavischer mundart und phonetik überlassen, hier das hauptwort zu sprechen. (T. erwähnt s. 30 anm. den fortischarakter des sloven. *s*.) ich mache nun wieder darauf aufmerksam, dass die altslovenischen Freisinger denkmäler die articulationsart scheiden, aber nicht die stimmhaftigkeit und -losigkeit. (altbair. *z* = *s*, *z*, altbair. *s* = *š*, *ž*). diese erwägungen scheinen mir die gewisheit an die hand zu geben, die lenisnatur der slavischen *b*, *ž*, *z* und der deutschen *f*, *s* als ursache ihrer gegenseitigen vertretung anzusehen; die am schwächsten gebildeten geräuschlaute derselben art entsprechen sich in beiden sprachen. wir müsten sonst annehmen, dass germ. *f*, *s* in ahd. zeit zu stimmhaften reibelauten wurden, und dann im grössten gebiete wieder stimmlos; von diesem vorgange könnte aber germ. *þ* nicht gut ausgeschlossen werden, denn ihm steht in einem grossen teil des hd. der stimmlose verschlusslaut *d* gegenüber, und ich sehe nicht, dass gründe vorliegen, dafür eine entwicklung *þ* > *đ* > sth. *d* > stl. *d* aufzustellen.

Mit dieser auffassung ist auch die vertretung der geräuschlaute im südbair. einheitlich erklärt; sie wird gestützt durch die vertretung des germ. *b*; die G. mda. weicht nur darin vom südbair. ab, dass anstelle von *w*, *b* in ihr überall *b* zu finden ist. die teilweise umbildung des altbair. *p* geschah im 11 jh. und erfolgte überall in gleicher weise. eine weitere stütze dafür ist es, dass die phonetische erscheinung, welche wir als das mhd. auslautgesetz kennen, auch die sprachinseln betroffen hat und hier, im besondern in der G. mda., die veränderungen der auslautenden consonanten noch voll erhalten sind. die geräuschlenes wurden im alten wortauslaut zu fortes; heute ist das nicht mehr lebendig, denn die mda. vermag auch im wortauslaut lenes zu articulieren, zb. *trīb* 'trieb'. diese auslautverstärkung hat die dehnung kurzer vocale gehindert. *grap* 'grab', *rot* 'rad', *tokh* 'tag', *hǒf* 'hof', *gloš* 'glas', man vgl. dazu plur. *grēbər*, *rēdər*, *glēˇər*; wann sie eintrat, kann allein aus der geschichte der altbair. *d* für germ. *þ* erschlossen werden, denn für die inlautende lenis *g* wird im auslaut im altbair. regelmäfsig *c*, später *ch* gesetzt, *d*, *b* waren zu *t*, *p* verschoben, für *f* und *s* lässt sich sicheres nicht erweisen. das auftreten von *t* für inlautendes *d*, germ. *þ* im wortauslaut, das gegen ende des 10 jh.s überhand nimmt (Altbair. gramm. § 65 a) belegt, uns aber die auslautverhärtung. das 'mhd. auslautgesetz' ist bereits in dieser zeit wirksam geworden. im gegensatz zur G. mda. hat das bair. in grossem umfange gedehnt, vgl. meine Tirol. mda. s. 65, Mda. von Imst s. 109 f, zt. aber nur vor reibelauten, nicht vor verschlusslauten.

Die im hd. neugebildeten fortes *f*, *z*, *ch* sind in der G. mda. erhalten, als geminaten im inlaut nach kurzen vocalen (*šif* 'schiff',

Digitized by Google

nos 'nafs', *doχ* 'dach', *traffm* 'treffen', *assn* 'essen', *praχχn* 'brechen'); nach längen (langen vocalen und den phonetisch gleichwertigen lautfolgen *al, ar, ai, au*) ist inlautend an stelle der alten geminata der einfache laut getreten, nur *barffm* 'werfen' hat noch *ff* T. s. 293. hier hätte T., der s. 29 f die stärkeabstufung der reibelaute beschreibt, doch auf die verhältnisse in Kärnten und Südtirol weisen sollen, denen gegenüber die G. mda. zt. älteres besitzt; dagegen hat Nordtirol hierin das ursprüngliche. in Lusern kommen schon formen vor wie *schlävvn* 'schlafen', *wevrvvn* 'werfen' mit stimmhaftem *v*.

Der vocalismus der starktonigen silben ist in allem dem südbair. gleichartig. im besondern interessieren hier die entsprechungen für die alten *e*-laute. die vertretung, welche mhd. *ë* in der mda. gefunden hat, lässt sich mit dem was bisher von den südbair. *e*-lauten bekannt ist in einklang bringen; auch hier hätte die verwantschaft stärker betont werden sollen. wir wissen, dass *ë* in südlichen gebieten seiner alten qualität nahe geblieben ist und sich in der mehrheit der fälle vom umlauts-*e* getrennt erhalten hat (Tirol. mda. s. 35 ff; Lessiak Beitr. 28,70), während der norden *ë* vor geräuschlauten regelmäfsig mit dem ahd. *e* zusammen gebracht hat; für diesen zusammenfall hat auch die G. mda. einige beispiele aufzuweisen (s. 170 e 171 c, darunter die entsprechungen für 'etwas, etliche, gewust, schwester, gestern, weg! keck, dreck, sechs, ledig, feder, schädel', aber die mehrzahl der ahd. *ë* vor geräuschlauten sind von ahd. *e* geschieden, sie zeigen sich als *a*, und zwar auch vor *r, l, m, n*, als *ea* vor einem *r* derselben silbe, wenn früh dehnung eintrat. die G. mda. hat also insofern übereinstimmung mit Südtirol im gegensatz zu Kärnten, als ihre verhältnisse auf den weit gebildeten *ë*-laut zurückgehn. insbesondere wäre darauf hinzuzeigen gewesen, dass Tilliach in Osttirol sich mit der G. mda. deckt (Tirol. mda. s. 40 anm.). — der primäre umlaut des kurzen *a* ist als *e* vorhanden (ein hd. mittleres *e* s. 15) der secundäre umlaut des kurzen *a* und der des *ā* ist der bair. *a*-laut. T. gibt s. 175, 2a an, dass vor *rr* für den umlaut des *a* ein *ä*-laut gesprochen werde (*därrn* 'dörren', *tsärrn* 'zerren' usw.) und stellt diese belege unter mhd. *ä*, aber diesem laute entspricht sonst nirgends ein *e*-artiger, und es ist nicht zu erklären, warum hier eine ausnahme vorhanden sein sollte, es kommt dies *ä* in der G. mda. nur vor *rr* vor, vor *r* und consonanten trat dehnung ein. hier ist eine durch *r* beeinflusste entsprechung für das primäre umlauts-*e* anzusetzen; wie *r* auch dieses *e* zu einem weit gebildeten machen konnte, zeigt zb. die Imster mda. (s. 42 anm.). das material fürs mhd. *ä*, das T. sorgfältig geordnet vorlegt, bestätigt, was über die verteilung des umlautes im bair. bekannt ist, gibt jedoch, soweit ich es übersehe, keinen weiteren aufschluss; vor *r* und consonanz erscheint der primäre und secundäre umlaut. auch sonst be-

Digitized by Google

stätigen die verhältnisse in der G. mda. das was über den umlaut im bair. bisher festgestellt ist. der umlaut des *o*, *ō*, *ū*, *uo* ist glatt zu belegen, für den umlaut des *au* spricht *gāi* 'gau', *hāi* 'heu', *vrāidə* 'freude', dagegen hat *štrēbm* 'streuen', *vrēbm* 'freuen', wie in der mda. von Imst (s. 40, Tirol. mda. s. 43) die alten stammformen *strewi*, *frewi*, die fürs altbair. nicht belegt sind (Altbair. gramm. § 143), aber durch diese entsprechungen dafür sicher gestellt werden. — der umlaut des kurzen *u* ist im obd. nicht in allen fällen durchgedrungen; wir wissen jetzt ja aus unsern obd. mdaa., wie es sich im grossen und ganzen damit verhält, aber ich kann nicht sagen, dass diese frage, trotzdem man sie seit JGrimm (Gramm. I³ 161 f) nicht mehr aufser acht gelassen hat, ihre endgültige lösung gefunden hätte, und die festen lautgesetze, die nach FWilhelms annahme DLZ 1908 sp. 415 schon längst bekannt sind, harren noch der formulierung; bis zur erledigung dieser frage muss es aufgabe jeder vorsichtigen arbeit sein, das material zu sammeln und zu ordnen. — sonst bieten die vocale keine sonderentwicklung die dem bair. ursprung widerspräche; die umlaute mhd. *ö*, *œ*, *ü*, *iu*, *üe* haben auch in der G. mda. die rundung eingebüfst und sind mit mhd. *e*, *ē*, *i*, *ī*, *ie* zusammengetroffen. die articulation der *o*, *u* ist wie in andern teilen des südbair. etwas nach vorn geschoben (Tirol. mda. s. 27; Lessiak, Zeitschr. f. d. mdaa. 1906, 314), es ist eine jüngere lautentwicklung, die in Tirol nach der nasalierung, in der G. mda. vorher sich festsetzte. — der vocalismus der nebensilben weist noch auf die alten quantitativ geschiedenen vocale, auch die kurzen sind erhalten, freilich sind hier die verhältnisse in der G. mda. vielfach recht wirre, aber was T. bietet wird einmal gute dienste leisten, wenn dieses capitel fürs gesamtbairische bearbeitet wird. — die besprechung der dehnungsverhältnisse hätte in verbindung mit dem zustand im bair. überhaupt gebracht werden sollen; formen wie *ˇītn* 'schütten' s. 121, *vrētn* 'fretten' s. 174 mit altem *tt* neben *battər* 'wetter', *vettər* 'vetter' und *-žnītə* 'schnitte', *trātn* 'treten' erfordern eine erklärung.

In der flexionslehre tritt uns die bewahrung alter bestände entgegen, die auslautenden kurzen vocale sind erhalten; dass dies aber auch in einem grössern teile Tirols der fall ist, hätte T. erwähnen sollen (vgl. Tirol. mda. s. 49 ff und auf der karte dazu die grenzlinie 13, die jetzt von Lessiak Zeitschr. f. d. mda. 1906 314 auch für die tirolisch-kärntische grenze bestätigt wird). bei den *ā*-stämmen gibt es noch eine kleine gruppe von fem. mit *-ə* im sing. und plur., es sind alles wörter, welche, was bei T. nicht ausdrücklich hervorgehoben ist, eine mittelsilbe enthalten, für die entwicklung als zweisilbige stämme gelten ('nadel, leiter, fürstin, erlaubnis, zeitung, streiterei'). eine eingehende vergleichung der G. mda. mit den flexionstypen der andern bair. mdaa. hätte diesen abschnitt fruchtbringend erweitern können; es ist

Digitized by Google

zb. für die masc. *n*-stämme besonders zu vermerken, dass sich keine gruppen nach der bedeutung gebildet haben (anders in Tirol, zb. Tirol. mda. s. 49 u.) T. führt s. 243 gegen 20 alte mask. *n*-stämme auf, die im nom. sing. noch *-ə* haben, im dat. und im plur. *-n*, der acc. ist dem nom. gleich; die gruppe enthält personen-, tier- und sachnamen. an verschiedenen orten verzeichnet T. den schwund der endung mhd. *-en*, wenn *m*, *n*, *nd*, *l* oder auch *r* vorausgeht (s. 245. 248. 252. 258,3. 5. 287,2 u. a.). es fehlt da eine zusammenfassung der erscheinung unter einem einheitlichen gesichtspunct und der hinweis auf die gleiche in Tirol (vgl. Tir. mda. s. 55 anm. abs. 2) beim pronomen der 2 pers. ist in all diesen sprachinseln der plur. 'ihr' allein gebraucht (Cimbr. wb. s. 110; Bacher s. 188), während das geschlossene bair. gebiet die alte dualform *es* aufweist. — beim verbum greife ich die bildung des prät. der schw. vv. heraus, um die prät. auf *-ocht*, *-acht* usw. einmal zur sprache zu bringen, die FWilhelm in der DLZ 1908 sp. 416 sogar in den bereich der altbair. grammatik gezogen hat. die G. mda. (T. § 201) hat vor dem *t* einen mittelvocal (der wie die nebensilbenvocale überhaupt in bunten formen auftritt); damit stellt sie sich zum gesamtbair., für das schon Weinhold Bair. gramm. s. 314 u. die endung *et* angegeben hatte (Schmeller Mdaa. Bayerns § 915; Schwäbl Die altbayer. mda. § 82; Schiepek Satzbau der Egerländer mda. § 168, Gebhardt Gramm. der Nürnberger mda. § 396, Wirth Die Sechsämter mda. § 47; Nagl Roanad s. 202 f; Lessiak Beitr. 28, 208 ff; Cimbr. wb. s. 114 u. Bacher Lusern s. 194), in der Mda. von Imst s. 175 erklärte ich das auftreten des vocals dadurch, dass das altbair. prät. der schw. vv. II, III auf *ōti*, *ēti* die grundlage gebildet hat, auf der die heute allein gebrauchte bildung auf *et* erwachsen ist, dem schlossen sich Lessiak und T. an. Schönbachs aufsatz über den conjunctiv prät. im bair.-österr. Beitr. 24,232—238 vermisste, ohne die mda. von Imst heranzuziehen, die klare anschauung über das historische aufkommen dieser bildung und gab der vermutung ausdruck, dass dies alte prät. auf *-ōta* bei der entwicklung der heutigen form des prät. zu beachten sei; sie gilt freilich zunächst der im spätern mhd. auftretenden form des prät. auf *-acht*, *-ocht*, die in stattlicher anzahl in einer Grazer hs. vom jahre 1407 verkommt und da verzeichnet ist; sie ist auch sonst in einigen hss. zu finden (Weinhold Bair. gramm. s. 306. 315). Weinhold und Schönbach sprechen von einschiebung eines aspirierten gutturallautes, von gutturaler affection, von einem inhärierenden guttural. für den guttural lässt sich aber keine erklärung geben, und wäre auch einmal einer gesprochen worden, so müste er doch in irgend einem teile des bair. noch zu finden sein. aber es existierte gar keine endung des prät. auf *-eχt*, sondern immer nur *-et* (*-ot* . . .), und das auftreten der schreibung *-ocht*, *-echt*, *-acht* erklärt sich höchst einfach: es gab

Digitized by Google

im bair. eine endung *-ocht*, *-echt* als adjectiv-suffix, über sie vgl. Wilmanns II 467, Weinhold Bair. gramm. s. 203 f, meine Altbair. gramm. § 41 d. sie hat unter schwachton den guttural eingebüfst, unter stärkerem nebenton erhalten, das weist heute die mda. aus, so zb. Mda. von Imst s. 107 *rǫatlaχt* und *rẹatələt* 'rötlich', soweit nicht zu gunsten einer form ausgeglichen wurde. diesem suffix blieb aber der vocal gewahrt, und der war derselbe der auch der endung *-et* (*-ot* . . .) des prät. zukam (und den in teilen des bair. alle unter stärkerem nebenton gesprochenen vocale hatten, vgl. im Pustertal *a* für alle ursprünglich langen nebensilbenvocale Tirol. mda. s. 54, aus dem mittelbair. zb. entsprechungen wie Mietraching aus *Muotrīh-*, Freisinger tradd. ed. Bitterauf nr 193, Egmating aus *Ehamōt* nr 173, Perlach aus *Peralōhc* nr 138, Taglaching aus *Tagaleih-* nr 121, Altham aus *Altheim* nr 127, Pilgram für *Piligrīm* Schmeller I 385 ua.). es wurde also in adjectiven die endung ohne guttural genau so gesprochen wie die endung des prät., also etwa *narroht* als *narret*, *-at* wie das prät. altbair. *porōta* als *poret*, *-at*. weil es nun die schreibung *narrecht*, *-acht*, die durch die einstige aussprache gesichert war, gab, nur deshalb sind auch die prät. auf *-et* mechanisch mit *ch*, *h* geschrieben worden, ohne dass der guttural jemals gesprochen worden wäre. *ich hazzacht, er dechaeht, regnocht*, *padechten*, *wezimmerächt* sind zu nehmen als *hazzet, dechet, regnet, padeten, bezimmeret*, wobei *-et* die lautform *-at*, den vocal der nebensilben gehabt hat. in den Niederösterr. weist. zb. finden sich nicht selten prät. auf *-et*, wofür auch *-ät*, *-at* geschrieben wird vgl. *prauchet* I 34, 9, *fischät* I 35, 13, *zörat* I 36, 15, dazu den flurnamen *ins Pirchadt* I 68, 12, in dem *-adt* die alte endung *-oht* vertritt.

Wenn von *prat* 'brett' der dat. sing. *prādə*, das dem. *prādlə* (s. 121) hat, so ist da sicher eine ersetzung des allein berechtigten *t* durch *d* nach dem muster von *pot* 'bad', dat. *puədə* vorhanden, entgegengesetzt in *gəšait -tər* 'gescheid' (123 u.); es ist von T. nicht erklärt. — s. 231 wird in *žlüffm* 'schlafen' die kürze notiert, aber s. 103 steht *žlufm*. — zu *pfitšəfail* 'tautologische zusammensetzung aus pfeil und mhd. *vitzer* pfeil' wäre Schmeller I 445 dienlich gewesen, es ist *pfitše-pfeil*: so bei Schmeller und in Imst, in der G. mda. wurden die *pf* differenziert, in Pernegg umgekehrt *fitšəpfaeil* Beitr. 28. 136. — in dem *ll* in *ville* 'füllen' (s. 228) seh ich ein demin., vgl. s. 222 *khelle* dem. zu 'kohle'. — unter *i* (s. 185) wäre auch *nībl* 'fein regnen', das sich s. 139 findet, anzuführen gewesen. — s. 125 wird die annahme, dass *sk* zu *šk* und mit allmählichem erlöschen des *k* zu *š* geworden sei, zu unrecht auch Wilmanns zugeschrieben, der doch an der citierten stelle ausdrücklich sagt, 'dass zunächst die tenuis *c* zum spiranten *ch* wurde'. — s. 27 anm. ist zu lesen 'für stimmlose lenis' statt stimmhafte.

Hötting, 16. aug. 1908. J. Schatz.

Digitized by Google

Glossar zu den liedern der Edda (Sæmundar Edda) von Hugo Gering. dritte auflage. Paderborn, FSchöningh 1907. xii u. 229 ss. 8°. — 4,50 m

Die dritte auflage des kleineren Eddaglossars ist zunächst für den studierenden eine erwünschte gabe, weil sie dem Geringschen Eddatext angepasst ist, während in den letzten jahren der widerspruch zwischen ausgabe und wörterbuch dem anfänger das einlesen erschwerte. der vf. hat in gewohnter gründlichkeit die artikel revidiert und aus älterer und neuerer literatur nachgetragen was er sich aneignen konnte. die methode wonach G. die bedeutungen der wörter angibt, ist bekannt; als anschauliche beispiele nach drei verschiedenen richtungen hin mag man nehmen, dass *grimmr* in sechs bedeutungen gespalten wird: 1) 'grimmig, trotzig', 2) 'feindlich gesinnt', 3) 'grausam', 4) 'bitter', 5) 'schmerzlich', 6) 'schrecklich'; dass die gegenwerte von *mál* (*maþl*) diese reihenfolge bilden: 'sprache'; 'wort, rede'; 'gespräch, unterredung, beratung'; 'spruch in gebundener rede, gedicht'; 'verabredung, vertrag'; 'redegabe'; 'streitfrage'; endlich dass für die beiwörter *fróþr*, *horskr*, *snotr*, *spakr*, *víss*, *vitr* jedesmal die adjective 'klug, verständig, weise' oder zweie davon anrücken. es wäre nicht angebracht, jetzt bei der dritten auflage des buches das verfahren einer kritik zu unterziehen. eine kleine verschiebung nach der sachgemäfseren behandlung hin bemerkte ich in dem artikel *hvass*: zu den abteilungen 1) 'scharf, schneidend', 2) 'scharf, durchdringend', 3) 'schmerzlich', 4) 'wild, mutig' war früher noch eine fünfte, 'gierig', getreten (für Þr. 25 *bíta hvassara*): diese ist jetzt in 1) aufgegangen. dasselbe hätte bei 3) geschehen können, und entsprechendes in ungezählten fällen.

Der neuen auflage ist auch ein namenregister beigegeben, praktischer weise die personennamen mit den übrigen in fortlaufender reihe. und der vollständigkeit halber sei erwähnt, dass ein freund der geschmackvollen Geringschen vorwortspolemiken auch diesmal auf seine kosten käme. ich füge noch in alphabetischer folge ein par einzelbemerkungen bei, die sich mir beim durchblättern ergaben.

darrǫþ f. 'speer' ist nach lautform wie stammbildung unglaubhaft, mag man es als englisches lehnwort fassen oder nicht. der zum Valkyrienliede erfundene männername *Dǫrruþr* zeigt, dass man die in der dichtung mehrfach begegnende form *darraþar* auf einen masculinen *u*-stamm bezog. darauf müste die behandlung von Akv. 4, 7 rücksicht nehmen.

draga wird Akv. 33 die gewöhnliche bedeutung 'ziehen' haben.

fiall übersetzt G. s. 49 richtig mit 'berg, gebirge', aber unter *rosmufiǫll*, *þáfiall* unrichtig mit 'fels'.

folk kann in der Edda überall, als simplex wie als erstes compositionsglied, die ältere bedeutung 'exercitus, phalanx' haben. *folkliþandi* ist dann nicht der genrehafte 'wanderer', sondern der 'recke'. die von G. für zwei stellen angesetzte bedeutung 'volk

Digitized by Google

als politischer verband' ist umso weniger annehmbar, als sie auch der prosa abgeht (denn nr. 7 bei Fritzner 'einwohnerschaft, bevölkerung' ist etwas anderes).

gøla: 'jmd (durch kitzeln) zum kreischen oder kichern bringen, jmd lachen machen'. G. nennt dazu eine stelle bei KGíslason, wo weder von kitzeln, noch von kreischen, kichern oder lachen die rede ist. G.s eigne übersetzung von Sg. 9 *verþ mik gøla af grimmum hug* 'ich werde aus wut kreischen oder lachen müssen' stimmt nicht zu seiner bedeutungsangabe (danach könnte es nur heifsen: 'ich muss mich zum kreischen bringen') und passt herzlich schlecht in die situation. wie immer der zusammenhang mit *gala* sein mag, der sinn von *gøla* ist längst vorgeschritten zu 'erlaben, ergötzen'; schon in der ältesten skaldensprache haben wir *gøla hrafn* genau wie das sonstige *gleþia hrafn*, also das wort der Brynhild ist zu übertragen: 'ich muss mich erlaben aus meinem hassvollen sinne heraus'; das ist so viel wie: 'ich muss meinen grimm durch rache kühlen' — und darauf folgt passend die aufreizung Gunnars str. 10.

hví: G. setzt für drei stellen die bedeutung 'wie' an; das richtige bemerkte Detter Idg. anz. 11,113.

hǫtún ist nicht 'hochburg', sondern 'hochfeld, hochbelegener hofplatz'.

innan: ob *ganga innan* 'hinaus (ins freie) gehn' bedeuten kann, bezweifle ich; dicht neben einem *illz of fyld* stehend, kann *innan* doch nur dazu gezogen werden; richtig Detter-Heinzel II 462.

kostr: für Skm. 13 *kostir'u betri* stellt G. den sinn 'entschlossenheit' auf, ohne stütze, soviel ich sehe. ich fass es als 'besseres steht zur wahl dem, der . . (es gibt besseres für . .)', ungefähr gleich *betra er til kostar.*

en kvístskǿþa Hamþ. 4 dürfen wir nach den zahlreichen skaldischen parallelen (*vandar iǫtunn, seliu gandr, storþar galli* usf.) nur auf den wind, nicht auf die sonne beziehen.

Das von G. conjicierte *á lǿgi* HHu. II 8 fehlt im glossar.

maþr: 'einmal schon in der abgeschwächten bedeutung des nhd. 'man': Fm. 7,2': das gleiche gilt für mehrere Háv.-stellen, wo *maþr* stablos vorausgeht. dagegen nur auf G.s rechnung kommt das unmögliche *manna siau hundruþ* Gu. III 7, 3.

minka: minki Ghv 22 ist unpers. 3. sing.

røk n. pl.: wenn das wort zu *rakjan* gehört, wie will man dann den vocal *-ø-* erklären? ein urn. **rakju* konnte doch nur **rek* ergeben. man wird also doch *rǫk* anzusetzen haben, <**raku* n.pl., das mit dem ahd. *racha* zwar nicht identisch, aber aufs nächste verwant ist.

samtýnis 'in demselben gehege': vielmehr 'mit angrenzendem hofplatz = hof an hof' (Am.83 übtr. 'seite an seite').

serkr 'oberkleid, waffenrock': das einfache *serkr* bedeutet 'unterkleid'; nach Lex.poet. hat *serkr* die bedeutung 'brünne' nur

in verbindung mit andern wörtern; so auch Vǫls. str. 25,8 *serkr iárnofinn.* daher ist die conjectur HHu. II 8 *serkr gurþisk* (wo doch die brünne gemeint sein müste) bedenklich.

skutill: auch Rþ. 4 nimmt man besser mit Heinzel GGA. 1904 s. 195 den sinn 'platte' an, anstatt 'tischchen'.

smokkr ist nach Eimreiðin 14, 144 nicht 'brusttuch', sondern eine art blouse.

sǿtt kann sinneshalber mit got. *gasahts* 'vorwurf, tadel' nichts zu tun haben; *sǿtt* gehört zu *sanctus*, *gasahts* zu *sakan.*

tafla heisst nicht 'tafel, brett' (= *tafl*), sondern 'brettstein, spielfigur'.

taugreptr salr ist nicht ein 'durch zusammengeflochtene zweige gebildeter' saal, sondern ein saal, dessen d a c h (*raptar*) aus flechtwerk besteht.

teygia: G. hält das *ἀπ. λεγ.* *teygia* 'zeigen' = g. *ataugjan* und das geläufige causativum von *tiuhan* für ein und das selbe wort; er will die brücke so schlagen: ein tier (durch zeigen einer speise) anlocken!

valbaugr, *-rauþr*, *-ript* ist gewis nicht auf *valr* 'strages', sondern auf 'wälsch' zu beziehen: sieh AlBugge Vesterlandenes indflydelse s. 144.162.

Berlin. A. Heusler.

Sivert N. Hagen, On the origin of the term Edda [s.-a. aus: Modern language notes, may 1904].

Eine neue erklärung des namens *Edda* zu versuchen, war bei dem bisherigen stand der frage nichts weniger als überflüssig. der vf. des obigen aufsatzes hat folgenden gedanken gehabt: *Edda* ist eine etymologisierende übersetzung des lat. (*ars*) *metrica*; man hat *metrica* mit *matrix* (acc. *matricem*) 'stammmutter' in verbindung gebracht und ist dadurch auf das mindestens aus der Rígsþula bekannte wort *edda* 'urgrofsmutter' geführt worden.

Diese erklärung ist weit besser als jede der früheren. sie ist auch ungleich stärker gegen die kritik gewappnet, als die meisten der aus dem Buggeschen gedankenkreise hervorgegangenen combinationen. ihre voraussetzungen passen so gut zu der cultur der zeit, dass eingehende erwägung nur zu immer unbedingterem beifall führen kann.

Snorris Edda ist das hauptwerk der altisländischen litteratur, wenn wir unter litteratur diejenige production verstehn, die ihrer art nach erst seit einführung der lat. schrift möglich war. die lat. schrift war der hauptfactor der mittelalterlichen bildung, die mit ihr und durch sie ihren einzug hielt. der berührung dieser mittelalterlichen bildung mit den schätzen der heimischen tradition sind die ewig denkwürdigen leistungen der Isländer in geschichtsschreibung, grammatik und poetik entsprungen. Ari, der

Digitized by Google

anonymus des ersten grammatischen tractats, Snorri Sturluson und mancher andere emsige *φιλόλογος*, sie alle haben wahrscheinlich latein verstanden, jedenfalls die anregung zu ihrem schaffen von lateinischen mustern empfangen. sie alle waren gelehrte, wenn auch gelehrte recht verschiedenen schlages, und wenn Snorris gröfse mindestens ebenso sehr auf der sagamäfsigen kunst der menschenschilderung, der fülle und eleganz und dem feinen humor seiner darstellung beruht, als auf dem talent zu sammeln und einzuteilen, so bleibt er darum doch ein gelehrter schriftsteller.

Schon die Heimskringla entfernt sich durch ihre anlage und durch die gedanken des prologs und der Ynglingasaga weit von der durchschnittlichen saga. die anfangsworte des werkes selbst — *kringla heimsins* — sind eine widergabe des lat. ***orbis terrarum*** und mit der idee zugleich von Snorri aus gelehrten kreisen übernommen. weit technischer, esoterischer ist das gepräge der Edda. die metrischen und stilistischen erörterungen sind ganz schulmäfsig; der verfasser hat wol selbst das bedürfnis empfunden, sie durch gefällige beispiele und durch bunte geschichten zu beleben. das gelehrte frage- und antwortspiel in der Gylfaginning weist auf vorbilder wie Königsspiegel und Elucidarius. noch bedeutsamer für uns sind die sprachlichen reflexionen der vorrede: *Trór* = *þórr*, *Síbil* = *Sif*.

Wenn nun der cod. Ups. uns belehrt: *Bók þessi heitir Edda*, so ist *Edda* offenbar als der name, nicht als der titel des buches aufzufassen. d. h. die bezeichnung steht nicht parallel mit überschriften wie *Guðrúnarkviða*, *Sverrissaga*, *Skáldskaparmál*, sondern mit conventionellen namen wie *Grágás*, *Gúllfjǫðr*, die wesentlich gleichartig sind mit *Sigrfluga*, *Ormr inn langi* und dergl. es ist klar, dafs die bezeichnung *Edda* der echt volkstümlichen freude an der namengebung entsprungen ist. 'urgrofsmutter' als heiti für eine handschrift, das war nicht seltsamer als 'goldfeder' in derselben rolle, wol aber waren beide vortrefflich geeignet, im gedächtnis zu haften, eben weil sie auffallend, geheimnisvoll waren. romantische betrachtungen, wie man sie in neuerer zeit an die eddische urgrofsmutter geknüpft hat, konnten wol auch einem Isländer des 13 jahrhunderts nahe liegen. dem erfinder der 'Edda' selbst, also doch wahrscheinlich Snorri, ist — das werden wir trotz Hagen annehmen müssen — der appellative sinn des wortes nicht blofs bewust gewesen, er hat ihn auch in beziehung zu dem inhalt des buches gesetzt. der vf. deutet selbst die möglichkeit an, dass bei der bildung des wortes *Edda* das weibliche geschlecht von *bók* mitgewirkt haben könnte. m. e. ist das sicher der fall gewesen; man denke an andere buchnamen, zb. die oben angeführten. eine solche einwirkung des grammatischen geschlechts ist aber nicht ohne einen gewissen grad von personificierung möglich, am wenigsten wo ein persönliches appella-

Digitized by Google

tivum im spiel ist. so ist es keineswegs ungereimt, mit Jacob Grimm und Müllenhoff anzunehmen, dass schon dem Snorri das buch mit all seiner 'frøði' als eine vieles wissende urgrofsmutter vorgeschwebt hat. aber wenn der name zu solchen gedanken führen konnte, gewis haben sie allein ihrerseits nicht zu dem namen geführt.

Und doch ist auch der name durch ein geistreiches spiel geschaffen worden. er ist nicht wie H. annimmt, schlechtweg eine falsche übersetzung des lat. *metrica.* die rolle dieser vocabel war damit erschöpft, dass sie das altertümliche wort *edda* in eine blitzartige neue beleuchtung rückte, so dass es geeignet erschien, als name für das gesetzbuch der skaldentechnik zu dienen. unter den associationen, die in diesem acte zusammenwürkten, braucht keineswegs ein falsches urteil über die verwantschaft von *metrica* und *matrix* gewesen zu sein. das wäre eine etymologie ohne jede sachliche grundlage gewesen, sehr verschieden von *ás: 'Ásia, Titulus : Titanus,* anderseits auch von *Titus Livius : 'Teitr lividus' = Teitr enn ǫfundsjúki* (Gíslason Prøver 382). es genügte, wenn die lautliche ähnlichkeit auffiel. denn gleichzeitig würkte das mit *matrix* verknüpfte *edda* mit seinem archaischen gefühlswert und mit einer naheliegenden phantasie im gefolge. die phantasie kann übrigens auch diese gewesen sein: das buch soll die stammmutter aller künftigen 'skaldschaft' werden. — fassen wir zusammen, so lässt sich die prägung des Eddanamens so beschreiben: zwischen den termini *(ars) metrica* und *edda,* die beide in einer gewissen inhaltlichen beziehung zu Snorris werke standen, stellte *matrix* die verbindung her; durch diese verbindung gieng — rein gefühlsmäfsig, associativ — das bessere sachliche anrecht des lateinischen ausdrucks auf den isländischen über, der ohnehin den heimischen erdgeruch vor jenem voraushatte, dessen sachliches anrecht aber ungleich geringer war. kurz: *edda* 'urgrofsmutter' ist unter dem einfluss von lat. *metrica* zum buchnamen geworden. derart modificiert, dürfen wir Hagens hypothese dankbar annehmen.

H. sucht sie durch z. t. recht weit abliegende parallelen zu stützen, während er auf das milieu des angenommenen vorgangs selbst nicht näher eingeht. seine auffassung des problems wird u. a. dadurch charakterisiert, dass er im selben band der Mod. lang. notes den *hêah Healfdene* des Beowulf aus *altus Diomedes* (= *dimidius*!) erklären will. 'dâ hœret ouch geloube zuo!' hat ein amerikanischer fachgenosse in der Anglia dazu sehr milde bemerkt. aber mag auch die gesamtanschauung fehlgehn, der einzelne gedanke kann plausibel sein.

Breslau im september 1906. G. Neckel.


Digitized by Google

Det gamle norske ønavn Njarðarlog. af Magnus Olsen [Christiania Videnskabs-selskabs forhandlinger for 1905. no. 5]. Christiania 1905. 29 ss. 8°.

Hærnavi. En gammel svensk og norsk gudinde. af Magnus Olsen. [Christiania, Vid.-selsk. forhandl. for 1908. no. 6.] Christiania, Dybwad, 1908. 18ss. 8°. — 0,50 kr.

Am ausgange des Hardangerfjords liegt die insel Tysnesø. im mittelalter hiefs sie *Njarðarlǫg* oder *Njarðarlaug*. O. stellt fest, dass die erste schreibung die authentische ist, und erklärt *Njarðarlǫg* (f. sg.) als 'bezirk des Njǫrð', wie *þrǿndalǫg* (n. pl.); die abweichende flexion beruhe auf der analogie anderer inselnamen; einige ortsnamen, die anscheinend auch aus einem götternamen im gen. + *lǫg* bestehn, werden angeführt. auf einen alten cultus des Njǫrð deutet nach O. auch der im nördlichen teile von Tysnesø an einem binnensee gelegene hof Vevatne, was er aus an. **Vévatnar* 'heiliger see' oder 'see beim heiligtum' herleitet. das abgelegene wasser in einer dem Njǫrð gehörigen gegend erinnert an den 'secretus lacus', in dem das bild der Nerthus gewaschen wurde. dass die von Tacitus berichtete culthandlung im heidnischen norden lange fortgelebt hat, zeigt die anekdote der Flateyjarbók von Gunnar Helming. (den zusammenhang der beiden berichte hatte schon Uhland gesehen. wenn er aber im norden den see und das bad noch vermisste, so füllt O. die lücke aus durch den hinweis auf **Vévatnar*.) zwar kennt die ortsnamenkunde auch anderswo heilige seen, dass aber dieser heilige see nicht zufällig mit Njǫrð zusammen auftritt, dafür spricht auch eine ethnographische erwägung. die Hǫrðar, zu deren gebiet Tysnesø gehört, sind wahrscheinlich ebenso wie die Harudes Caesars aus dem kimbrischen chersones gekommen, wo nach Ptolemæus (und wol auch nach dem Monum. Ancyr.) *Χαρούδες* safsen, also aus einer gegend, in der die vielberufene insula Oceani jedenfalls gesucht werden muss. die *Haruðōz*, die bald nach Christi geburt von Jütland nach Westnorwegen übersetzten, haben also den cultus der *Nerþuz* nach ihrer neuen heimat mitgebracht und ihm dort, widerum auf einer insel, eine zweite stätte bereitet. hier war der ausgangs- und mittelpunct der verehrung des Njǫrð, von dem die Vafþrúðnismál sagen: ***hofum ok hǫrgum hann rǽðr hunnmǫrgum.*** vielleicht ist auf demselben wege auch Tý, von dem in Westnorwegen nur Tysnes zeugt, nach Hǫrðaland gekommen.

Der vf. verhüllt mit keinem worte den hypothetischen charakter seiner folgerungen. er tut es so wenig wie SBugge, an den er in gedankenführung und ausdrucksweise erinnert und dem er zum schluss 'herzlichen und ehrerbietigen dank' darbringt. er macht sich ungefähr alle einwendungen, die ein zweifelnder leser machen würde, und tritt ihnen mit guten gründen entgegen. in seinem bedächtigen, trockenen ton fühlt man stark den reiz, mit dem seine combinationen den forscher selbst fortgerissen

Digitized by Google

haben. den grad der erreichten wahrscheinlichkeit kann nach vorstehnder inhaltsangabe jeder annähernd abschätzen. entscheidende gegengründe sind, soweit ich sehe, nicht vorhanden; ebensowenig dürften argumente zu finden sein, die die ansprechende hypothese zur grundlage weiterer forschung tauglich machen könnten. aber wo gibt es endgültige beweise in der altgermanischen ethnographie und mythologie? liest man etwa PAMunchs grofsen, politisch gefärbten aufsatz über derlei fragen in den Annaler 1848, so wird man deutlich inne, wie der längere umgang mit dem stoffe und manche übereilung der früheren uns besonnener gemacht und würklicher erkenntnis näher geführt haben. und doch überleben auch heute noch unbewiesene vorurteile, die besser fielen. was hat man zb. für die zeit um Christi geburt unter 'ikke-nordiske folk' zu verstehn? (Olsen s. 25.) gegen eine so alte scheidung zwischen Nord- und Südgermanen spricht alle wahrscheinlichkeit; die lautgeschichtlichen indicien die man dafür anführen könnte, reichen nicht weit. trügt nicht alles, so ist Skandinavien bis zur christianisierung Norddeutschlands ein rein geographischer begriff gewesen (und an etwas rein geographisches ist doch hier nicht gedacht). erst das christentum und die politik der Frankenkönige haben jene urgermanische lebenseinheit zerstört, um deren erkenntnis unsere altertumskunde sich müht. diese altertumskunde sollte freilich nicht länger die 'deutsche' heifsen (wie umgekehrt GSteinhausen sein büchlein getrost 'Deutsche cultur in der urzeit' hätte nennen dürfen).

Doch dies nebenbei. — in einem puncte muss man dem vf. entschieden widersprechen. das nebeneinander von Tý und Njǫrð auf Tysnesø deutet er so, dass Tý hier noch als himmelsgott verehrt wurde, denn Njǫrð sei der erdgott. derartige reconstructionen einer wahrscheinlich nie vorhanden gewesenen dogmatik dürften heute wenig anklang mehr finden. und was den chthonischen charakter des Njǫrð angeht, so darf man allerdings wol nicht mit Müllenhoff die Terra Mater des Tacitus schlechtweg aus römischer umdeutung erklären — die alten marschbauern des Ingwaeonengebiets opferten jedenfalls der Nerþuz *til árs* —, aber für den teil der bevölkerung der von der see lebte, war der *landás* (um mit Egil zu reden) doch wol schon damals eine schiffergottheit, wie Njǫrð von Nóatún. letztere function des gottes wird auch in Norwegen vorgeherscht haben; dafür sprechen die isländischen quellen, die natur des landes und die concurrenz Þórs. — O. sagt einleuchtend s. 24, auf zwei wegen scheine der cultus des Frey-Njǫrð sich in die skandinavische halbinsel hinein verbreitet zu haben: über die dänischen inseln nach Schweden (Upsala), von da nach Drontheim, und zweitens geradeswegs nach Westnorwegen. eine frage kann man dabei nicht unterdrücken: wissen wir, ob der Frey-cultus auf der jütischen halbinsel älter ist als in Schweden? sollten nicht, wenn würklich der name

Digitized by Google

Nerþuz in Jütland einheimisch war, die namen Yngvi und Frey östlicheren ursprungs sein? (cf. im runenliede: *Ing wæs ærest mid Eastdenum.*) manches spricht dafür, dass unter den Ingvaeones alle Germanen proximi Oceano, also auch die auf den dänischen inseln und in Südschweden, zu verstehn sind.

Das rückgrat der zweiten arbeit bildet die gleichsetzung der aus dem zweimaligen uppländischen Hernevi erschlossenen göttin Hærn mit der aisl. Hǫrn = Freyja. man darf die richtigkeit dieser gleichung wahrscheinlich finden, auch wenn man dem gedankengang des vf.s hie und da bedenken entgegenbringt. so ist ein masc. aschw. **Hærne* aus **Harniēn* sprachlich keineswegs ausgeschlossen; es gibt west- und ostn. auch langsilbige *jan*-stämme (Noreen I 244. II 319), und der gemein-germanische rückgang der *jan*-flexion (Kluge Stammb. §§ 13 f.) ist offenbar eine folge des i-umlauts, den das sprachgefühl hier als störung empfand: daher zb. aisl. *arfi* für *erfi* = got. *arbja*, daneben aber aschw. häufig *ærve*, und noch leichter wäre ein isolierter göttername **Hærne* denkbar. also nur aisl. *Hǫrn* lässt uns das starke fem. vorziehen. und selbst diese anknüpfung ist nicht ganz sicher. O.s zurückführung von *Hǫrn*, g. *Hǫrnar* auf älteres *Hǫrn* : **Harnar* = aschw. **Hærn* : **Hærnar* lässt sich anfechten. man wird sich schwerlich eine ausnahme geschaffen haben von dem festen system *vǫrn* : *varnar* usw. (vgl. Heusler Zs. d. ver. f. volksk. 1903, 36). statt des i-stammes empfiehlt sich vielleicht eher ein u-stamm: urn- **Harnuʀ*, parallel mit der nahverwanten **Nerþuʀ*. aschw. **Hærn* erklärt sich dann wie aschw. *læter*, *søn*, *Hallværþer* udgl. (Noreen II 313 f., vgl. I 240 f.), und der aisl. gen. *Hǫrnar* könnte mit der isoliertheit des weiblichen u-stammes zusammenhängen; wie man auf der einen seite den i-umlaut durchführte, so auf der andern den u-umlaut. wie dem auch sei, jedenfalls ist die schwed. *Hærn allen ernstes zu erwägen. der cult dieser göttin muss dem der Freyja so ähnlich gewesen sein, dass man sie mit letzterer identificieren konnte, und dies weist auf ursprüngliche identität der beiden gestalten. O. hat für diese identität auch andere gründe. er befolgt dieselbe methode wie in der studie über Njarðarlǫg: aus der nachbarschaft von ortsnamen die auf göttercuIte weisen, schliefst er auf die mythische beziehung der betr. gottheiten und daraus auf die natur der einzelnen gottheit. so findet er es bedeutsam, dass unweit von dem einen Hernevi ein Ullevi ligt, und gewinnt daraus ein götterpaar Ullr und Hærn. in diesem schluss bestärken ihn die ebenfalls nahe beieinander liegenden namenpaare *Ulland* und *Frøland* (**Ullarland*, **Freyiuland?*), *Ullensvang* und *Frøines*, alle vier im norwegischen Hardanger. dazu kommt ein *Fröstolpt* (heute *Fröstkult*) bei dem zweiten uppländischen Hernevi: die beweiskraft dieser parallelen bedürfte noch der verstärkung durch den nach-

Digitized by Google

weis, dass mythologische beziehungen sich auch sonst derart in der germanischen ortsnamengebung abspiegeln. Tysnes und Njarðarlǫg bedeuten darum wenig, weil die beziehungen von *Tiwaz* und *Nerþuz* sehr hypothetisch bleiben. ja, brächte eine schriftliche quelle bestätigung! aber diese bestätigung fehlt nun auch bei dem angenommenen verhältnis Ullr : Freyja-Hǫrn. O. sieht in Freyja-Hǫrn eine göttin der erdfruchtbarkeit und setzt sie = Nerthus, ebenso Ullr = Týr, und gewinnt so das aus Njarðarlǫg bekannte götterpaar. er versäumt nicht, jede seiner operationen einzeln zu begründen, und doch kommt ein recht schwankes gerüst zustande, auf dessen höhe man sich nicht auf die dauer wol fühlen kann. durch die beziehungen des donnergottes zu dem himmlisch-irdischen götterpaar, die O. noch nachzuweisen sucht, wird das system nicht glaubhafter. man geht bei einmaliger lectüre vielleicht gerne mit, gefesselt durch das problem, dessen oft bewährte hoffnungslosigkeit man vergisst, und durch das unleugbare geschick des verfassers im aufspüren von möglichkeiten und gründen. aber bald muss sich der zweifel regen. es ist das schicksal der germanischen mythologie, dass das misverhältnis zwischen dem wissensdurst den sie erregt und ihren mitteln ihn zu befriedigen allzu grofs ist. ob die ortsnamenkunde dies verhältnis wird zum bessern kehren können? O. verheifst uns eine zusammenfassende behandlung der norwegischen ortsnamen, soweit sie auf alte culte weisen. er will dann auch die litterarischen quellen ausgiebig heranziehen. hoffen wir, dass es seiner geschickten hand gelingt, jene nachbarschaftshypothese als stichhaltig zu erweisen.

Breslau. GUSTAV NECKEL.

Die isländische regierungsgewalt in der freistaatlichen zeit. von FRIEDRICH BODEN. [Untersuchungen zur deutschen staats- und rechtsgeschichte herausg. von OGierke, 78. heft]. Breslau, Marcus 1905. 101 ss. 8°. — 2,50 m.

Die vorliegende studie, die sich mit dem godentum beschäftigt, gliedert ihren stoff in zwei hauptteile: a) elemente, b) rechtsverhältnisse der isl. regierungsgewalt. ein kürzerer 3 teil gibt einen überblick über die geschichtliche entwicklung. diese einteilung hat sich dem vf. anscheinend mehr aus seiner arbeitsweise als aus freiem überblick des stoffes ergeben. der zweite abschnitt schliefst sich grofsenteils als blofse erweiterung an die betr. teile des ersten an, die schon ausgesprochenen ansichten widerholend, ohne principiell neues zu bringen. was s. 49ff über die functionen und den begriff des godentums gesagt wird, gehört aufs engste zusammen mit den 'elementen', die s. 3ff auseinandergesetzt werden. der grund für dieses verfahren ist wol nur darin zu suchen, dass der zweite

Digitized by Google

abschnitt fast ausschliefslich aus den geschichtsquellen für das 13 jahrh. heraus gearbeitet ist (Sturlunga saga), der erste dagegen auf den Isl. sǫgur und der Landnáma beruht. — der vf. fragt zunächst nach den quellen der machtstellung des goden und findet sie nicht in territorialen verhältnissen, auch nicht im tempelbesitz, sondern in dem zusammenhang der godenfamilien mit dem uradel und in dem besitz von thingleuten, ein verhältnis, das mit der gefolgschaft gleichgesetzt wird. aus dem zweiten abschnitt sind hervorzuheben die lehrreichen erörterungen über unvollkommene verdinglichung des godords (teilbarkeit, untergang, veräufserung, vererbung, gründung). der verf. stützt seine thesen mehrfach durch verdienstliche zusammenstellungen, so über die abstammung der landnámsmenn (19 f), über goden der älteren zeit, die keine bedeutende herrenmacht besessen zu haben scheinen (91), über die in der zweiten hälfte des 12 jh.s nachweisbaren godorde (94 f), über den untergang der godordform (97). in der schrift steckt solide arbeit, und alles was der vf. sagt ist wol durchdacht, aber leider ebenso schlecht vorgetragen wie gegliedert. wir erhalten manche interessante aufklärung über isländische verhältnisse, die, wie mit recht an mehreren stellen hervorgehoben wird, für die älteste germanische rechtsgeschichte von principieller bedeutung sind. der gedanke, dass das thingmannenverhältnis mit der gefolgschaft gleichzusetzen, oder besser: für das wesen dieser uralten einrichtung lehrreich sei, ist höchst plausibel. einen wichtigen beleg dafür, den der vf. nicht erwähnt, liefern die þingmenn Knuts des grofsen. es ist allgemein zugegeben, dass das þingmannalið sich aus dem königsgefolge entwickelt hat (ABugge Vesterlandenes indflydelse 246 ff). da ist es angesichts des isl. þingmaðr vergebene mühe, den namen aus dem altengl. ableiten zu wollen. das synonymum *húskarl* = *þingmaðr* spricht deutlich genug. der ausdruck stammt aus der zeit der kleinkönige, die wie die isl. goden das gefolge auf dem thing brauchten. ABugge verfolgt die einrichtung — nicht den namen — bei den nordischen königen in Britannien bis in die mitte des 9 jh.s zurück. auch das südgermanische kennt den *dingman*, pl. *dingliute* (Graff II 196. 745; Mhd. wb. II 39; Lexer I 435; Schiller-Lübben I 523). die bedeutung ist hier 'beisitzer des gerichts'. sie lässt sich mit der nordischen vielleicht vereinigen mit hülfe des taciteischen berichts. der führer der deutschen 'dingleute' ist der 'princeps iuridicus' — die dingleute sind die centeni der Germ. c. XII —, der der 'þingmenn' ist der gefolgsherr. gerichts- und gefolgsherr waren aber gewis oft identisch. dem herren auctoritas und consilium zu geben, war ursprünglich bei beiden die aufgabe des gefolges. die comites centeni darf man wohl mutatis mutandis so auffassen wie die von den goden (aus ihren leuten) ernannten beisitzer. der godenverband und die taciteische landsgemeinde stellen beide auf kosten

Digitized by Google

des einzelnen princeps eine gerichtseinheit her, die über Caesars 'principes inter suos ius dicunt' hinausgeht.

Abzulehnen ist des vf.s beurteilung der heidnischen priesterwürde. hier hat er eine zu starke neigung, éine möglichkeit zu gunsten der andern gänzlich zu verwerfen. auch der tempelbesitz ist für die machtstellung der goden ohne zweifel von anfang an sehr wichtig gewesen. seit urzeiten beruhte die häuptlingsstellung bei den Germanen oft auf dem priestertum. schon vor Islands besiedlung bestand vielerorten ein örtlicher und ursächlicher zusammenhang zwischen thing, heiligtum und führerschaft des tempelinhabers (RA[4] I 338. 377 ff). folgende einzelheit kann als illustration dieser verhältnisse dienen : die Eyrbyggja sagt von dem eidringe im þórtempel des þórólf : *þann hring skyldi hofgoði hafa á hendi sér til allra mannfunda.* zu den insignien der könige von Dublin gehörte im 10 jh. der ring des þór (Bugge aao 79). dieser ring war nicht ein 'symbol des heidentums', sondern jedenfalls der fürstenwürde, er hatte aber vielleicht ursprünglich eine rein religiöse bedeutung.

B.s arbeit würde gewinnen, wenn sie auch auf das nichtisländische Skandinavien rücksicht nähme. ein paar behauptungen gehn unbelegt und uncontrolierbar in den gedankengang ein (29 über *þingmaðr*, 63 über *goðorð*); hier vermisst man quellenkritik. zu s. 12 — tempelbau in der zweiten generation — wäre Sturla Kalmansson (Ldn. 18. 142) nachzutragen (diese vorgänge hängen wol mit dem rückgang des christentums nach der landnámszeit zusammen, cf. Bugge 368, wo, nebenbei bemerkt, die quelle sehr anfechtbar interpretiert wird : *flestir þeir er kómu vestan um haf* nicht = 'die meisten, die von westen übers meer kamen', sondern 'meistens solche, die . . .'). störend wirken nachlässigkeiten wie 'eine art bundestages' (46), 'des bedeutungswandel' (41), druckfehler wie 'des prinzips' für 'des princeps' (101). überhaupt ist die lectüre kein genuss. für die völlige abwesenheit des künstlerischen und psychologischen elements bei sehr technischen fragestellungen entschädigt der eindruck fleifsiger und liebevoller forscherarbeit.

Breslau. G. NECKEL.

De latijnsche woorden in het oud- en middelnederduitsch door dr K. LATER. Utrecht, Kemink u. zoon. 1904. 170 ss. 8°.

Mit diesem buche, einer Utrechter doctordissertation, ist durch umsichtige und vorsichtige behandlung, wie sie der stoff erheischt, die lücke zwischen den arbeiten von Franz (für das ahd.) und Pogatscher (für das ags.) ausgefüllt. zur einleitung ist ein kurzer überblick über die römischen einfälle und eroberungen und die sonstigen berührungen mit den Romanen gegeben. dann folgt ein


Digitized by Google

alphabetisches verzeichnis der and. lehnwörter mit den belegstellen und eine liste des mnd. materials. im mittelpunct der arbeit steht die laut- und formenlehre. zum schluss ist eine kurze übersicht der lehnwörter nach culturhistorischen gesichtspuncten gegeben, und in einem anhange folgen die entlehnungen aus dem kirchlichen latein. im titel hätte nicht übergangen werden sollen, dass auch griechische substrate (zb. *kirika, pinxsten, pape*) in der abhandlung enthalten sind. es ist schade, dass der verfasser JHGallées 'Vorstudien zu einem altniederdeutschen wörterbuche (für meine freunde gedruckt), Leiden 1903' nicht mehr hat benutzen können. zwar haben ihm nach seiner eigenen angabe die handschriftlichen grundlagen dieses buches zur verfügung gestanden, aber daraus ist nicht der gewinn geflossen, welcher sich heute leicht aus dem gedruckten buche schöpfen lässt. Later kennt annähernd 200 and. lehnwörter : durch Gallées sammlung mehrt sich das material fast um 150. ich werde diesen nachtrag im register zu meinen untersuchungen bringen, von denen zwei teile ('Handel und verkehr', 'Christentum') u. d. t. 'Norddeutschland unter dem einfluss römischer und frühchristlicher cultur' in Steinhausens Archiv für culturgeschichte 1905, heft III und IV erschienen sind, zugleich auch als Göttinger diss. (1904) : Untersuchungen zu den griechischen und lateinisch-romanischen lehnwörtern in der altniederdeutschen sprache. zur probe möcht ich nur zu den 6 and. belegen für den anfangsbuchstaben *l* bei Later das nachzuliefernde material aufführen: *laƀandari* < mlat. *lavendarius*; *laƀandula* < mlat. *lavendula*; *lacertia* (mnd. *lackeritze*) < lat. *liquiritia*; *lamin* < lat. *lamina*; *lampreda* < lat. *lampreta*; *lanna* < lat. *lamina*, *lamna*; *laz*, *lazo* < lat. *laqueus* > afrz. *latz*, ital. *laccio*; *lenement* < lat. *lineamentum*; *linsi*, *linsin* < lat. *lens*, *lentem*(?), vgl. Later s. 66; *loƀesca-luƀesteko*, *luƀistekul* < lat. *levisticum* (Kluge Etymol. wtb.); *lōrberi* < lat. *laureus*; *lumƀal* < lat. *lumbus*; *lūra* < *lorea*, *lora*. — das mnd. *pēse* < *pacem* (kusstäfelchen) fehlt, welches neben and. *kēsi* < *caseus* wegen des *ā* > *ē* interessant ist. lohnend ist auch eine durchforschung der modernen dialekte. zb. für westfäl. *kase* < lat. *casa*; *kipp* < lat. *cippus*; *kolter* < lat. *kulter*; *mīte* < lat. *meta* habe ich ältere belege auf deutschem boden nicht angetroffen.

Die grammatische darstellung ist nach dem vorbilde von Franz und Pogatscher angelegt. solche resultate freilich für die aufhellung der lautgeschichte und für die zeitliche fixierung der fremdwörter selbst, wie sie namentlich die arbeit von Pogatscher geliefert hat, standen von haus aus wegen der einfachen and. lautverhältnisse nicht zu erwarten. daher hat L. mit recht in ziemlich ausgiebiger weise das ahd., ags. und mnl. material, zuweilen auch die modernen nd. dialekte herangezogen. doch vermiss ich öfter eine gründliche ausnutzung dieser sammlungen. so liefern seine ausführungen über die schicksale von roman. *ē*

Digitized by Google

und *ō* nichts zur aufklärung, sondern bringen nur eine wenig geordnete aufzählung; man vgl. dazu den anhang meiner dissertation. dort ist noch einiges besprochen, was ich darum hier übergehn kann, so namentlich die geschichte von *alamōsna* und *piligrim*. bei den consonanten, welche im ahd. verschiebung erfahren, ist eine saubere gruppierung durchgeführt. am schluss der lautlehre ist dem verf. das misgeschick widerfahren, dass er das *h* vergessen hat, welches freilich nur durch and. *heretikeri* und mnd. *hederik* belegt ist. das capitel 'Flexie en genus' hätte nach Pogatschers vorbild im zusammenhang mit den suffixen behandelt werden sollen. denn die nicht lautgesetzlichen vorgänge an den lehnwörtern beim sogenannten suffixtausch und beim eintritt in eine germanische flexionsclasse sind principiell gleich. diese veränderungen müssen in erster linie auf lautliche und begriffliche assimilationen zurückgeführt werden, wie uns die beobachtungen am heutigen sprachleben beweisen; vgl. auch Pogatscher § 256—57 und § 276. aus einem lautlichen grunde zb. teilen sich die feminina der lat. *ā*-declination in zwei gruppen, was ich nachher mit hilfe der eigennamen im Heliand nachweisen werde, die ich hier noch in kürze besprechen möchte.

Die beobachtung der endungen lateinischer eigennamen gewährt einen einblick in die ersten flexivischen accommodationsprocesse, deren vorgang bei den fremdwörtern, welche uns litterarisch überliefert werden, längst überwunden ist. diejenigen namen welche lateinisch indeclinabel sind, werden in dieser form übernommen und schliessen sich der *a*-decl. an: *Abraham*, *Adam*, *Bethlehem*, *David*, *Isaac*, *Israhel*, *Joseph*, *Noe*. masculina auf *-as* behalten die endung und treten in die *a*-klasse: *Andreas*, *Elias*, *Jonas*, *Judas*, *Satanas*; flexionsformen sind nicht belegt von *Barrabas*, *Kaiphas*, *Lucas*, *Thomas*, *Zacharias*. masculina auf *-us* bewahren gewöhnlich die endung und flectieren ebenfalls als *a*-stämme: *Bartholomeus*, *Lazarus*, *Mattheus*, *Petrus*, *Philippus*, ohne beweisende formen: *Archelaus*, *Malchus*, *Markus*, *Pilatus* (*Emaus*). neben *Jakobus* wird schon *Jakob* gebraucht; auch das fünfsilbige *Octavianus* hat im genetiv die lat. endung eingebüsst: *Octavianas* (*-es*), — die masculina auf *-es* treten mit erhaltung der endung in die *a*-flexion: *Erodes*, *Johannes*, *Moyses*. — *Jesus* hat im nominativ *Jesus* und *Jesu*, im accusativ in C v. 3258 *Jesu*, in M *Jesum*. eine tatsache, die für *Jesus* aus der form nicht ersichtlich ist, steht für *Christus* und *Roma* fest: beide lebten bereits in der volkssprache. as. *Crist* hat die lat. endung nicht mehr und flectiert als *a*-stamm mit der pronominalen accusativendung *-a*, *-an* (Holth. § 268 c).

Die feminina der lat. *a*-declination teilen sich in zwei gruppen: 1. *Eva* tritt zu den *n*-stämmen, *Maria* zu den *jōn*-stämmen (Holth. § 316); 2. *Bethania* findet sich als *jō*-stamm. für *Magdalena* und *Martha* fehlen ausschlaggebende formen. bei den volkstümlichen

Digitized by Google

lehnwörtern findet dieselbe zweiteilung statt: 1. *fakla*, *porta*, *strāta* usw. sind *n*-stämme geworden, 2. *pīna*, *nōna*, *Rūma*, *spunsia*, *palencea* usw. (beispiele bei Later § 91) sind *ō*- bez. *jō*-stämme. daraus ergibt sich (mit geringen ausnahmen) die regel, dass wörter, welche auf nasal (oder nasalgruppe) ausgehn, sich der *n*-declination nicht zuwenden. vgl. hierzu ESchröder Anz. xxv 25. der lat. flexionsvocal *a* wird zugleich vom as. aufgenommen.

Als *i*-stamm ist *Levi* behandelt. die flexion des as. *Judeo* als *n*-stamm ist aus der lat. form *Jūdaeus* nicht erklärbar, er geht von vulgärem *Jūdaeu*[*m*] aus. dem as. dat. plur. *Ebreon* ligt lat. *Hebraei* zugrunde. ebenfalls von der basis des lat. plur. auf -*i* mufs man bei folgenden compositis ausgehn, bei denen ein as. gen. plur. angestrebt ist: *Egypteo-land*, *Galileo-land*, *Romano-liudi*. auf einen gen. sing. der *ō* declination deuten *Sodoma*(-*o*)-*burg*, *Sidonoburg*. diese formen sind natürlich ganz unbewuste analogiebildungen. wie eigentliche composita sehen *Nazareth-burg*, *Nil-strom*, *Oliwēti-berg* aus. auf diese weise fand man sich also mit den flexivischen problemen ab. eine andere aufgabe erwuchs den dichtern, wenn sie die fremdnamen im stabreimvers verwerten wollten. Pogatscher (§ 27) hat behauptet, dass die haupttonigen silben als lang behandelt würden, was durch Sievers (decanatsprogramm, Leipzig 1900) unhaltbar gemacht ist. dem widersprechen auch Kauffmanns darlegungen PBBeitr. 12, 349. für die quantitäten werden sich keine regeln aufstellen lassen, sondern wir können ruhig zugeben, dass diese eigennamen, wie in der mittellateinischen poesie, ein vogelfreies gut waren. aber zuweilen fühlen wir noch den alten rhythmus hindurch: wenn der germanische dichter gezwungen war, den ersten hauptictus eines verses auf die erste silbe zu legen, so trifft der zweite gern die ursprüngliche worttonsilbe des eigennamens.

Zweisilbige namen, die lat. auf der ersten silbe betont waren, tragen in den flectierten dreisilbigen formen ebenso wie die dreisilbigen proparoxytona gewöhnlich nur einen versictus auf der ersten silbe, aber in lat. dreisilbigen paroxytonis zb. ist der lat. wortton im verse gern als ictus verwendet: v. 951 *thar te Bethania*, typus C — v. 4189 *eft te Bethaniu* C — v. 768 *thar an Egypte*, C — v. 920 *bist thu than thoh Helias*, C — v. 965 *thar Johannes*, C — v. 60 *Érodes was*, E — v. 198 *Johannes quam*, E — v. 1591 *so Johannes duot*, E — v. 5304 *thar Pilatus was*, E — v. 685 *Érodesan*, am besten typus D. — — viersilbige lat. paroxytona tragen eine hebung an der lat. tonstelle: v. 764 *the was Archelaus*, A — v. 5515 *thie fan Galilea*, A.

Franz Burckhardt.

Digitized by Google

Stilistische untersuchungen zum König Rother von JULIUS WIEGAND. [Germanistische abhandlungen, begr. von KWeinhold, herausg. von Fr Vogt 22 heft]. Breslau, Marcus, 1904. XI und 209 ss. gr. 8.° 6,40 m.

Wiegands arbeit ist ein neuer wertvoller beitrag zur untersuchung der stiltechnik des 12 jh.s, und um so ergebnisreicher, als er eine reihe ähnlicher arbeiten der letzten 10 jahre zu den dichtungen der übergangszeit sich zu nutze machen konnte und seine methode auf sicherem boden steht. allerdings geht das buch ins breite und verlangt einen ausdauernden leser. der vf. behandelt zuerst einzelne stilistische erscheinungen der satzfügung, vornehmlich die wortstellung, legt das einfache, ungekünstelte des stiles im König Rother dar und geht den spuren altgermanischer technik in der variation und im paarbegriffe nach. nach ausführlicher besprechung der epischen umschreibung sowie der figuren und tropen stellt der vf. im hauptteil : 'Originalität und nachahmung' eine die kleinsten glieder der erzählung zerlegende formelsammlung auf. eingehend werden dann auf grund der stilistischen ergebnisse die frage der interpolierung des gedichtes behandelt und die beiden interpolatoren charakterisiert, die oberflächliche und auf das formelhafte gerichtete art des weltlichen und die aufdringlich moralische richtung des geistlichen; beide waren Mitteldeutsche. ein zusammenfassendes schlusscapitel bringt die ergebnisse der untersuchung. Rother steht — wie schon ESchröder wuste — der Kaiserchronik sehr nahe, dazu treten engere berührungen mit Roland und Alexander; von der spielmannsdichtung hingegen ist er durch den ton geschieden.

Für W. ist die stilistische untersuchung nicht selbstzweck; er will die behandelte dichtung in den kreis der literarischen erzeugnisse des 12 jh.s einordnen, indem er mit benutzung der 'vorhandenen arbeiten dem formelhaften des stiles besonders in den reimformeln nachgeht' und so das epische schaffen jener zeit in den grundlagen blofslegt. von vorteil dabei ist, dass er bei dieser breit ausgespannten untersuchung des epischen stoffes eine s a c h l i c h e anordnung durchführt, indem er die erscheinungen altepischen lebens — besuch, empfang und abschied, unterredung, äufsere erscheinung, höfische gewohnheiten, kampf und tod, ethische verhältnisse, werturteile, gefühle usw. — nach ihrer formelhaften verwendung in der dichtung sowie das verhalten des dichters zum stoffe betrachtet. darin dass der vf. bei der zerlegung dieser einfachsten vorgänge immer vergleichsweise verfährt und in diesem puncte lieber zuviel als zuwenig tut, ligt das hauptgewicht der arbeit. wenn dieser breite ausblick (s. 79—158) auf die denkmäler des 12 jh.s auch das buch anschwellen läfst, vervollständigt er doch in dankenswerter weise das bild mancher stilerscheinung, und die formelsammlung dürfte durch ihre alten belege auch für die stilbetrachtung der jüngeren epik von inter-

Digitized by Google

esse sein. dass die epische technik des 12 jh.s reich an formelhaftem ist, ist ja bekannt. eine die ganze mhd. epik überblickende arbeit dieser art, die den tausendmal widerkehrenden *genesen : wesen, solde : wolde, gewerte : gerte, næme : gezæme, rehte : knehte, sande : lande, gesprochen : wochen, armen : erbarmen, gewieret : gezieret* usw. nachgienge, würde reiche ausbeute haben und das veralten (vgl. *dannen : mannen, sagen : verdagen*) und emporkommen der reimformeln zeitlich fixieren können. es würde sich gewis auch zeigen, dass der reimschatz mancher epigonen nicht viel über eine geschickte handhabung des formelschatzes der ausgebildeten epik hinausgieng und dass in dieser poesie fleifsige lectüre und aneignung öfter als dichterisches talent würksam waren. mit der notwendigen begrenzung des stoffes hängt es wol zusammen, dass der ausblick auf die spätere epik bei W. sehr spärlich ist und über gelegentliche heranziehung des Nibl. nicht hinausgeht. wenigstens in einem anhange hätte uns der vf. solche vergleichende ausblicke auf die technik des 13 jh.s nicht vorenthalten sollen. so weicht im höfischen epos die aus der germ. zeit fortlebende variation (Kchr. 14866 *der kaiser besante sine man, die vursten in dem riche)* der parallelen bildung *(man, beide ritter unde knehte)*; das attrib. hauptwort im genetiv, das im Roth. noch die voranstellung liebt, rückt allmählich hinter das subst. und erhält sich nur in bestimmten formen (mit dem artikel) und häufig formelhaft *(der gotes degen)*; die umschreibung mit *lip, herze, hort* usw., die dem naiven stil der alten zeit nicht geläufig ist, wird unter dem einflusse einzelner dichter zur allbereiten phrase, ähnlich ist es mit der verwendung des steigernden adverbs. die rhetorische frage wird ein beliebtes mittel, die erzählung abzubrechen und übergänge herzustellen u.ä. doch zeigt sich W. seiner aufgabe vollauf gewachsen, logisches erfassen der stilistischen begriffe sowie ästhetisches urteil tritt allenthalben hervor, man vgl. § 43. 52. 71. 129. dass die vorliebe der höfischen dichtung für die reimbrechung nur eine reaction gegen das erstarren des gedankens in den überlieferten reimformeln sei (§ 72), ist sicherlich gut bemerkt. für das wörterbuch wertvoll ist die ausführliche zusammenstellung der verwendung des adject. attributs im § 20, auch § 28 ist bemerkenswert. für den stil und die stilentwicklung wäre dabei eine stärkere betonung dessen was formelhaft episches gut und besonders volkstümlich ist, von interesse und auch hier der ausblick auf den gebrauch bestimmter dichter der höfischen zeit leicht.

Ich füge einige bemerkungen an, die sich bei der lectüre einstellten. die unter einer reimformel gesammelten beispiele sind verschieden zu bewerten : *lêrdis mich gôde knechte haven nâch iren rechte* R. 4492 (§ 119) gibt sich anders als das formelhafte *si sprach deme gôtin knechte wol mit grôzeme rechte* R. 4708. auch sind die reimformeln insoferne geschieden, als es solche

Digitized by Google

gibt, bei denen nur die reimwörter fest, der inhalt wandelbar ist, gegenüber jenen, die nach ihrem ganzen inhalt formelhaft und stehend erscheinen. — die paarbegriffe § 45 sollten in bloſs doppelgliedrige (*diu kint unde wîp*) und in solche mit syntaktischem parallelismus (*von rîtdrin unde von vrouwen*) gesondert werden, denn in letzteren ligt unbewustes stilgefühl oder bewuste bildung vor; auch *wîp mit einem manne* und *wîp unde man* sind nicht gleichwertig. anderseits erscheint die scheidung in concreta und abstracta für die beleuchtung stilistischen könnens nicht notwendig. — die unter die formelsammlung § 74 f. aufgenommenen zahlenangaben sowie die zeitbestimmungen sind nur zum geringeren teile formelhaft; wertvoller erscheinen die allgemeinen zeitangaben § 76, die in der älteren dichtung phraseologischen ausdruck fanden. — die sentenzen tut der vf. § 131 mit unrecht kurz ab; gerade hier würde durch verfolgung und angliederung des allgemeinen gedankens an die weisheit des volkes, soweit sie litterarisch überliefert ist, für die stilistische und gedankliche atmosphäre etwas gewonnen. die § 138 angeführten parallelstellen Roth. 2592, Kchr. 39, Rol. 3361 würden hieher gehören. — zu den verweisen des dichters auf den späteren verlauf der handlung (§ 131) wäre ein allgemeiner hinweis auf dieses altepische erzählermotiv angebracht. die zahlreichen beispiele im Roth. sind bezeichnend. — wortwiderholungen wie Roth. 4966 = 4972, denen Wiegand geringen stilistischen wert beimisst (§ 132), sind doch zeichen volkstümlicher epik überhaupt — man vgl. zb. das jüngere Hildebrandslied — und darum beachtenswert; im Roth. selbst scheint diese art allerdings nicht sehr ausgebildet. — in der sammlung paralleler stellen zu verschiedenen gedichten (§ 137 ff) sollten viele stellen, deren ähnlichkeit zufällig ist, und mehr noch jene, die nur entfernte ähnlichkeit haben und die sich leicht verzehnfachen lieſsen, wegbleiben; besonders gilt dies für die mehrzahl der stellen aus den Nib. § 141, sie sind keineswegs bezeichnend. danach wäre auch die bezügliche bemerkung im § 190 zu berichtigen. — in rücksicht auf die in § 143 f. angeführten abweichungen des ersten vom zweiten teile lehnt W. eine eventuelle erklärung, dass der dichter während der arbeit seine technik geändert habe, als dem charakter eines mhd. dichters wenig entsprechend ab (§ 145). ohne die hinreichend bewiesene tatsache, dass unser Rother interpoliert und überarbeitet ist, bezweifeln zu wollen, ist eine solche abweisung a limine nach den jüngsten forschungen zur stilistischen und sprachlichen technik mhd. dichter nicht ganz berechtigt. die verschiedenheiten, die beispielsweise im § 143 f. aufgeführt erscheinen, betreffen fast durchaus wortgebrauch und reimgebrauch, sehr wenig würkliche stilerscheinungen, und solche wandlungen wären auch bei éinem dichter nicht völlig ausgeschlossen. dass W. in seiner eingehnden untersuchung der echtheit eine ganze reihe von stellen verteidigt, ist

Digitized by Google

nur zu billigen. allerdings erscheint mir das für den nachweis der unechtheit eines verses oft benutzte moment der formelhaftigkeit nicht immer zwingend, da ja Wieg. selbst etwa 30 proc. aller verse im Roth. als formelhaft annimmt. — der satz 'beiordnung herscht im Roth. noch durchaus' (§ 7) ist zu streng gefasst; man vgl. nur Roth. 437—456. künstliche periodisierung erscheint also nicht ausgeschlossen.

Man muss bedauern, dass der vf. seinem tüchtigen werke, das den ausdruck und reimschatz des gedichtes in solcher weise vergleichend behandelt — denn auch solche atomisierende arbeiten, die nur auf die äufsere technik gehen, ohne ideengehalt und tendenz einer dichtung zu untersuchen, kann die wissenschaft nicht entbehren — für den nutzbringenden gebrauch kein register mit einem verzeichnis der wichtigsten reimformeln mitgegeben hat. so werden einzelne ergebnisse versteckt bleiben; zudem kommt manche stilerscheinung an verschiedenen stellen zur sprache, ohne dass immer die erwünschte verweisung stattfindet.

Leitmeritz, 1 sept. 1905. ALOIS BERNT.

Der Münchener Oswald. text nd abhandlung von GEORG BAESECKE. [Germanistische abhandlungen begründet von Karl Weinhold, herausgegeben von Friedrich Vogt. 28 heft.] Breslau, M. u. H. Marcus, 1907. XVIII und 445 ss. 8°. — 16 m.

Bei der beurteilung dieses buches muss man scheiden zwischen der lösung der philologischen und der litterarischen aufgabe. dort, in der bearbeitung des textes, der darstellung der handschriften, ihrer herkunft, ihres abstammungsverhältnisses (I, s. 169—200), hat sich der vf. an die wissenschaftliche methode gehalten und schöne resultate erzielt. durch möglichste schonung der handschriftlichen überlieferung (aufser M, woher die benennung 'Münchener Oswald', Mk [Münch. bruchst.], S [Schaffhausen], I [Innsbruck] sind noch die prosahss. s [Stuttgart], b [Berlin], n [Budapest] benutzt) hat er eine fassung des gedichtes gewonnen, die der vorstufe der in den hss. erhaltenen gestalt möglichst nahe kommt. wenn man auch einzelheiten anders auffassen mag, so wird man doch die gesamthaltung nicht anders wünschen. besonders gelungen ist die untersuchung über die sprache des alten gedichtes (II, s. 201—213), die aus dialektischen überresten in M und S als rheinisch (gegend von Düsseldorf, Elberfeld) erschlossen wird; und über die reimweise dieses rheinischen originals, die aus der beobachtung der hsl. varianten und des umarbeitungsprincips des Herzog Ernst B aus Herzog Ernst A aufhellung findet.

Aber es ist aufgabe der kritik, bei den negativen leistungen einzusetzen, zumal wenn sie so blendend vorgetragen werden wie hier. denn bestechend wirkt beim ersten zusehen dieser scharf-

Digitized by Google

sinnig durchdachte aufbau mit den hypothesen die mit so viel geist und zuversicht entwickelt werden, mit den beweisen die auf eine solche fülle statistischen materials gegründet sind, mit der sorgfältigen übersichtlichkeit, die durch ausführliche register und orientierende randangaben erzielt ist. und überraschend genug ist auch das resultat: unser Oswaldgedicht ist keine einheitliche arbeit. es enthält zwar das original O, aber es ist durch sechs spätere dichter erweitert und teilweise umgearbeitet worden. das rheinische urgedicht O, der Rother und der ursprüngliche Orendel sind 'die vertreter des volksepos am Rheine' (s. 384). mit dieser definition sind der spielmännische und der geistliche gehalt möglichst zurückgedrängt. 'das werk ist in wahrheit höchst ernsthaft', 'nirgends auch ist eine geistliche tendenz sichtbar'. der spielmännische und der geistliche ton also sind durch die bearbeiter hereingebracht. jedem weifs der vf. seinen anteil bis auf den einzelnen vers abzustecken. *MW (von dem der Wiener Oswald abzweigt), ein frommer mann, verfasste die wunder, *Mz und *MS_1 'haben das gedicht mit ihren zusätzen weiter verchristlicht', es wird stärker an die christliche legende angelehnt, 'mit der es von hause aus so wenig gemein hatte', *MS_2 fügte den frommen schluss an, *MS_3 hat das spielmännische und burleske element betrieben, er machte das gedicht zu einem 'spielmännischen', *MS_4 oder *B endlich, ein Baier (die vorhergehenden waren rheinische leute), hat das so zusammengesetzte ganze 'durchgearbeitet, corrigiert, modernisiert und in richtige reimpaare abgesetzt' (s. 385—389).

Gewonnen werden diese ergebnisse durch beobachtung des inhalts (III, s. 214—309) und der form (IV, s. 310—362) des gedichtes, also durch gefühlsurteile des intellectuellen, ästhetischen oder ethischen gebietes, und auf exactem wege durch sammlung der entsprechenden tatsächlichen momente. aber gefühlsurteile sind immer gefährlich, und die statistischen aufstellungen sind hier nicht beweiskräftig, ja zt. falsch.

Die erstbehandelte athetese in III (abschnitt 1, 214—221) betrifft den schluss. er ist unecht von 3209 an (3209—3553, also 344 verse), und damit fallen noch weitere mit ihm in beziehung stehende frühere verse aus. 'Oswald erringt eine königin, damit er nicht erbelos bleibe (v. 49): ist das der gegenstand unseres gedichtes, so steht der wasserbottich des schlusses in lächerlichem widerspruche dazu'. aber worin besteht denn der widerspruch? ist ein psychologischer fehler gemacht worden? nein, denn Oswald hatte eben mittlerweile seinen sinn geändert, es handelt sich für ihn nicht mehr um erzielung der erbfolge, sondern es handelt sich darum, ob er sein gelübde erfüllt und die prüfung die ihm von Gott auferlegt ist besteht. wenn man also die überlieferung aus sich selbst heraus erklärt, so stimmt alles: Oswald will eine frau nehmen um einen erben zu erlangen,

Digitized by Google

aber Gott will seine keuschheit. er unterwirft sich dem willen Gottes und führt ein asketisches leben. das ist ein echt mittelalterliches thema.

Nicht der Münchener Oswald steht mit sich im widerspruch sondern die erörterung Baeseckes. mit den worten 'ist das der gegenstand unseres gedichtes' muss doch wol gesagt sein, dass die absicht auf erbfolge die begründung für Oswalds heiratsgedanken sei, und dass diese stelle zum grundplan des gedichtes gehöre. nun aber schreibt B. diese verse, 43—50, erst dem dritten interpolator, *MS_1, zu (s. 245. 307. 349). von einer interpolation kann man aber doch nicht sagen, dass sie der gegenstand des gedichtes sei.

Der verfasser fährt fort: weil die schlussscene mit Gott als bettler unecht ist, so fällt auch das gebet Oswalds um schutz vor den feinden weg (2791—2804), denn beides gehört zusammen; das gebet stört aber auch die folgerichtige entwicklung der erzählung, die heiden erscheinen ja trotz des gebets gleich wider, und Oswald muss nun doch den kampf, den Gott eben abwendete, bestehn. es ist richtig, hierin ligt eine entgleisung. es ist ein widerspruch. aber widersprüche gehören zum handwerk der spielleute, und ihrem publicum kam es ja nicht auf eine harmonische gedankenentwicklung als vielmehr nur auf unterhaltung und rührung an. in unserm gedicht erklären sich solche unebenheiten zudem aus der verschmelzung zweier verschiedener stoffe, der brautraubsage und der legende. das gebet ist ein element aus der legende, der kampf eines aus dem sagenstoff. und ebenso ist der 'natürliche schluss', den der verfasser schon mit 3209 ansetzt, eben der sagenhafte schluss im spielmännischen sinne, der im gedichte tatsächlich überlieferte schluss aber ist der von der legende gegebene ausgang.

Bei dieser gelegenheit führt der vf. aufser den inhaltsgründen zugleich auch formale gründe an, nämlich die unreinen reime. seine aufstellung versteh ich nicht. es sollen 2 vocalisch unreine reime vorkommen, nach seiner eigenen sammlung auf s. 344 aber sind es 6, in wirklichkeit allerdings 8; 9 apokopen werden gezählt statt 12, reime von *b* auf *d* und *g* sollen fehlen, es sind aber 8 von *b* auf *g* da; im hauptteil vor dem schluss seien 12 reime von *ng* : *mm*, *nn*, statt 8 (8 sichere, die zahlen sind zt. B.s eigener zusammenstellung auf s. 342—45 entnommen). das ergibt für diese fälle nicht einen zu niedrigen procentsatz unreiner reime im schlusse, sondern einen etwas zu hohen (der schluss umfasst etwa ein zehntel des ganzen): es sind etwa 4 unreine bindungen zu viel; was soll aber das auf 344 verse eines so willkürlich reimenden gedichtes! eine blofs äufserliche, absolute zahlenstatistik mit so geringen ziffern genügt bei einem dichtwerk überhaupt nicht, da das statistisch messbare object nicht fortwährend unter den gleichen bedingungen steht. denn

Digitized by Google

sobald der inhalt wechselt, ändert sich der wortschatz, und das muss auch von einfluss auf die reime sein. so kann es gar nicht auffallen, wenn im schlussteil keine reime von *samt : ant*, gegen 22 im übrigen gedicht, vorkommen, denn eine gesamtheit von menschen tritt hier nicht auf, die *helde, herren, gráfen, dienstliute, marnære, kristen, heiden allesamt* spielen nicht mehr mit. ferner fehlen reime von *m : n*, aber auch in den 290 O-versen 951—1486 kommen keine solchen vor, zudem befinden sich unter den 21 bindungen *m : n* des übrigen teils 8 von *lobesam : man*, zu welchen im schlusse sich keine gelegenheit bot. diese statistik nun, deren fehler auf irgend einem versehen beruhen müssen, ist schliefslich methodisch gar nicht einmal gerechtfertigt. denn der schluss soll ja gar nicht von éinem verfasser, MS_2, herrühren, ca. 190 von den 344 versen werden dem interpolator MS_3 zugeschrieben. da aber diese interpolatoren gerade auch aus der verschiedenheit ihres reimgebrauchs erschlossen werden, so durften doch MS_2 und MS_3 hier nicht ohne weiteres als einheit gefasst werden.

Nachdem auf diese weise der schluss beseitigt ist, werden v. 35—42 eingeklammert, weil sie zu dem 'unechten schlusse gehören'. nun sind diese verse nach der tabelle s. 349 von dem interpolator $^*MS_1$ verfasst, der schluss aber von $^*MS_2$ und $^*MS_3$, die jünger sind als $^*MS_1$, und die unmittelbar auf v. 42 folgenden verse sind eben jene ebenfalls von $^*MS_1$ verfassten v. 43—50, welche den gegenstand des gedichtes bilden sollen. somit wird der schluss gestrichen wegen interpolation von MS_1 und ein teil dieser interpolation MS_1 wird gestrichen wegen des schlusses.

Aber vielleicht ist es überhaupt unstatthaft, dass die kritik die erörterungen dieses abschnittes auf ihre stichhaltigkeit prüft, denn 'alle bisher angenommenen streichungen sind hypothetisch gemeint' (s. 221). so gehn wir denn zu den nächsten abschnitten (2, 3 und 4, s. 221—261) weiter, in welchen die beiden andern deutschen fassungen des Oswaldstoffes in ihrem verhältniss zu dem Münchener gedicht untersucht werden.

Alle drei, der Münchener Oswald (*MS), die prosalegende (*zn) und das Wiener gedicht (*WO), stammen aus éiner quelle, dem rheinischen original, *MS und *zn gehn wider gegenüber *WO enger zusammen. das original ist dargestellt durch die formeln *MS + *zn + *WO oder *MS + *WO oder *zn + *WO. mit hülfe von *zn und *WO lassen sich nach dem vf. viele der schon im vorhergehnden abschnitt (1) gefundenen athetesen bestätigen, andere neu erkennen. in einer liste (s. 238—245) sind die übereinstimmungen der drei fassungen nebeneinander gestellt. einiges ist nicht genau. der rabe wird in *WO nicht erst von der königin mit gold und silber ausgeziert, sondern schon an Oswalds hofe : MS 434—439 = W 115—120, dazu W 207 f. nur in *MS und *zn erwirbt sich der rabe urlaub

zu sprechen, nicht auch in *WO. zur begrüfsung des heidenfürsten durch den raben ist unter *MS + *zn hinzuzufügen 'und die junge königin', dagegen 'und seine mannen' für *WO zu streichen. das schlagwort 'werbung' gehört unter die erste reihe *MS *zn *WO, nicht unter die zweite *MS + *WO, denn sie steht auch in *zn (z 47, 5).

Das sind nur nebendinge. aber das gesamtbild ist verzeichnet, denn die geistlichen und spielmännischen züge sind in diesem schema nicht stark genug ausgeprägt. auch hier scheint der vf. von parteinahme für seine ansicht, dass das ursprüngliche gedicht ein möglichst einfaches volksepos sei, beeinflusst. das reiseabenteuer des raben, der ring im meer, gehört allen drei fassungen, also dem original an; dass es sich in *MS und *zn bei einem einsiedler, in *WO bei einem fischer abspielt, ist nebensächlich: fromm sind diese männer beide. sogar im wortlaut bestehn anklänge: *deme raben er ez under daz gevidere bant* MS 1284 — *her sprach, bint mirs vndir den flogil meyn* W 711. ebenso verhält es sich mit der botschaft des raben an den heidenkönig (MS 955 ff, z 47, 6 f, W 234 ff), und bei der werbung vor der prinzessin (er redet von der taufe MS 1097, W 391 ff. 474 ff, bezw. der überbrachte brief handelt davon z 48, 6 ff); beim abschied des raben, den die prinzessin Gott empfiehlt W 639, der himmlischen königin MS 1188, oder beiden z 48, 22 f. gewis haben *zn und *WO (und wol auch unser gedicht) 'geistliches, heiliges, wunderhaftes' eingefügt (s. 265). *zn ist eben lediglich eine heiligenlegende und muste überhaupt den ganzen inhalt in religiöse beleuchtung setzen. und ebenso ligt in *WO der schwerpunct des ethischen interesses ganz auf der religiösen seite, denn der obwaltende grundgedanke ist der der heidenbekehrung. daraus erklären sich viele sonderheiten dieses gedichtes: darum gibt der rabe als zweck seiner sendung dem heidenkönig an, dass Oswald ihm schöne kleider verehren werde, wenn er sich taufen lasse, während er die werbung um die tochter verschweigt (230 ff); darum redet er der prinzessin zuerst zu sich taufen zu lassen (389 ff), ehe er die werbung vorbringt; darum ist endlich der ganze schluss der bekehrung des heidenkönigs gewidmet, und darum besteht der versöhnende ausgang darin, dass alles getauft, und wer widersteht, ins meer geworfen wird.

Ganz radical verhält sich der vf. gegen das spielmännische. nur einmal könne eine solche scene bis zum interpolator *Mz verfolgt werden (s. 261. 308). gemeint sind allerdings nur die 'eigentlich spielmännischen scenen', 'hanswurstintermezzi' (s. 260). aber wo ist hier eine grenze zu ziehen! übrigens hat sogar *WO einen für die niedere spielmannsgesinnung charakteristischen zug: die angst vor dem hunger, 317 ff.

Und nun wird mit hilfe von *zn und *WO die unechtheit des schlusses von *MS bestätigt. er fehlt in *zn und *WO.

aber *zn und *WO können ja doch auch selbständig geändert haben! *zn hat das ende gebildet nach dem muster der heiligengeschichten, zu deren schema es gehört, dass am schluss die nach dem tode des gefeierten von ihm vollbrachten wundertaten berichtet werden; *WO schliefst, seiner oben dargelegten tendenz entsprechend, mit der heidenbekehrung. fromm klingen beide aus, das würde also eher gegen Baeseckes streichung des religiösen schlusses von *MS sprechen.

Mit dem schluss falle auch das gelübde (s. oben). aber *WO hat doch auch ein gelübde wie *MS? ja, aber ein anderes (s. 258 f): 'es fehlt die grundlage zu dem legendarischen schlussgebäude'. nein, sie fehlt nicht! *WO sagt: *so wil ich alle dy gewern dy an mir icht begern durch den willen deyn* 1212, und *MS *wes er durch dinen willen begert, her got, des wirt er alles gewert* 2795. man sollte glauben, dass *MS und *WO hier ein und denselben gedanken aussprechen wollen. doch das ist täuschung: nach der meinung von *WO wolle Oswald 'nicht etwa allen alles gewähren, was sie bitten können, es handelt sich nur um eine allgemeine spende'. der begriff 'spende' ist aus den dem obigen citat vorhergehnden zeilen von W entnommen: *ich wil . . . . machin eyne spende mit meynes selbis hende.* setzen wir nun die ganze stelle zusammen mit der erforderlichen interpunction, so ergibt sich: *ich wil . . . . machin eyne spende mit meynes selbis hende*: *so wil ich alle dy gewern* usw. *spende* ist almosenverteilung unter arme leute um gewisser ursachen willen (DWb. x 2144). dieses eben geschieht im anfang des von B. gestrichenen schlusses von *MS 3210 ff. sogar der wortlaut gleicht: *den wolte er geben ein spende mit siner milten hende* MS 3212 — *ich wil . . . . machin eyne spende mit meynes selbis hende*. demnach haben *MS und *WO die nämliche almosenverteilung, demnach ist auch der eingang des schlussteils von *MS echt, und da *MS sagt, Oswald wolle alles gewähren um was man ihn bittet, und zwar fast mit denselben worten wie *WO, und da *WO sagt, Oswald wolle allen gewähren die etwas von ihm bitten, so wird *WO auch meinen, Oswald wollte allen alles gewähren was sie bitten können. damit wären wir auf einigem umwege wider zu jener einfachen erklärung der stelle gekommen, wie sie etwa ein harmloser leser oder hörer ohne tieferes nachdenken begreifen mochte. es ist das motiv vom conflict zwischen versprechen und erfüllung: Herodes opfert Johannes den täufer, Artus gewährt jede *betelîche bete* und gibt sogar sein weib her.

*zn und *WO liefern also keine beweise für die unechtheit des schlusses in *MS, *WO spricht eher für das gegenteil. und er ist auch ganz im geiste der zeit sowol als dieser dichtungsgattung empfunden. auf ein tatenfrohes heldenleben folgt ein ende der entsagung. Orendel, sein weib und seine getreuen gehn

ins kloster, Rother und sein weib mönchen sich, Wolfdietrich geht ins kloster und desgleichen Walther von Aquitanien, ebenfalls ein held der brautentführungssage. es ist für diese geistesrichtung der weisheit letzter schluss, was Lamprecht in seinem Alexanderlied als lebenszweck aufstellt: *habet imer arbeit umbe daz himelrîche* 7286. also folgt die composition des ausgangs von *MS dem gewöhnlichen litterarischen typus.

Der 6. abschnitt des III teils ('Die brautwerbungsgeschichte', s. 266—309) ist der sage gewidmet. da ich mich auf die besprechung des hauptthemas, das ist die entwicklung des gedichtes, beschränken muss, kann ich auf die sagengeschichtlichen untersuchungen B.s nicht näher eingehn, bemerke aber, dass der mittelpunct dieser erörterungen, das schema der brautwerbungssage und dessen litterarische gestaltung, kräftig herausgearbeitet ist. sehr dankenswert ist die zusammenstellung der motive und die entwicklung des brautraubtypus. daran schliefsen sich kritische studien über verwante sagen, über die von Hugdietrich, Kudrun, Herbort, Rother, Ortnit, den Nibelungen.

In IV wird die form behandelt (s. 310—362, 1. strophen, 2. verse, 3. reime). dieser teil enthält also die formalen beweismittel für die interpolationstheorie des verfassers. aber sie geben nicht die sicherheit die er ihnen zuschreibt; einen tiefern einblick in die geschichte des gedichts, gar bis zur aufdeckung des originals und einer bestimmten anzahl nachträgler, gewähren sie nicht. eine vollständige aufteilung des ganzen in (vierzeilige) strophen (1. strophen, s. 310—330) konnte auch Baesecke nicht gelingen, wie geschickt er auch einzelne glieder ausgelöst hat. schon die interpolationen seien grofsenteils in strophen abgefasst gewesen, und zwar stellenweise in nachweisbaren Morolfstrophen. dadurch aber verliert das kriterium durch die strophen schon bedeutend an beweiskraft für das original. es habe aber auch unstrophische interpolationen gegeben, schon in *MW (s. 323). also war eine zeit, wo der Oswald aus Morolfstrophen mit eingestreuten reimpaaren bestand.

Sechszeilige strophen scheidet B. aus dem echten bestande aus. gewis sind manche zweifelhaft, und B. hat mit feinem sinn die entstehung einiger solcher sechszeiler aufgeklärt (s. 314—317). beispiele, wie solche entstanden sind, liefert indessen noch die uns erhaltene überlieferung: M hat nach 1082 zwei verse eingeschaltet, so dass also der vierzeiler 1081—84 zu einem sechszeiler erweitert ist, ebenso S nach 2205 nach dem vierzeiler 2202—5, nach 2283, nach 2958, vgl. auch 1702. auf textkritischem wege allein sind die sechszeiler nicht wegzubringen. sie begegnen ja auch im Orendel (vielleicht auch im gedicht von den 3 jünglingen im feuerofen[1], und der vf. erinnert mit recht

[1] Tannhäusers pastourelle (tanzlied, MSH. II 82—84) ist in vierzeilern, die meist einen in sich abgeschlossenen satz bilden, abgefasst und hat am anfang sowie in der mitte einen sechszeiler.

Digitized by Google

an die sechszeiler im Morolf (s. 314). man mag sie eine 'jüngere entwicklung' nennen, jedenfalls stellen sie ein gewisses stadium dieser gedichte vor. vielleicht sind sie aber doch nicht erst eine entwicklungsstufe jüngeren datums. die althochdeutschen kleineren epischen gedichte, die Samariterin, der Psalm, das Ludwigslied und wol auch das Georgslied enthalten aufser strophen von zwei langzeilen auch solche von dreien, das gibt also in halbverse abgeteilt den wechsel zwischen vierzeiligen und sechszeiligen strophen. wie im ahd. ist in den mhd. epen der grundbestand vierzeilig (= zwei langzeilen), die sechszeiler (= drei langzeilen) sind immer nur vereinzelt, ja es scheinen im Oswald überhaupt nicht zwei sechszeiler unmittelbar aufeinander zu folgen.

Eine besonders starke stütze für die annahme, dass das ursprüngliche gedicht in Morolfstrophen abgefasst gewesen sei, wird in den hss. selbst gefunden. einige male sind hier längere verse in zwei zeilen geschrieben, was also der trennung der letzten Morolfzeile in zwei hälften entspräche. Simrock hat diese beobachtung zuerst für seine strophentheorie verwendet, aber ihm lagen die handschriften nicht selbst vor. nun sind aber die fünf fälle, die der verf. aus MS und J anführt (s. 310), keineswegs die einzigen: M schreibt einen vers in zwei reihen auch noch 43. 539. 727. 1404. 2004. 2810, S 252. 295. 1916. 2103. 3035. 3123, M und S 2318. man sieht nicht ein, weshalb diese zweizeiligen schreibungen nicht auch berücksichtigt werden sollen. freilich passen sie nicht in das system von Morolfstrophen, weil sie nicht die schlusszeile einer solchen bilden würden, sondern nur die erste, zweite oder dritte zeile, oder in eine nicht strophisch abteilbare partie fallen (1404), oder die schlusszeile eines sechszeilers sein würden (3035). die meisten in den hss. gebrochenen zeilen sprechen also eher gegen als für die Morolfstrophe. und wenn man nun noch dazu nimmt, dass M und S umgekehrt auch zwei verse in einen zusammengezogen, ja durch einschaltung sogar dreireime gebildet haben, dann wird die bedeutung der zeilenschreibungen in den hss. als erkenntnismittel für Morolfstrophen ganz abgeschwächt.

Der verf. führt s. 310—314 diejenigen langzeilen von O an, die er für schlusszeilen von strophen hält. hier hätten einzeluntersuchungen über den rhythmus und die ausdehnung der zeilen vorhergehn müssen, durch die bestimmte typen als langzeilen genau festgesetzt worden wären (vgl. Saran Deutsche verslehre s. 254f.). so aber werden verse wie *ich wolte, wir wæren dâheime in Engellant* 2311 für schliefsende langzeilen mit cäsur in der mitte (nach *wæren*), also = zwei halbzeilen ausgegeben, jedoch zb. *meister ich hân niht umbe sust nâch iu gesant* 504 nicht, oder *wir werden bestanden ûf den grimmigen tôt* 2848, aber nicht *mere unde lant unze an den zehenden tac* 619 u. 1194 und so noch viele. diese passen eben freilich widerum nicht in

Digitized by Google

das Morolf-System, weil sie nicht vierte, sondern erste, zweite oder dritte verse einer strophe sind. auf einige derartige fälle macht der verf. selbst aufmerksam, aber die gehören dann meistens in 'interpolationen!' und was für einen rhythmischen abschluss geben manche dieser strophenschlüsse! zb. 2160—63 *èz sint wérdiu kristen kint; wècke mir ûf mîn hófegesínt: ez ist ùmbe sî ergángèn, sî müezen állè | wérdèn erhángèn!* (2163 gilt s. 311 als schliefsende langzeile).

Für die Morolfstrophe will es ferner nicht passen, dass die cäsur der schlusszeilen nicht häufiger mit einem stärkeren sinnesabschnitt zusammenfällt (reihenbrechung), und besonders, dass die Oswaldverse ja nicht nur stumpf, sondern auch klingend ausgehn. endlich ist auch die erzählungsweise im Morolf völlig anders als im Oswald. bei der durch den charakteristischen schluss stark abgegränzten und in sich geschlossenen Morolfstrophe zerfällt auch der inhalt leicht in schärfer gesonderte glieder. das erzählungstempo ist rasch, kurze scenen, viel handlung, die höhenpuncte sind in starke beleuchtung gerückt, zwischenglieder liegen versteckt, wie im späteren volkslied. im Oswald dagegen verlaufen die begebenheiten breit und ausführlich, in gleichmäfsigerer beachtung aller momente des geschehens, der bedeutsameren wie der wirkungsloseren.

Die letzten beweise der unechtheit werden den versen und reimen entnommen. die interpolationen sollen viel mehr überlange verse haben als das original (2 verse s. 330—339, speciell s. 337), aber die berechnung ist ganz parteiisch. schon gleich wird unter dem titel 'mildernde umstände' für O eine unverhältnismäfsig gröfsere anzahl längerer verse beseitigt als für die interpolationen. unter den übrigen werden dann oft verse von gleichem rhythmus bei O abgezogen, bei den interpolatoren berechnet, zb. *geloubet mir ez vurste hôchgeboren* 311 in O wird unberücksichtigt gelassen, *daz geloube mir, vurste hôchgeboren* 353 in *MSz wird angeschrieben; oder der vers 10 wird für O nicht berechnet, der gleiche vers 92 aber in *MSz gezählt, ebenso 12 und 94.

Und was alle vorhergehnden kritischen hilfsmittel nicht vermocht haben, das gelingt auch der reimstatistik nicht (3. reime s. 339—348). einzelne von dem originaldichter verschiedene individualitäten lässt sie nicht erkennen. die procentualen unterschiede sind nicht stark genug. charakteristisch aber für die methode B.s ist der abschluss der ganzen statistik: die unreinen reime der einzelnen interpolatoren sind aufgezählt, am ende wird der stiel umgedreht und aus einigen dieser interpolierten reime (acht) werden 'einige noch nicht anderweit gesicherte athetesen gerechtfertigt'. also zuerst werden die reime (ohne beweis) als interpoliert behandelt, dann wird mit ihnen selbst ihre eigene interpolation bewiesen. des rätsels lösung findet man, wenn man

Digitized by Google

die acht stellen im text nachschlägt: sie gehören alle zu *MS3, und *MS3 hat noch einige unreine reime nötig. auch hier steht B. unter dem banne seiner hypothese.

Mit einer tabelle der interpolierten stellen (4. s. 349—362) und der chronologie des gedichtes sowie einer zusammenfassung der ergebnisse (V, 363—389) enden die untersuchungen, denen sich noch sehr ausführliche, methodisch wissenschaftlich ausgearbeitete anmerkungen und verzeichnisse anschliefsen (s. 391—445).

Fragen wir nun, wie soll das ursprüngliche gedicht eigentlich ausgesehen haben? ich muss gestehn, dass ich es mir nicht recht vorstellen kann. löse ich den inhalt aus, indem ich die interpolationen mit hilfe der tabelle s. 349—362 einklammere: was dann übrig bleibt, gibt stellenweise gar keinen sinn, zb. die einsiedlerepisode: der ring fällt dem raben ins meer O 1206, dann folgt die eingeschobene erzählung von dem einsiedler, durch dessen gebet der ring wieder erlangt wird 1207—1286; O fährt wider fort: der rabe fliegt weiter, bis er nach haus kommt und O 1366 lässt er sich den ring von Oswald losbinden. wie hat er ihn denn wider bekommen? was soll überhaupt der zwischenfall mit dem ring im meer, wenn gar nichts davon erzählt wird? die interpolation 1207—1286 fällt zum teil *Mz, zum teil *MS3 zu. in *Mz findet der rabe den einsiedler. er erzählt ihm den grund seiner traurigkeit und zwar wörtlich so: 1234—36 '*sît du mich kennest sô wol, sô kan ich dir sîn niht verdagen, ich müeze dir kunden unde sagen*' 1237—1244 ist einschaltung von *MS3, *Mz fährt fort: *nû sande ime diu junge künigîn bî mir ein guldîn vingerlîn* 1245 ff. wem sante sie es denn? in der interpolation steht es: *mîneme hêrren* 1239. — oder: O 1748 f Oswalds leute weinen, dass der rabe nicht da ist, in der darauf folgenden interpolation *Mz 1750—1775 wird ein engel von Gott und seiner mutter gesandt, um den raben beizuschaffen, O aber setzt 1776 wieder ein *der engel quam in Engellant*, ohne vorher etwas von dem engel und dem zweck seiner sendung zu sagen. beredet von dem engel, Oswald zu hilfe zu fliegen, antwortet der rabe in O: '*ich mac keinen vluc niht gehaben unde wurden si alle ze tôde erslagen*' 1860, dann folgt 1862—1881 ein einschub von *MS3 und O fährt 1882 mit dem gegenteil von dem fort, was es in dem satze vorher behauptet hatte: *unde vlouc hin über daz wilde mere*. ebenso ratlos steh ich der form gegenüber. das original und alle interpolatoren seien rheinische Franken, aufser dem letzten, *B. aber die reime sind ja bis auf einige alte überreste gar nicht mittelfränkisch, mit ihren 128 apokopen (d. i. eine apokope auf ca 27 verse; der verf. will s. 335 die apokope sogar ins beliebige ausdehnen!) tragen sie ein vulgär oberdeutsches gepräge. und s. 201 nimmt Baesecke Zwierzinas dialectbestimmung auf, wonach der uns überlieferte Oswald, den *e*-reimen zufolge (Zs. 44, 252 ff, bes. 263 f), österreichisch ist,

Digitized by Google

indem er den archetypus *MS für österreichisch erklärt. eine unterscheidung von interpolationen, die ja mittelfränkisch sein müsten, macht er hier also nicht; und kann er nicht machen, denn diese reime gehn eben durch das ganze gedicht durch, sonst hätte schon Zwierzina den Oswald nicht als einheitlich betrachtet. jene bair.-österreichischen *e*-reime könnten also, wie die apokopen, doch nur von dem bairischen bearbeiter B herrühren. aber die tätigkeit dieses Baiers ist nicht klar. er soll das gedicht 'durchgearbeitet, corrigiert, modernisiert und in richtige reimpaare abgesetzt haben' (s. 389). aber im texte selbst und in der abhandlung sind seine spuren gering. er fügt einige verse ein und ändert einige alte rheinische reime, das ist alles. vielleicht ist aber B doch nicht so fragwürdig. sollten nicht alle die leute, die noch mit *O an dem gedicht gearbeitet haben, die *MW *Mz *MS1 *MS2 *MS3 und B, ein und derselbe mensch sein, eben der bairische bearbeiter B? erweisen lassen sich die vielen köpfe nicht, das ist sicher; umgearbeitet ist das rheinische gedicht ins bairisch-österreichische, das ist auch sicher und das hat der verfasser selbst schön entwickelt. so werden wir, wenn wir uns mit dem erreichbaren begnügen, sagen: B, der Baier, ist der umarbeiter des rheinischen originals gewesen, seine arbeit ligt im Münchener Oswald vor. das ist freilich kein glänzendes resultat, es ist die resignation, die Vogt für Salman und Morolf, Berger für den Orendel und eben auch für unsern Oswald ausgesprochen haben. Baesecke hatte den mut, weiter kommen zu wollen. es ist ihm nicht gelungen, es konnte am wenigsten auf seinen wegen gelingen. aber wenn wir ihm auch auf diesen nicht folgen können, so müssen wir doch anerkennen, dass er, gestützt auf nicht gewöhnlichen scharfsinn, eine grofse arbeit darauf verwendet hat, um ihn sich zu bahnen.

Anhangsweise möcht ich kurz den stil des gedichtes berühren. B. hat dieses intimste merkmal mit bewustsein aus seiner untersuchung ausgeschlossen (einleitung s. VIII). was man daraus machen kann, hat Panzer in seiner Hilde-Gudrun gezeigt. man soll bei der spielmannsdichtung nicht meinen, dass, weil ihre kunst typisch ist, darum das individuum ganz ausgetrieben sei. das ethos eines jeden spielmannsgedichtes ist wider anders, wie jedes menschen seele besonders beschaffen ist. und das äufsert sich auch in der sprache. man kann meist schon in einem dutzend versen aus der erzählungsart und der sprachbehandlung im Morolf, Oswald, Rother einen andern geist erkennen. hat doch Vogt an so ganz äufserlichen sprachbestandteilen wie an den formeln *alsô . . . vernam* oder . . . *verlorn hân* (Salman und Morolf s. CXLII f und CXLVIII f) einen unterschied zwischen Oswald und Morolf nachgewiesen.

Im folgenden sind die sprachlichen widerholungen mit berücksichtigung der interpolationen zusammengestellt. sie gehn

Digitized by Google

durch das ganze gedicht unterschiedslos durch. das deutet doch auf ein einheitliches sprachbewustsein, zu dessen besitz eben jene formeln immanent gehören. wer sieben beteiligte dichter annimmt, muss es für denkbar halten, dass jeder seine vorgänger mit geflissentlicher sorgfalt, um das princip formelhafter widerholung durchzuführen, ausgeschrieben habe.

O und *MW *(zwischen zwô zinnen er dô saz) ûf die burcmûre, dô begunde er sich vröiwen unde trûren* O 778—80, *(si viele nider an ir knie) ze der porten an die mûre, dô begunde si harte trûren* *MW 2546—48. — *man sluoc zuo venster unde tür, starke rigel schôz man dâvür* O 979 f, *nû was verslozzen tor unde tür, starke rigele gestôzen vür* *MW 2535 f. — *einer dort, der ander hie, si westen selber niht wie* O 2473 f, *si vuoren dort unde hie, si westen niht selber wie* *MW 2813 f. — *in was wol gelungen* O 2651, *MW 2563. — *ze der goltsmitten was in gâch, die drî îlten ime vaste hin nâch* O 2603 f, *her ze der porten was ir gâch, die drî îlten ir vaste hin nâch* *MW 2543 f (*im was gâch . . . nâch* : O 614 f. 983 f. 1617 f. 2016 f .2238 f. 2445 f. 2615 f. 2737 f. 2871 f; *MS₂ 3470 f). — *wærlîche die wilden heiden müezen von uns komen ze leide* O 2859 f, *daz ich niht kome ze leide hie von deme wilden heiden* MW 2803 f (reime *heiden* : *leide* und *leide* : *heiden* O 1720. 2154. 2467. 2715. 2763. 2843. 2859. *MW 2803, Mz 1770. 2995, *MS₃ 2350. 3131, B 3392). — *si vâhten einen sumerlangen tac, daz nieman keiner reste pflac* O 2921, *er toufte drî sumerlange tac, daz er nie keiner reste pflac* *MW 3121 f (vgl. *daz er deheiner reste gepflac unze hin gen sant Jörgen tac* O 1433 f). — *sant Oswalt nam den sweher sîn unde diu vier magedîn* O 3185 f, *sant Oswalt toufte den sweher sîn, darnach d v m.* *MW 3119 f.

O *MW *MS₃: *der hêrren klage diu wart grôz* O 1748, *ir beider vröide diu was grôz* O 2600, *des raben klage diu was grôz* *MS₃ 638, *sant Oswaldes êre die wâren grôz* *MS₃ 119, *gotes kraft diu was grôz* *MS₃ 3083; *der heiden vröide diu wart grôz, die porten man in ûfslôz* O 2426 f, *des torwarten triuwe diu was grôz: die porten er kreftlîche wider zuoslôz* *MW 2432, 33. — *er sprach alsô schôn: ô edeler kunic Ârôn* O 899 f, *dô sprach aber schôn der rîche künic Ârôn* O 2386 f, *er sprach alsô schôn: vor hieze du der rîche künic Ârôn* *MW 3115 f, *dô sprach sant Oswalt schôn : sihest du rîcher künic Ârôn* *MW 2987, 88, *er sprach alsô schôn. der rîche künic Ârôn* *MS₃ 865 f, *er sprach alsô schôn: 'wolûf rîcher künic Ârôn'* *MS₃ 2145 f, *si sprach alsô schôn : 'bis mir willekomen rîcher künic Ârôn'* *MS₃ 2659 f, ferner *er ist genennet schôn unde heizet der rîche künic Ârôn* O 292 f, *er vrâcte in alsô schôn : 'sage mir rîcher künic Ârôn'* O 879 f, *er ruofte aber schôn: 'wolûf rîcher künic Ârôn'* O 2376 f, *ir vünf hundert zogeten schône mit deme rîchen künic Ârône* *MS₃ 2240 f.

O *MW *MS₁ *MS₃: *wærlîche, diu küniginne guot ist vor mir rehte wol behuot* O 801 f, *dîn lîp unde dîn guot ist bî*

mir rehte wol behuot O 889 f, *unde vier unde zweinzic juncfrouwen guot, dâmite was si wol behuot* O 2479 f, *daz diu küniginne guot wurde krefticlîche behuot* MW 2434 f, *er hât ein burc veste unde guot, diu ist vor schanden wol behuot* *MS$_1$ 328 f, *mit vier unde zweinzic juncvrouwen guot was si ze allen zîten wol behuot* *MS$_3$ 789 f, *von zwelf turnen guot was diu veste wol behuot* *MS$_3$ 1639 f. — *dô si nû ûf den hof wâren komen unde daz sant Oswalt hete vernomen* O 1501 f, *dô er under daz here was komen unde daz die hêrren heten vernomen* O 2461 f, *sît du mir ze hofe bist komen, dîn kunft hân ich gerne vernomen* O 207 f, *der ist her heim ze lande komen, hêrre daz hân wir wol vernomen* O 1313 f, *dô er nû in daz mere was komen unde daz die andern heten vernomen* *MS$_1$ 658 f, *dô si nû gen hofe wâren komen unde daz sant Oswalt hete vernomen* *MS$_3$ 101 f, *wande ich hân wol vernomen, wir sîn in daz lant komen* *MS$_3$ 1654 f (vgl. *MS$_3$ 418 f); *dô er ûf den tisch was bekomen, alse wir ez sît hân vernomen* O 394 f, 823 f, *dô er nû gen hofe was komen, alse wir ez sider hân vernomen* O 500 f, *dô si nû ze velde wâren komen, alse wir ez sider hân vernomen* O 1690 f, *dâ was nie niht lebendiges überkomen, alse wir ez sît hân vernomen* O 2449 f, *dô si nu ûf daz mere wâren komen, alse wir ez sider hân vernomen* O 2649 f, *dô die heiden ûz der bürge wâren komen, alse wir ez sider hân vernomen* *MW 2430 f, *dô si her ûz wâren komen, alse wir ez sider hân vernomen* *MW 2565 f, *dô er in die stat was bekomen, alse wir ez sider hân vernomen* *MS$_3$ 476 f (vgl. *MS$_3$ 2322 f).

O WM* MS$_2$* MS$_3$: *Der milte künic Oswalt sante nâch sîneme kameræere balt* O 1692 f, *nû sprach der milte künic Oswalt ze sînen goltsmiden balt* O 2308 f, *dô sprach der milte künic Oswalt ze deme wilden heiden balt* *MW 2953 f, *nû sprach der pilgerîn balt: 'ê milter künic Oswalt'* *MS$_3$ 3254 f, *'milter künic Oswalt, nû sende nâch deme raben balt'* *MS$_3$ 364 f, *er sprach ze deme hêrren balt: 'ei milter künic Oswalt'* *MS$_3$ 1904 *f* (die reime *Oswalt: balt* s. bei B. s. 332). — *dô diu rede vol geschach, hœret wie der pilgerîn sprach* O 264 f (1792 f. 2256 f. 2947 f) *dô diu rede vol geschach, hœret wie der heiden sprach* *MW 2961 f (2973 f), *dô diu rede vol geschach, hœret wie dô der pilgerîn sprach* *MS$_3$ 3488 f, *dô diu bete vol geschach, nû hœret wie der rabe sprach* *MS$_3$ (678 f 1021 f 1912 f 2671 f 3029 f, vgl. 2224 f).

O *Mz: *sô bringe ich zesamene ein michel here unde vare nâch ir über mere* O 596 f, *so bræchte ich zesamene ein michel here unde vüere nâch ir über mere* *Mz 262 f. — *er gap ime sant Johannes minne unde empfalh in der himlischen küniginne* O 606 f 1879 f, *dô gap er ime sant Johannes minne unde empfalh in der himlischen küniginne* *Mz 1285 f. — *nû hete du ime dînen vride gegeben beide sîneme lîbe unde sîneme leben* O 1003 f, *du wellest mir danne dînen vride geben, beide mîneme lîbe unde mîneme leben* Mz 903 f. — *nû ir werden kristen guot, nemet alle an*

Digitized by Google

iuch vesten muot O 2841 f (vgl. 1115 f 1255 f), *ir werden helde guot, nemet an iuch vesten muot* *Mz 1754 f. — *si volcten alle dem einen râte unde îlten mit einander drâte* O 1676 B 1677, *si volcten ir hèrren râte unde îlten ûz deme harnasche drâte* *Mz 1764 f (vgl. O 430 f). — *Wil si kristengelouben hân, daz sol si mich wizzen lân* O 594 f 1097 f, *wolte si kristengelouben hân, daz solte si mich wizzen lân* Mz 260 f. — *er erschalte sîn horn grôz, daz ez umdzen lûte erdôz* O 2699 f, *der heiden sprach ein stimme grôz, daz ez in deme hûse erdôz* *Mz 907 f.

O *Mz *MS3: *der künic sprach unverborgen: 'rabe lebe nûr âne sorgen'* O 883 f, *der heiden sprach unverborgen: 'rabe lebe nûr âne sorden'* *Mz 915 f, *sie sprâchen unverborgen: 'Oswalt hilf uns ûz den sorgen'* *MS3 3149 f. — *'ir kristen sît mir willekomen, iuwer kunft hân ich gerne vernomen'* O 2248 f 2943 f, *'rabe bis mir gotwilkomen, dîn klage hân ich wol vernomen'* Mz 1223 f, *ir meister sît mir gotwilkomen! iuwer kunft hân ich gerne vernomen* *MS3 1450 f, *er sprach: 'rabe bis mir gotwilkomen, dîn kunft hân ich gerne vernomen'* MS3 1920 f.

O *Mz *MS1 *MS2 *MS3 B: *dô sprach der werde vurste guot: 'nû muoz ich über des meres vluot'* O 250 f, *'nû sende dich der himlische vurste guot hin über des wilden meres vluot'* O 586 f. *'heiz in vüeren helde guot mit ime ûf des meres vluot'* O 1157 f. 1385 f. 1627 f, *mit manigem werden ritter guot, die hât er brâht über des wilden meres vluot* O 2042 f, *über des wilden meres vluot ze der werden küniginne guot* *Mz 256 f, *er sprach: 'himlischer vurste guot, nû hilf mir über des meres vluot'* *MS1 73 f, *obe ime wolte leisten der vurste guot, daz er ime hete verheizen ûf des wilden meres vluot* *MS2 3222 f. 3494 f, *die rede erhôrten zwelf helde guot, die wâren mit ime gevaren über des meres vluot* *MS3 2098 f (vgl. 1575 f), *ich gehiez deme himlischen vursten guot, dô ich swebete ûf des wilden meres vluot* B 3390 *MS3 3391.

O *MS1: *an deme zehenden tage ze nône dô swebete er obe deme mere schône* O 1195 f, *an deme zehenden tage ze nône dô swebete er obe dem mere schône* O 620 *MS1 621, *an deme sehsten tage ze nône dô quam er ze deme künige Arône* *MS1 771 O 772. — *er treip einen ungevüegen schal, daz ez in der bürge erhal* O 1295 f, *dâ treip er einen ungevüegen schal, daz ez under daz here erhal* O 1888 f, *dô treip er einen ungevüegen schal, daz ez hin wider in daz mere erhal* *MS1 734 f. — *alse der rabe gedz unde getranc, êrest gewan er manigen gedanc* O 895 f = *MS1 702 f (vgl. 1085 O). — *der himlische heilant den raben schiere herabe gesant* O 390 f, *der himlische heilant hât in uns her gesant* MS1 666 f.

O *MS1 *MS3: *Sant Oswalt sûmte sich niht mêr unde hiez ime den raben bringen her* O 370 f, *si sûmte sich niht mêr, balde hiez si tragen her* O 1077 f, *der kameræ̂re sûmte sich niht mêr*

Digitized by Google

unde begunde ze ezzenne unde ze trinkenne tragen her O 873 f, *diu vrouwe sûmte sich niht mêr, balde hiez si tragen her* *MS 1 694 f, *si sûmten sich niht langer mêr, bogen unde spieze hiezen si tragen her* *MS 3 2418 f, *si sûmten sich niht mêr unde hiezen in zwêne priester bringen her* *MS 3 3533 f. — *Sant Oswalt des erschricte sêr unde sprach: 'ô daz wir ie sîn komen her'* O 1716 f (vgl. 1351 f), *des erschricten die getouften heiden sêr: 'ôwê daz wir ie sîn komen her'* *MS 3 3141 f, *des erschricten die heiden gar sêr, in wart von deme bette ger* O 2172 f, *des erschricten die vrouwen sêr, nû wart in ze schouwenne alsô ger* *MS 1 714 f. — *der hirze umbe blicte: wie harte er erschricte* O 2436 f, *die vrouwen alle umbe her blicten, ô wie harte si erschricten* *MS 1 740 f, *dô der rabe den visch erblicte, von vröiden er dô erschricte* *MS 3 640 f, *der kamerære harte erschricte, den hêrren er trûriclîchen anblicte* O 1704 f, *manic helt abe der vrâge erschricte, ie einer den andern anblicte* *MS 3 159 f, *der meister gar harte erschricte, sehet wie balde er umbe sich blicte* *MS 3 486 f (vgl. 961 f).

O *MS 2: *er hete niemêre reste unde îlte von der veste* O 1191 f. 2020 f. 2129 f. 2236 f. 2571 f *unser hêrre hete niht mêre reste unde îlte von der veste* *MS 2 3280 f. — *si jageten in deme walde entwer, einer hin, der ander her* O 2471 f, *si triben in vor deme tische entwer, einer stiez in hin, der ander her* *MS 2 3310 f. — *nû heiz in ûf die kiele tragen, waz er ze aht jâren sülle haben* O 1169 f. 1397 f, *nû begunde man balde her tragen, waz man ze ezzenne unde ze trinkenne solte gehaben* *MS 2 3296 f.

O *MS 2 *MS 3: *Die juncvrouwe tete durh nôt waz ir diu junge küniginne bôt* O 2499 f, *sant Oswalt tete durch nôt waz ime der pilgerîn bôt* *MS 2 3474 f, *der kamerære tete durh nôt waz ime sîn eigen hêrre bôt* *MS 3 472 f 2218 f.

O *MS 3: *er hiez ime balde her tragen, alse wir noch hœren sagen* O 1439 f, *unde ûz der bürge her tragen, alse wir noch hœren sagen* *MS 3 1581 f. — *der meister worhte mit ringer hant, diu kunst was ime wol bekant* O 530 f, *die meister worhten mit ringer hant, diu kunst was in wol bekant* *MS 3 1463 f. — *'meister ich hân niht umbe sust nâch iu gesant, merket waz ich iu tuo bekant'* O 504 f = *MS 3 1453 f. — *er schuof mit sînen hêrren allen sant, daz si abezugen ir strîtgewant* O 2216 f, *die werden helde alle sant zugen abe in strîtgewant* *MS 3 2220 f. — *ir aller vröide si des betwanc, ie einer vür den andern spranc* O 1301 f (vgl. 1363 f), *sô grôziu êre in des betwanc, daz er von deme tische spranc* *MS 3 3376 f (vgl. *MS 3 3522 f). — *diu wîle werte niht lange, der kamerære quam gegangen* O 1694 f (vgl. 987 f), *diu wîle werte niht lange, die meister quâmen gegangen* *MS 3 1447 f. — *unde quâmen gein hofe dar, ir wart ein ungevüege schar* O 2719 f, *nû quâmen si ûf den hof dar, ir was ein ungevüege schar* *MS 3 1499 f. — *zwelf wochen unde ein ganzez jâr, alsô saget uns daz buoch vürwâr* O 1629 f (vgl. 2302 f), *ich bin gewesen zwelf*

Digitized by Google

wochen unde ein jâr, engel daz sage ich dir vürwâr *MS3 1834 f (s. unten). — *si wurden beidenhalp gewert alles des ir herze begert* O 2893 f (vgl. 869 f). *sant Oswalt wart gewert alles des sîn herze begert* *MS3 3069 f. 3167 f. — *Man sagete in diu küniginne wære mit goltsmiden von hinnen* O 2727 f, *unser tohter diu küniginne diu ist mit den goltsmiden von hinnen* *MS3 2677 f. — *er lie niht belîben unde hiez ime balde briefe schrîben* O 1475 f 2294 f *MS3 79 f 563 f, *meister ir sult niht lân belîben, ir solt mir briefe schrîben* *MS3 574 f. — *er hete niht mére ze wîlen unde begunde vaste îlen* O 2617 f (vgl. 1299 f 2729 f), *er hete niht mére ze wîlen unde begunde an die vünften schar îlen* *MS3 3232 f. — *dô hete er den raben schône bereit, des dûhte er sich gemeit* O 536 f, *diu kriuze wurden schiere bereit, des dûhte sich der künic gemeit* *MS3 1465 f. — *nû wurden si schiere bereit, alse uns daz tiutsche buoch seit* O 1611 f, *dô was daz gesmîde allez bereit, alse uns daz buoch seit* *MS3 2362 f, vgl. 2515 f. — *Sant Oswalt niht enlie, den raben er ûf sîn hant gevie* O 1940 f, *der schefkneht niht enlie, den raben er ûf sîn hant gevie* *MS3 1928 f (s. unten). — *alsamt mit rôteme golt, darumbe gip ime rîchen solt* O 436 f, *beslahen schône mit rôteme golt, darumbe gibe ich iu rîchen solt* O 508 f, *gar schône mit rôteme golt, dârumbe gît er iu guoten solt* *MS3 494 f. — *Alse diu zît hete ein ende genomen, dô wâren die werden kristen komen* O 1631 f, *wanne mîn krankheit hât ein ende genomen, sô wil ich her wider komen* O 2497 f, *wanne diu naht hât ein ende genomen, sô sult ir ze mir herwider komen* *MS3 1349 f. — *nû hete si den raben verborgen unze an den niunden morgen* O 1125 f, *dâ wâren si verborgen unze an den vierden morgen* *MS3 526 f. — *nû lac sant Oswalt aber in sorgen die langen naht unze an den morgen* O 1471 f (vgl. 21), *ir müezet leben in sorgen die langen naht unze an den morgen* *MS3 1347 f (vgl. 1053 f. 2320 f. 2360 f) — '*ich vlouc ime schône hin in daz land gen Ârône*' O 1798 f, *zewâre ich wil vliegen schône hin in daz lant gen Ârône* *MS3 765 f. — *dô si die rede erhôrten dô, dô wurden si ûzermâzen vrô* O 2408 f 2629 f, *der meister hôrte die rede dô, des wart er ûzermâzen vrô* *MS3 496 f, *dô der rabe die rede erhôrte dô, dô wart er ûzermâzen vrô* *MS3 1281 f, *dô sant Oswalt erhôrte die rede dô, dô wart er ûzermâzen vrô* O 2284 f = *MS3 2121 f. — *er vlouc über den berc hôch, der sich in die lüfte zôch* O 2018 f, *daz er sich in die lufte zôch volliclîchen zwelf spere hôch* *MS3 1876 f, *der hirze an den berc vlôch, der sich in die lufte zôch* *MS3 2447 f. — *an der selben stunde er den künic vrâgen begunde* O 877 f, *an den selben stunden die zwelf künige vrâgen begunden* *MS3 1513 f. — *An den selben stunden si ir helme ûf bunden* O 2176 f, *die heten ze allen stunden an vier schafte gebunden* *MS3 791 f. — *an deme niunden morgen vruo dô gie si deme raben zuo* O 1129 f, *er lac unze an den morgen vruo, dô gie er deme raben zuo* MS3

1357 f. — *an deme ahtoten morgen vruo vuorte er in an den burcgraben hin zuo* O 2368 f, *unde vüere in an den burcgraben hin zuo, daz tuon ich eines morgens vruo* MS_3 2346 f. — *nû verweisete sant Oswalt vruo, daz ime gie grôziu sorge zuo* O 19 f, *an deme vierden morgen vruo gie deme meister vröide zuo* O 534 f, *danne unze an den morgen vruo, sô gât ime grôziu sorge zuo* MS_3 1027 f.

O *MS_3 B: *sô wirt er schône empfân von mîneme vater unde von allen sînen man* O 2080 f, *alse der rabe wart empfân von sant Oswalde unde von allen sînen man* *MS_3 1938 f, *sô wirde ich deste schôner empfân beide von vrouwen unde von man* O 446 B 447. — *des erschrâken die dienestliute sêre unde sprâchen: 'wâfen hiute unde iemermêre'* O 1738 f, *des erschricte sant Oswalt sêre, er sprach: '[wâfen S] hiute unde iemermêre'* *MS_3 2092, B 2093. — *er sprach ze deme raben: 'noch solt du mir rehte sagen'* O 1359 f, *si sprach ze deme raben: 'du solt mir rehte sagen'* B 2034 f, *'ritter unde knehte, nu sult ir mir sagen rehte'* O 2252 f, (vgl. 17 f, 839 f), *'ritter unde knehte, daz wil ich iu sagen rehte'* MS_3 1523 f, *'ritter unde knehte, ir sult mir râten rehte'* MS_3 147 f, *'du und alle dîne knehte ir sult iuch bedenken rehte'* B 2202 f. —

*MW *MS_3: *ich wil mich an den haben der Jêsus ist genant, der ist hêrre über alliu lant* *MW 3107 f, *mîn got ist Mâhmet genant, der heiden hêrre über alliu lant* *MS_3 3101 f.

*MW *Mz *MS_3: *unde bitten die himlischen küniginne, daz si uns helfe mit êren von hinnen* *MW 2785 f, *unde bittet die himlischen küniginne, daz si uns helfe vrôlîche von hinnen* *Mz 1762 f, *bitte nûr die himlischen küniginne, daz si mir vrôlîche helfe von hinnen* *MS_3 602 f.

*MW *MS_2 *MS_3: *Er sprach: 'milter künic Oswalt, dîn got hât aller dinge gewalt'* *MW 3099 f, *dô sprach der milte künic Oswalt: 'got hât ez allez in sîneme gewalt'* *MS_2 3424 f, *dô sprach der milte künic Oswalt: 'got hât aller dinge gewalt'* *MS_3 3137 f.

*MW *MS_3 B: *'unde solt balde gâhen unde kristenlîchen gelouben empfâhen'* B 2991. *MW 2992, *'noch solt du zuo der toufe gâhen unde kristenlîchen gelouben empfâhen'* *MS_3 3091 f.

*Mz MS_3: *Dô er ûf die steinwant was komen, dô was ime vröide vil benomen* *Mz 1213 f, *alse er ûf den stein was komen, dô wart ime leides vil benomen* * MS_3 732 f (vgl. *MS_3 1944 f.)

*Mz *MS_3: *si machten ez ûf ir wâpenrocke alle sant, obe si quæmen in vremediu lant* *Mz 1597 f, *obe wir quæmen in vremediu lant, alsô redeten si alle sant* *MS_3 2113 f. — *'sô wolte ich dir sagen drât, waz man dir enboten hât'* *Mz 905 f, *'waz mir diu küniginne enboten hât, daz solt du mir sagen drât'* *MS_3 1337 f. — *Got unde diu muoter sîn teten dô ir genâde schîn* Mz 1772 f, *von gote unde von der muoter sîn, die tâten ime genâde schîn* *MS_3 3169 f. — *alsô redete er ûz grôzeme zoren: 'sihest du niht, mîne liute sint wider lebendic worden'* *Mz 3011 f, *die heiden, die*

Digitized by Google

dô lebendic wâren worden, die sprâchen: 'hêrre, lât von iuwerme zorn' *MS_3 3015 f.

*MS_1 *MS_2: *er sûmte sich niht mêr, ime wart von deme tische ger* *MS_1 720 f, *sant Oswalt sûmte sich niht mêr, ime wart von deme tische ger* *MS_2 3316 f.

*MS_1 *MS_3: *'Du most varen über mere mit eineme kreftigen here'* *MS_1 63 f, *'wande ich wil varen über mere mit eineme kreftigen here'* *MS_3 1461 f. — *'du muost in die heidenschaft kêren unde kristenlichen gelouben mêren'* *MS_1 67 f, *ich wil in die heidenschaft kêren unde kristenlîchen gelouben mêren* *MS_3 1527 f, *des wil ich von ime kêren unde kristengelouben mêren* *MS_3 3103 f. — *'nâch einer heidnischer küniginne, die solt du über mere her bringen'* *MS_1 65 f, *ein heidnische küniginne, die wil ich über mere her bringen* *MS_3 1529 f. — *'zwiu sulen dir wîtiu künicrîche, du hetest danne ein vrouwen tugentlîche?'* *MS_1 47 f, *'zwiu solten mir wîtiu künicrîche, ich hete danne ein vrouwen tugentlîche?'* *MS_3 343 f. — *des raben vröide wol erschein, er vlouc dâhin ûf einen hôhen stein* *MS_1 730 f, *er vuorte in ûf einen hôhen stein, gotes hilfe dô wol erschein* *MS_3 646 f.

*MS_2 *MS_3: *'Du solt mir ein gâbe geben, sô dir got behüete dîn werdez leben'* *MS_2 3256 f, *er sprach: 'Oswalt du solt mir den kopf geben, sô dir got behuote dîn jungez leben'* *MS_3 3342 f. — *zwelf vleisch unde zwelf brôt, sô mir got helfe ûz aller nôt* *MS_2 3274 f, *daz man darinne wandele daz lebendige brôt: gip mir in, sô dir got helfe ûz nôt* *MS_3 3346 f.

*MS_3 B: *daz er kein vröide niht mohte gehaben, er begunde trûren unde klagen* *MS_3 636 f, *er mohte dehein vröide niht gehaben und begunde trûren unde klagen* B 1215 f (vgl. 1201 f).

Auch einzelne formelhafte wendungen und reime gehen in allen athetesen durch, wie umschreibungen *mir ist eines dinges gedâht : brâht* (zb. *des ime ze der verte was gedâht* O 1436) O 143. 460. 1362. 1436. 1726, MS_1 663. 745, MS_3 1445. 1520. 2111; *in aller der gebære alse er ... wære, in allen den gebæren alse si ... wæren* O 2455. 2507. 2529, Mz 2985, MS_3 728; *er ... niht enlie : hie,vie* O 993. 1069. 1940. 2597. 2869, MW 2545. 2787, *MS_2 3318, *MS_3 1928. 2364 (s. oben); *er niht vergaz, er ... saz* O 777, *MS_3 3224. 3336. 3350, B 121; *er vuor sâ zehant dâ er ... vant* O 2623 f, *schiere quam der himlische heilant dâ er ... vant* MS_2 3250 f, *quam schiere sâ zehant dâ er vant* MS_3 544 f. 1900 f (*si îlten, liefen, vuorten, quâmen dâ si ... vunden* O 1303. 2513. 2833. 2939); *heiz balde springen unde heiz ... bringen* O 432 f, ähnlich O 871 f, *MS_3 1443 f.

Beteuerungsformeln, vom dichter zum publicum: *daz ist wâr (: jâr)* O 2302, Mz 1219, MS_2 3524, *MS_3 356, *daz saget uns daz buoch vürwâr* O 1630; *als wir hœren jehen (: geschehen,*

Digitized by Google

gesehen) O 1892, MW 2812, *MS₂ 3515, *MS₃ 1035. 3143. 3258. 3442; innerhalb der erzählung: *daz sage ich dir vürwâr (: jâr)* *MS₁ 335, *MS₂ 5301, *MS₃ 411. 1604. 1835. 3154. *ich muoz dir der wârheite jehen (: gesehen)* O 2380, MW 3105, *MS₃ 1908, B 225, ähnl. *MS₃ 1226; *des wil ich iu mîn triuwe geben* u. ähnl. *(: leben)* O 1976. 2852, *Mz 1546, *MS₃ 1026. 1040; *die wîle ich hân daz leben (: geben)* u. ähnl. O 965. 1072. 1977, *MS₃ 855. 1180. 1556. 2124; *daz habe (habet) ûf alle mîn êre (: mêre)* O 1979. 2853, *hât ez ûf alle unser êre (: mêre)* *MS₃ 3023, *unde habe ez ûf alle mîn êre (: niemermêre)* B 1019; *daz habe ûf alle mîn êr (: hēr)* O 2259, *MS₃ 2390; *durch die êre dîn* u. ähnl. O 435. 865, MS₃ 691. 3329; *ûf (durh) die triuwe mîn (dîn)* O 214. 1308. 2484, *MS₁ 62. 707, *MS₃ 279. 559. 673. 1336; *durh den willen mîn (dîn)* O 511, *MW 2800, *MS₃ 409. 1460.

Einführung der rede: *begunde . . . jehen (: sehen, geschehen)* O 1062. 1825, *MS₃ 711. 1238. 1536. 3022; *dô er . . . ansach, nû (gerne) muget ir hœren wie er sprach* O 1646. 1778. 2749, *MS₃ 464. 1449. 3059.

Andere wendungen: '*daz sol si (solt du, sult ir, solte si, sô wil ich dich . .) mich (uns) wizzen lân (: hân)* O 595. 1098, Mz 261, MS₃ 491. 934. 1522; *daz ist mîn rât (: hât)* O 937. 1091. 1149. 1377, *MS₃ 3552; *möhte ez danne anders niht enwesen* MS₃ 2117, *ez mohte anders niht enwesen* B 2929; *ir êre wol an mir erschein (: herheim)* O 1808, *des raben gelücke wol erschein (: alein)* O 2024, *ir aller triuwe dô wol erschein (: überein)* *MS₃ 167, *gotes hilfe dô wol erschein (: stein)* MS₃ 647, *gotes kraft dô wol erschein (: stein)* *MS₃ 3076; *got müeze iuch bewaren (: varen)* *MS₃ 186, *got der mac uns wol bewaren (: varen)* B 2277; *deme raben ez wol ergie (: gevie)* *MS₃ 644, *deme raben ez niht wol ergie (: gevie)* *MS₁ 654; *die tohter den vater übergie (: lie)* O 2214, *der engel den raben übergie (: lie)* *MS₃ 1872. — *daz gevidere er ûz einander erswanc (: getranc)* O 1086, *(: betwanc)* O 1364, *sîn gevidere er erswanc (: betwanc)* *Mz 1209, *sîn gefidere er erswanc (: gedanc)* *MS₃ 642, *der rabe sîn gevidere erswanc (: gedanc)* *MS₃ 1926, *daz er sîn gevidere hôher erswanc (: betwanc)* *MS₃ 1881.

Reime (verhältnismäfsig häufig): *mit êren, mit grôzen êren, nâch êren, nâch grôzen êren : hêrren, geren* O 290. 450. 1123. 1477. 1801, *MW 2801. 2945, *MS₁ 622. 767, *MS₃ 83. 139. 197. 1240. 1252. 1930. 3332. 3434; *durh sîn grôze êre (: hêre)* O 12. 1486, *MS₃ 94; *wirde unde êr (: hēr)* O 2920, *(: hêre)* O 1370. 1662, *MS₃ 1564, 2390; *wirde unde êren : geren* O 953, *ûf mîn wirde unde ûf mîn êr (: hēr)* *MS₃ 1035. — *an den stunden, an den selben stunden, ze allen stunden (: [ge-]bunden, vunden, hunden, wunden)* O 989. 1303. 1746. 1964. 2176. 2438. 2513. 2717. 2833. 2939, *an den stunden (: vunden)* *MS₃ 1303,

Digitized by Google

(: hunden) 2424. *(: überwunden)* *MS3 3133, *ze allen stunden (: gebunden)* *MS3 791. *(: hunden)* MS3 1852. *ze disen st. (: überwunden)* *MS3 3145; *an der stunde (: begunde)* O 877. 2032, *an der stunde (: munde)* *MS3 3181. 3540. *(: kunde)* *MS3 588, *an dirre st. (: grunde)* *MS3 3019, *an der selben st. (: kunde)* *MS3 3240, *ze aller st. (: munde)* *MS3 851, *an der selben st. (: munde)* *Mz 1270. *ze der st. (: kunde)* *Mz 26, *an der selben st. (: vunde)* *MS1 53. — *alle sant* in der anrede: *mîne dienestliute alle sant (: ervant)* O 1426, *mîne dienære alle sant (: Engellant)* O 1725, *mîne hêrren alle sant (: genant)* O 1656, *ei ir hêrren alle sant (Engellant)* O 2310, *ir heiden alle sant (: bekant)* *MS3 845, *mîne dienestliute alle sant (: ervant)* *MS3 1426, *ir grâfen alle sant (: gemant)* *MS3 1561; in der laufenden rede: O 1438. 1951. 2001. — *Engellant* im reime: O 5. 202. 935. 1090. 1230. 1776, *MS3 1253. 1280. 1914. 1988. 2685; *heilant*: O 390, *MW 3113, *Mz 1271, *MS2 3250. 3512, *MS3 666. 3043. 3051. 3396; *Wârmunt* O 195. 219. 284. 380. 396, *MS1 326, *MS3 362; anderes s. bei Baesecke s. 331 ff. und 342 ff.

Längere stellen: O 7—18 = *MS3 89—98. *MS3 75—98 = O 1471—90. *MS1 65—68 = *MS3 1527—30. *MS3 101—4 = O 1501—4. *MS3 127—32 = *MS1 696—701, *MS1 694—99 = O 1077—82, *MS3 127—30 = *MS1 696—99 = O 1079—82 = *MS2 3297a—99. *MS3 153—56 = O 215—18. O 460 (bezw. 459 ab) — 463 = *MS3 1443 (bezw. 1445) — 1450. O 580 — 593 = O 1131—44. O 1147—71 = O 1375—99. O 1617.18 + 1621.22 = O 2737.38 + 2735.36. O 1621—24 + B 1625.26 = O 2645—48 + 2643.44. O 1840—45 + *MS3 1846—57 = O 1954—67. O 2058—61 = O 2312—15. O 2072—75 = O 2131—34. O 2143.44 + O 2152.53 = O 2168—71. *MS3 3179—84 = *MS3 3538—43.

Heidelberg. GUSTAV EHRISMANN.

Die Reformation des kaisers Sigmund. die erste deutsche reformschrift eines laien vor Luther. hrsg. von HEINRICH WERNER [= 3 ergänzungsheft des Archivs für kulturgeschichte]. Berlin, Duncker 1908. LVIII und 113 ss. 8°. — 4 m.

Die neue ausgabe der Reformation Sigmunds ist eine frucht des kampfes, den Werner mit Koehne um stellung, charakter und verfasser der schrift führt. als zuverlässige grundlage dieser erörterungen ist gewis eine kritische ausgabe der wichtigen und schwierigen reformschrift nötig, zumal WBoehms ausgabe von 1876 durch die entdeckung neuer handschriften, die wir vBezold, Lorenz und Koehne danken, veraltet ist. leider ist, was W. bietet,

Digitized by Google

von kritik weit entfernt. Boehms apparat wird auf seite x als 'allzu umfangreich' abgetan, seine eigenen grundsätze offenbart W. in dem satze: 'lücken oder misverständliche stellen habe ich entweder nach Boehms concordanz oder nach der besten handschrift, der Wiener, oder aus inneren gründen des zusammenhangs unter benutzung der textkritischen nachlese Koehnes in einen leicht lesbaren tenor verwandelt'. den richtigen namen für dieses verfahren nennt er s. 6[5]) ganz naiv selbst: 'diese stelle wird von Boehm als verderbte lesart angezeigt. ich habe sie in dieser lesbaren gestalt aus der concordanz Boehms zusammengeflickt'. man sieht, es ist der eklektizismus der vorkritischen zeit, der sich hier mit lächelndem behagen äufsert, als hätten Lachmann und Haupt nie gelebt: 'statt des von Boehm als verderbt angezeigten *zetun* passt besser *tun*' 34[5]), '*das notturfftig ist* gefällt mir weniger als *und ist notturfftig* der überlieferung' 9[3]). bisweilen erfährt man an schwierigen stellen überhaupt nicht, was in den handschriften steht, zu dem geänderten text wird etwa nur bemerkt: 'diesen satz habe ich dem sinne entsprechender umgestellt' 35[3]), oder: 'die stelle ist verderbt. sinngemäfs emendiere ich: *es ist in verbotten*' 41[2]) — die emendation hat man schon im texte gefunden, die überlieferung erfährt man weder hier noch dort.

Dies uncontrollierbare schalten mit dem texte ist um so bedenklicher, als der herausgeber die sichere vertrautheit mit der deutschen prosa des 15 jh.s vermissen lässt. die reformschrift will 66,26 alle zölle nach langem misbrauch neu ordnen und alle zehn jahre revidieren, *darumb das niemant unrecht geschech und auch kain pösser aufsatz aber aufstand.* dazu bemerkt W.: 'das *aber* nach *aufsatz* bei Boehm hat keinen sinn', er scheint die bedeutung 'abermals, von neuem', die gleich 67,26 widerkehrt, nicht zu kennen! 8,7 werden die prälaten gescholten, *die allermaisten wider sälige hailige ordnungen sind, die lang volendet wärn, wan das si es hinderten.* W. setzt vor *hinderten* (bei dem nach den sonstigen erfahrungen die frage erlaubt ist, ob nicht *hindern* besser überliefert ist) *nit* ein, weil er mhd. *wan daz* nicht kennt. er folgt dabei dem äufserlich glatten aber gerade darum verderbten Baseler druck von 1577, wie auch 10,24: *darumb ir edeln fursten und ir edle herren und ir werden ritter, ewern adel und ritterliche werk zimpt, difs zeschiermen und ewern ernst dar zu brauchen und zetün* — der Baseler druck und W. streichen *brauchen und*, weil ihnen *dar* 'dahin' nicht mehr geläufig ist.

So bleibt der wunsch nach einer kritischen ausgabe von W. unerfüllt, aber auch die bescheidenere hoffnung auf einen 'leicht lesbaren tenor', die W. erweckt, wird getäuscht. es bleiben lesefehler ungebessert wie 5,13 *bystub* st. *bystumb*, 11,5 *ichzig* st. *ichzit*, 16,3 *des* st. *das*, 28,13 *ob* st. *eb* 'bevor', 32,13 *ab der tömen* st. *ab den tömen*, 37,17 *defser* st. *dester*, 45,24 *and* st.

Digitized by Google

ald 'oder', 51,22 *minsten* st. *maisten*, 53,19 *er* st. *es*, 55,2 *hoffen* st. *hoffe*, 57,1 *dran* st. *drain* usf., ganz zu schweigen von sätzen wo die schäden tiefer liegen, wie 7,12: *darumb mag es nit mer wol gan noch sich nieman mer frewen, wann gotes gericht stat uns allen ze unhail, lieb zekumer und zeleyden*, wo *ze unhail hievor* zu lesen sein dürfte, oder 25,28: *es dregt (dreyt?) yederman yetz recht in seinem hopt, man dunck ain rechten und volgetz, als man an den gerichten tůt*, wo ich vorschlagen möchte, *ain dunck ains rechten* zu lesen, oder 59,25: *noch enthaltet* (unterhält) *man sich zů gleicher weifs*, wo mit bekannter vertauschung *sich* für *sie* steht. zur herstellung eines lesbaren textes hätten vor allem auch die *m* und *n* der flexionsendungen geregelt werden müssen: lautliche bedeutung hat das falsche *n* ja doch nicht, zumal in stellen wie 34,8 *das sy kainen brief geben an kainen bischoff*, 34,11 *wann die brief bringent ainen bischoff*, 34,20 *an kainen priester* — man sieht wie dicht die fälle stehn und wie sehr sie das verständnis aufhalten.

Auch die interpunction des herausgebers kann seinem zweck nicht immer dienen: 6,10 entschuldigt *mit urldb* den starken ausdruck *das alles erlogen ist* und war nicht durch semikolon (überhaupt kein glückliches zeichen in alten texten) davon zu trennen. 22,4 *das hand sy alweg gemiltert und geringert, also das kain orden sein regel mer recht haltet* gibt der zweite satz die folge des ersten, der punct zwischen beiden ist darum zu stark. auch zum wort- und sachverständnis des textes wünschte man vielfach nähere anleitung.

Kann demnach W.s leistung nach der philologischen Seite wenig befriedigen, so fehlt damit der historischen erforschung der reformschrift, auf der bei W. der gröfsere nachdruck liegt und um die er sich gern anerkannte verdienste erworben hat, auch künftig die zuverlässige grundlage, die ein kritischer text bieten würde. dass die Reformation Sigmunds nicht von einem pfarrer stammt, hat W. entgegen der älteren anschauung, die noch nicht völlig überwunden ist, mit guten gründen dargetan, das ergebnis seiner früheren arbeiten hierüber fasst jetzt seine einleitung zur ausgabe, die auch durch ihre reichen litteraturangaben ein willkommener wegweiser ist, übersichtlich zusammen. mit sätzen wie 28,14: *so unsre howpter* (die geistlichen obern) *an got pruchig sind, wie sol es gan umb die, den gotliche recht nitt als hertt empfolhen sind? wir lassen uns an sy und verstanden doch wol an manchem stuck ir unrecht* gibt sich der verfasser ziemlich unverhüllt als laien zu erkennen. minder glücklich ist W. im positiven teil seiner beweisführung. der verfasser soll bürgerlich, halbgelehrt, Augsburger, kanzleibeamter und schliefslich der stadtschreiber Valentin Eber sein. gegen die verfasserschaft Ebers, des rechtskundigen beraters des augsburger stadtrats, hat Koehne im Neuen Archiv 31 (1906), 217f eingewendet, dass

Digitized by Google

nichts in der reformschrift auf die kenntnis des römischen rechts weise, vieles darin steh, was ein im römischen recht bewanderter oder auch nur mäfsig unterrichteter mann sicher anders ausgedrückt hätte. dieser einwand bleibt unwiderlegt bestehn, selbst wenn man über die doch auch recht ernsthaften chronologischen schwierigkeiten, die Koehne gleichfalls geltend gemacht hat, hinweggehn wollte. zudem müsten doch, ehe man mit zuversicht an eine bestimmte persönlichkeit als verfasser glauben könnte, alle anderen möglichkeiten überzeugend ausgeschlossen werden. vor der hand ist zb. nichts gegen die möglichkeit eingewendet, dass der verfasser ein den reichsstädten wolgesinntes, in Augsburg lebendes, clerical gebildetes mitglied des oberdeutschen adels sein könnte: die stimmung der *domini temporales et alii layci* auf dem Baseler concil gegen die geistlichen misstände deckt sich mit der des verfassers (32 [1]), der nachdruck, mit dem 63,6 verlangt wird, die geistlichen häupter sollten *kain schlofs, veste noch stett, zwing noch benne nicht han . . . noch recht ist* vertrüge sich wie die oben angeführte stelle 10,24 gut mit einem näheren verhältnis zur ritterschaft, und schliefslich gibt es doch auch zu denken, dass sich der verfasser 14,25 ein adliches pseudonym, Friedrich von Lancironÿ, zulegt. damit soll die zahl der hypothesen über den auch nach W.s bemühungen noch unbekannten verfasser nicht um eine neue vermehrt, es soll vielmehr nur gezeigt werden, dass die kunst der einkreisung noch eine gute weile wird geübt werden müssen, bis ein sicheres ergebnis erhofft werden kann. die entscheidung wird dann bei den zahlreichen und guten quellen über die zustände und stimmungen beim baseler concil zu suchen sein.

Freiburg i. Br. ALFRED GÖTZE.

Historische volkslieder und zeitgedichte vom sechzehnten bis neunzehnten jahrhundert gesammelt und erläutert von August Hartmann, mit melodieen herausgegeben von Hyacinth Abele. I band. bis zum ende des 30jährigen krieges. mit unterstützung der Historischen commission bei der K. Bayr. akademie der wissenschaften. München, Beck 1907. VII u. 352 ss. gr. 8. — 12 m.

Zu den ersten ruhmestiteln der 'Historischen commission' gehört die grofse sammlung der 'Historischen volkslieder der Deutschen' von RvLiliencron, die noch von JGrimm angeregt und dann mit vier bänden und einem nachtragsheft in der erstaunlich kurzen frist von 5 jahren (1865 — 69) zum druckabschluss gelangt ist — für uns jüngere eine energische mahnung an die energische arbeitslust dieser alten. in den fast 40 jahren die seitdem verflossen sind, und die eine umfassende erschliefsung der archive und bibliotheken gebracht haben, hat sich natürlich längst reichliches material zur ergänzung angesammelt, ganz abgesehen davon, dass vLiliencrons unternehmen mit dem jahre

Digitized by Google

1554 halt machte, und von da bis zu den in ihrer art verdienstlichen sammlungen von Opel und Cohn, vDitfurth uaa. eine breite lücke klaffte. das unternehmen Hartmanns ist nicht etwa eine planmäfsige ergänzung und erweiterung des grundlegenden werkes, aber es darf gleich gesagt werden, dass es sich vLiliencrons leistung und methode zum muster genommen hat und dieses vorbildes wie der unterstützung der historischen commission ebenso würdig erweist, wie der vornehmen ausftattung die ihm durch den verleger gegeben worden ist. edition und commentar stellen eine vortreffliche leistung dar, daran sollen die ausstellungen die ich erheben werde, nichts ändern.

Zunächst hat mich der inhalt im ganzen doch entteuscht, und daran ist hauptsächlich die beschränkung schuld, die sich H. bei der publication selbst auferlegt hat. er arbeitete anfangs weder nach einem fremden auftrag noch nach einem eigenen plane. H., dem wir einige vortreffliche sammelwerke für oberbairisches volksschauspiel und volkslied verdanken, gelangte allmählich in den besitz einer gröfseren anzahl historischer gedichte in älteren aufzeichnungen und drucken und schied diese stücke zunächst von seinen volksliedern aus; er studierte dann die anderweitige überlieferung und fasste zu einer eigenen veröffentlichung nur das zusammen, was nicht schon in früheren sammlungen enthalten war; nur wo ihm ältere oder reichere texte zur verfügung standen, hat er auch stücke widerholt, die bei vLiliencron und anderwärts gedruckt sind. aus den sammelinteressen H.s ergab sich beschränkung auf die bairisch-österreichischen lande: wie schon der titel zeigt, ist sie nicht principiell festgehalten, aber tatsächlich erscheint sie doch nur in ganz wenigen fällen überschritten. so haben wir also weder eine planmäfsige ergänzung und weiterführung des corpus von vLiliencron, noch etwa eine sammlung für Bayern wie sie Steiff soeben für Württemberg geliefert hat. Hartmann hätte wol das eine so gut wie das andere, jedenfalls aber das letztere vortrefflich leisten können — statt dessen hat er, man muss es wol aussprechen, den rahm verschmäht, den die andern vorweg geschöpft hatten, wenigstens in diesem ersten bande. da das werk in drei bänden sich bis in unsere zeit erstrecken soll, so darf man hoffen, dass der inhalt dann reichhaltiger und für weitere kreise schmackhafter sein wird. schon heute aber kann man urteilen; es ist ein unentbehrliches quellenbuch, nur dass es leider kein einziges werk der vorausgehnden litteratur ersetzt oder überflüssig macht.

Allerdings hat es den anschein, als ob die production und überlieferung der bajuvarischen lande auf dem felde der historischen dichtung ziemlich dürftig gewesen sei; einen ähnlichen eindruck hab ich auch von Schwaben aus dem werke von Steiff gewonnen, das doch offenbar den stoff für Württemberg ausschöpft. aus nord- und oftdeutschen landen ist seit dem er-

Digitized by Google

scheinen von Liliencron so viel publiciert worden, dass man ohne weitere heranziehung handschriftlichen materials recht gut einen mäfsigen nachtragsband füllen könnte: für die zeit bis 1554 mein ich.

Der vorliegende band setzt mit dem beginn des 16 jh.s ein und bietet für den von vLiliencron umspannten zeitraum nur fünf stücke, wovon das wichtigste nr. 4: landgraf Philipp vor Ingolstadt, eine neue version des in alter und neuer zeit oft gedruckten gedichtes ist: zuletzt bei vLiliencron nr 535 (IV 353—356). der (in der Vaticana) neugefundene druck nennt hinter dem text den namen 'Sebastian Pächler, Trummenschlager von Fiechtag', und ich zweifle mit H. nicht, dass das der verfasser ist. aber so einfach wie H. sich vorstellt, ligt die sache doch keineswegs. der bei vLiliencron nach 11 alten drucken edierte text hat 23, der neue Hartmanns nur 21 strophen; H. hält die plusstrophen bei vL. ohne weiteres für unechte zusätze. allein str. 3 ist dort sicher alt: sie enthält den beginn der grofsen kanonade und gibt ihre dauer richtig auf drei tage an; auch str. 22 ist kaum zu entbehren, und jedenfalls müste sie sehr bald nach dem abzug Philipps geschrieben sein (vgl. *Kein landsknecht waifs zu dieser frist, Wo der landgraf hin kummen ist*); aufserdem gehört H. str. 19 unbedingt vor 18, wie richtig bei vL. (str. 19. 20). danach hat vL.s text zum mindesten eine bessere vorlage gehabt, als sie der druck H.s bieten konnte. aber er ist mit dieser vorlage allerdings sehr frei verfahren, indem er sie aus der strophe der 'Böhmerschlacht' (5 zeilen) in die der 'Schlacht von Pavia' (6 zeilen) umschrieb: dass tatsächlich die strophenform und damit die textform (nicht aber der strophenbestand!) bei vL. jünger ist, lässt sich an den meisten strophen sehr hübsch nachweisen. man vergleiche zb.

Hartmann str. 14

Landgraf! du darfst nit schelten noch fluchen.
Der Kaiser wirt dich selber suchen,
Und geschicht es nit gar balde,
Wenn der Kaiser der von Braunschweig wer,
So nemst ihm sein gewalte.

Liliencron str. 15

Landgraf! du darfst nit scheltn noch flůchn,
Der Kaiser wirt dich selbst noch sůchn
Auf mancher griener Haide,
Gschicht das nit bald mit grofsem gwalt,
Zu ieder zeit in seiner gstalt
Wirstu haben grofs laide!

hier ist eine sehr wirksame actuelle anspielung durch schmuckphrasen, allgemeine redensarten und füllwörter ersetzt — lediglich unter dem formalen zwang der strophischen umarbeitung.

Digitized by Google

Ähnlich lehrreiche beobachtungen lassen sich noch hier und da machen. so hat H. gleich für nr 3, das gedicht auf den zu München 1527 verbrannten widertäufer Jörg Wagner, festgestellt, dass es erst auf grund einer prosaischen relation abgefasst ist, von der fünf drucke bekannt sind.

Die beiden an der spitze stehnden landsknechtslieder sind leider arg verderbt, die mehrzahl der texte hingegen ist gut erhalten: dieser vorzug hängt aber mit der zusammensetzung unseres bandes zusammen, in dem unter den gesungenen stücken die geiftlichen lieder überwiegen. so gleich nrr 5—7 die klagelieder der um ihres evangelischen glaubens willen auf Hohen-Salzburg eingesperrten Simon Gerengel (1552. 1553) und Seb. Halteinspil (1555): aus dem letztgenannten stück hat der herausgeber dankenswerter weise nur eingang und schluss mitgeteilt, die strophen 7—104(!) aber fortgelassen. — es folgt str. 8: ein gereimter dialog zwischen 'Sachs' und 'Bayer': der Bayer reitet zu dem Münchener landtag von 1556, aber das gedicht muss bereits 1553 concipiert und dann 1556 umgearbeitet sein; 646 verse, die auf dem hackklotz gemacht zu sein scheinen. — nr 9 eine als anhang der leichenpredigt überlieferte klage um Hans Ungnad in reimpaaren, von dem pfarrer Georg Spindler von Schlackenwerth. in den anmerkungen werden aus einer andern 'klagred', die einen professor von Tübingen zum verfasser hat, 2 strophen citiert, die formell und inhaltlich weit besser anmuten. seinem sohn Georg Ungnad ist nr. 13 gewidmet, wie H. aus akrostichischen wortspielereien feststellt. — schon mit nr 15 haben wir die schwelle des 17 jh.s überschritten: die letzten 82 stücke gehören der zeit von 1605—1648 an. das erste, bisher ganz unbekannt, legt dem 1605 enthaupteten feld-obersten Hermann Christoph von Rusworm einen sangbaren 'Valet-Gesang' in den mund, der die gerüchte von seinen amoureusen neigungen zu bestätigen scheint. — nr. 16 gilt der gegenreformation in Würzburg unter Julius Echter von Mespelbronn. — nr. 17 mit dem refrain *Fugele vogele fahre! . . . . Stampen müefsen die Welschen* führt uns ins Elsass und ist auch sicher dort entstanden: es behandelt den sogenannten Strafsburger krieg von 1610 (Lorenz u. Scherer[3] 305f). — nr 19, im ton des 'Grafen von Rom', führt erzbischof Wolf Dietrichs von Salzburg übermut und sturz vor (1611). — nr. 20 feiert das eherne madonnenbild an der alten residenz zu München (1616). — den 'aufruhr in Böheim' (1618) geiselt der kaiserlich gesinnte verfasser von nr 22. — ein scherzgedicht aus dem anfang des 30jährigen krieges ist nr 23. auch nr 24, von einem bairischen soldaten vor der schlacht am Weifsen berge gedichtet, lässt den ernst der zeit noch nicht ahnen. einen nachtrag zu RWolkans Deutschen liedern auf den Winterkönig (1898) bringt auch nr 25. wie reichlich sich der spott in reimen über den unglücklichen Pfälzer

Digitized by Google

ergoss, spricht er selbst in der parodistischen klage **nr 26** (bes. v. 49—57) aus. — mit nr **27** beginnen die trost- und klagelieder der österreichischen protestanten, hier grofsenteils aus dem liederbuch des Wolf Philipp Pranperger (s. 103) geboten, das schon für nr **19** die quelle bildete. sie umfassen zunächst nrr **27—32. 34—36** und werden nur unterbrochen durch ein gedicht aus der zeit der kipper und wipper nr **33**. einige nennen im text oder akrostichisch den verfasser. mundartlich sehr interessant ist nr **32**. — es folgen die lieder aus dem oberösterreichischen bauernaufstand von 1626, in denen neben gleichgültigen reimereien ergreifende töne hervorbrechen. diese interessanteste partie reicht bis zu einem zweifelhaften nachzügler in nr **54** und umfasst neben den eigentlichen liedern der bauern (nr **37—40. 43. 48. 49**) spottverse und lieder auf sie, gemälinschriften, eine priamel, die ihr führer der 'student Caspar' im november dem commandanten von Gmunden zugesant haben soll (nr **50**), und die fahneninschriften (nrr **41. 42**); zu nr **41** vgl. auch den nachtrag s. 347 f, wonach noch zwei solcher fahnen erhalten sind. ich drucke hier die zweite fahneninschrift ab zum beleg, wie wahre herzenstöne einfacher menschen einen ausdruck finden, der noch bei den fernsten generationen ergreifend anklingt:

Von Bayerns Joch und Tyrannei
Und seiner grofsen Schinderei
Mach uns, o lieber Herr Gott, frei!

Dieweil es nun gilt Seel und Gut,
So solls auch gelten Leib und Blut.
O Herr, verleih uns Heldenmut!
Es mufs sein!

Mit nr **54** setzt wider eine neue reihe ein, die bis nr **63** reicht: sie rühren aus den verfolgungen des evangelischen adels der Steiermark im j. 1629 her, nrr **58—63** sind der 'Haufs- und Herz-Musica' des freiherrn Gallus von Rägknitz entnommen. zu nr **63** ist der nachtrag auf der schlussseite zu vergleichen. — mit nr **64** kommen wir in die zeiten Gustaf Adolfs. hervorzuheben ist nr **65**, wo jede strophe beginnt *Warum sollt ich nit schwedisch sein?*, die schlussstrophe aber *Darum so will ich schwedisch sein.* das lied ist gedichtet auf die melodie von LSpenglers *Durch Adams Fall ist ganz verderbt Menschlich Natur und Wesen*; das hätte H. besonders deutlich ersehen können aus der s. **283** mitgeteilten strophe eines liedes in gleichem versmafs: *Durchs Tilly Fall ist in Grund verderbt Das ganz Ligistisch Wesen.* — nr **67**, worin H. s. 287 'meistersingerische art zu betonen' erblickt, ist vielmehr unter dem einfluss Weckherlins entstanden. nr **69** hat nach dem akrostichon den Holsteiner Wilhelmus Alardus (1572—1645) zum verfasser, unter dessen gedichten bei Fischer-Tümpel es fehlt. vom historischen gedicht kommen wir

Digitized by Google

übrigens mit den geistlichen liedern nrr 69—74 wider ganz ab, die nur leise beziehungen zu der zeit um 1633 aufweisen. erst das spruchgedicht nr 75 führt darauf zurück. — dann folgen nrr 76—82 schreckliche reimereien auf den toten Wallenstein, nr 83. 84 feiern die Münchener Mariensäule, nr 85 ringt nach klagetönen um herzog Bernhard, 'die Zierd, den Held, die Kron', und führt den verstorbenen fürsten im zwiegespräch mit dem tode vor. — in schaurigen alexandrinern schildert der exulierte pastor Joachim Seelinger von Schlaggenwald die 'not der zeit: nr 86. auf den heimlichen abmarsch des bayrischen obersten von Reuschenberg von Wolfenbüttel (1641) deutet H. nr 87. nr 88 verspottet die situation der kaiserlichen armee vor Grofs-Glogau 1642.

Von hohem interesse für die naturgeschichte des historischen volksliedes und der zeitgedichte überhaupt ist das was H. s. 327 über die erhaltung von nr 89 mitteilt. dies sehr unbeholfene reimwerk eines alten bauersmannes stammt aus der Zillertaler rebellion von 1645: die verse giengen seitdem im volke herum und wurden im jahre 1758 bei gelegenheit eines aufruhrs junger burschen, die sich der aushebung widersetzten, aufgefunden. wer denkt hier nicht unwillkürlich an das wideraufleben alter kampfgesänge bei den Schweizern wie bei den Ditmarschen!

Mit nr 90 sind wir bei der meuterei des Hans von Werth. nr 91—96 behandeln den fall von Prag und die letzte zeit des grofsen krieges.

Ich bin so ausführlich mit meiner inhaltsangabe gewesen, um recht vielen lesern den zugang zu dem buche zu erschliefsen, dessen inhalt nicht auf den ersten blick deutlich wird, zumal es der verfasser leider sowol an einer äufserlich hervortretenden zusammenfassung der gruppen wie an einzelüberschriften fehlen lässt. er hätte sich doch auch darin den trefflichen Liliencron als muster nehmen sollen, dem er in anderem so würdig nacheifert. musterhaft ist die sorgfalt mit der die quellen der überlieferung aufgespürt und festgelegt werden. es sind grofsenteils recht abgelegene handschriften und drucke, die bequemern schätze der Münchener bibliothek, an die man bei H. zunächst denkt, haben diesmal nicht viel hergegeben. die historischen beziehungen und die notwendigen personalien werden gewissenhaft ermittelt und ohne lästige breite mitgeteilt. sprachlichen schwierigkeiten geht H. nirgends aus dem wege und löst sie meist mit gutem geschick: aus eigener kenntnis des bairischen wortschatzes und mit hilfe des nie genug zu preisenden Schmeller. seine grammatischen vorstellungen sind allerdings hier und da wunderlich, worauf uns schon das vorwort hinweist mit der angabe (s. vi), dass sich 'sogar althochdeutsche lautliche nachklänge' in diesen texten fänden. ich will mich bei diesen kleinigkeiten um so weniger aufhalten, als sie auf die textgestaltung nirgends einen

Digitized by Google

störenden einfluss gehabt haben, sondern nur in den erläuternden anmerkungen auftreten.

Mit der äufseren erscheinung der texte kann ich mich in allen principiellen puncten befriedigt erklären, auch da wo H. von vLiliencron abweicht. der herausgeber hatte es mehrfach mit gedichten zu tun, die nur in der handschriftlichen aufzeichnung von menschen vorlagen, denen das schreiben nichts alltägliches war. hier hat er energisch eingreifen müssen, um die texte lesbar zu machen; er hat aber anderseits überall da, wo nach der herkunft, den reimen und dem wortschatz eine starke dialektische färbung zu erwarten war, schonung walten lassen, und er hat dabei im ganzen einen guten tact bewiesen. nur in wenigen puncten kommt er dem modernen leser ohne not zu weit entgegen, so namentlich mit der einführung des apostrophs, der für mich äufserst störend ist in fällen wie nr **4**, 1, 4 *dafs's uns* (dr. *das vns*) und ähnlich nr **29**, 2,5. 3,5. 7,3; nr **60**, 5,4; oder aber bei *acht't* (: *Macht*) nr **36**, 16,3, *bereit't* nr **41** v. 2 (wo es gar einer inschrift gilt). warum nr **39**, 1,1 *teutsche* in *deutsche* geändert wird, seh ich nicht ein, dagegen würd ich unbedenklich das reimbild gebessert haben durch *bichten* (st. *beichten*): *berichten* nr **3**, 12,3; *het* (st. *hat*): *thet* nr **16**, 8,2; *Absalone* (st. *Absalome*): *Sohne* nr **36**, 12,2; *frümmer* (st. *frömmer*): *nimmer* nr **53**, 15,14 usw.

Über den anteil des anderweit wol bewährten musikalischen mitarbeiters Hyacinth Abele muss ich mich eines urteils begeben. nur ist es mir aufgefallen, dass er die evangelischen kirchenlieder-melodieen so selten festlegt, auch nicht, wo sie so deutlich und unabweisbar zu tage treten wie bei nr **65** (s. o.) oder bei nr **40** (nach '*Wie schön leuchtet der Morgenstern*').

Ich schliefse mit einigen textbesserungen und vorschlägen, wobei ich bemerke, dass die rohe und primitive reimtechnik mancher stücke das urteil über den zustand der überlieferung erschwert: rührende reime liefsen sich oft leicht beseitigen, aber man läuft dabei gefahr den dichter zu verbessern. bei ein paar stücken geht die verderbnis so tief, dass mit einzelnen conjecturen wenig geholfen ist. so gleich bei nr **1**, wo 6,3 natürlich *geschechen* (st. *zergangen*): *übersechen* zu bessern wäre. — nr **7**: 1,5. 6 ist statt *Umb-willen: leiden* einzusetzen *Umb-schuld: duldn*. — nr **9**: v. 36 l. *Elend verliefs er sein Erbland* st. *Eilend*. — nr **15**: 5,8 l. *Kroten* (st. *Ottern*): *Boten*. — nr **19**: 4, 5 : 8 *widersprôchen*: *sein regirentz Leben* der hs. ändert H. in *widersprechen*: *s. r. Lechen*, aber man wird besser das erste reimwort corrigieren: *widerstreben*, denn die in der anm. verteidigte emendation *Lechen* ist formell und sachlich anfechtbar. — nr **22**: 35,1 l. mit der Münchener hs. *Von kräftigen Kräutlein, destilliert so frei*, statt des sinnlosen *Knüttlein* im druck. — nr **23**: 5,2 *Zehn Panz die will ich geben dich* — die situation (würfel-

Digitized by Google

spiel) lässt 'zehn grofse fässer' (so die anm.) ganz undenkbar erscheinen, man wird also *Zehn Patz* (batzen) lesen müssen. — nr **31**: 5,4 lis mit einfacher umstellung *Vom Satan schon erlost : (grofs)*, damit erledigt sich der vorschlag der anm. — nr **32**: 6,3 ist *Pfunder-Ring* am wenigsten durch den hinweis auf Schm. I 435 zu rechtfertigen, man muss vielmehr ändern *Um Plunder-Ring; Die seind so dünn, Dafs mancher auf dem Wasser schwimmt;* gerade *Plunder* ist ein gut bajuvarisches wort. — nr **41** ist an der fahneninschrift der oberösterreichischen bauern gewis nicht zu rütteln, denn die fahne selbst ligt ja vor; aber verderbt ist der spruch doch, denn statt .... *heiliger Geist: Der uns den Weg zum Himel bereit* hat es doch gewis ursprünglich geheifsen *weist.* — nr **45**: 3,6 l. *Dem nicht liebet der Bauren Blut* st. *lieber* (druckfehler?). — nr **48**: 1,5 l. *Wie man lang gehofft und verwent* (st. *vermeint*): *End.* — nr **53** 17,7 l. *Mit Zielröhr und Stutzen* (st. *Stucken*): *putzen*; 46, 11 *heut oder morgen* fällt ganz aus dem reim (: *verstohlen*), ob man ändern darf *verhohlen?* aber freilich ist dies gedicht mit seiner fülle grobdialektischer reime (wo zb 50,2 *Hühner* [l. *Hinder*]: *Rinder* gebunden wird) nur mit vorsicht anzutasten. — wol die mehrzahl der gedichte ist, wenn auch teilweise unvollständig, doch im wortlaut so gut überliefert, dass sich zu textkritischen eingriffen kaum gelegenheit bietet. einige andere scheinen besserungsbedürftig, verlangen aber eine vertrautheit mit dem dialect die mir abgeht.

Göttingen. EDWARD SCHRÖDER.

Goethes Faust. herausgegeben von GEORG WITKOWSKI. erster band: Der tragödie erster und zweiter teil; Urfaust; entwürfe und skizzen. zweiter band: commentar und erläuterungen. Leipzig, Max Hesse 1906 [aus der sammlung: Die meisterwerke der deutschen bühne.] 434 u. 410 ss. 8° — 3,60 m.

Die ausgabe ist, entsprechend der sammlung zu der sie gehört, für das grofse publicum berechnet, beruht aber durchaus auf wissenschaftlicher grundlage. ihr veranstalter hat die, wie man weifs, keineswegs geringe litteratur gewissenhaft benutzt. der erste band gibt aufser dem text in übersichtlicher gruppierung auch die paralipomena unter ausschliefsung der in der Weimarer ausgabe in den lesarten mitgeteilten varianten. sie werden im zweiten bande meist im anschluss an Morris, doch zuweilen auch abweichend von ihm, bündig und gut erklärt. für manche von ihnen hat W. eine neue zutreffende deutung gefunden. er gliedert diese überbleibsel nach den rubriken: 'nicht aufgenommene bruchstücke', 'nachträgliches', 'entwürfe', 'skizzen', die für den zweiten teil des dramas wider in ältere und jüngere getrennt werden. ob diese an sich löbliche bemühung die stücke scharf zu sondern in jedem

Digitized by Google

betracht glücklich ist, möcht ich bezweifeln. durchaus zusammengehörige partieen wie nr 13 (nach W.s selbständiger zählung) und die nrr 131 ff werden, mein ich, nur auf kosten der klarheit und verständlichkeit auseinandergerissen.

Der den zweiten band füllende commentar und die erläuterungen sind eingehend und ohne scheu vor einer gewissen breite gehalten. den zahlreichen würklichen schwierigkeiten wird nirgends aus dem wege gegangen, gelegentlich auch manches besprochen was der behandlung nicht bedarf. jeder dem dichtwerke zeile für zeile folgende commentar steht vor der gefahr, zu viel zu erklären. W. hat sie in den erläuterungen nicht immer vermieden. er unterscheidet nämlich 'commentar' und 'erläuterungen'. in jenem behandelt er 'Faustsage und Faustdichtung vor Goethe', ferner in sieben abschnitten die entstehung des dramas. dem schliefst sich die besprechung der 'Handlung', der 'Idee der dichtung' und ihrer 'Form', der 'Charaktere', endlich der 'Bühnengeschichte' an. auch ein gut gegliedertes verzeichnis der in betracht kommenden litteratur fehlt nicht. dafs ich darin manches vermisse, anderes gern entbehrte, will ich W. nicht zum vorwurf machen. eine derartige auswahl kann niemals allen genügen. und nun erst folgen die 'Erläuterungen', die aber keineswegs auf die erörterung der in den einzelnen fällen vorhandenen schwierigkeiten beschränkt sind. vielmehr geht jeder scene eine zusammenfassende behandlung voran mit bemerkungen über ihre entstehung, ihre voraussetzungen usw.

Dieser so einlässlichen behandlung hier im einzelnen nachzugehn, muss ich mir versagen. das könnte einen neuen band ergeben. ich muss mich mit der anerkennung begnügen, dass der herausgeber die aufgabe die er sich gestellt gut gelöst hat. streng und klar hält er an der genetischen betrachtungsweise fest und sucht nirgends in der beliebten art über die durch die lange entstehungszeit und die vermischung verschiedener pläne bewürkten widersprüche hinwegzutäuschen. anderseits bauscht er sie auch nicht auf, sondern schlägt den für die zwecke der ausgabe angemessenen weg ein. indem er die discrepanzen nicht läugnet, vergisst er doch auch nicht, dass sie für die vom dichter vorausgesetzte lässliche auffassung eben noch hinzunehmen sind. dass die leistung trotzdem zu mannigfachen ausstellungen anlass gibt, ligt in ihrer natur. ich will meine bedenken durch die beleuchtung einiger herausgegriffener puncte dartun.

Die äufserung bd. II s. 9, dass die meerkatzen der Hexenküche vielleicht symbolisch oder allegorisch aufzufassen seien und ihnen keine reale bedeutung zukomme, ist wunderlich. übrigens ist es für einen Goetheforscher und herausgeber des Faust nicht unbedenklich, symbolisch und allegorisch gleichwertig zu gebrauchen. ich erinnere nur an Goethes äufserung an Schelling vom 29 nov. 1803: *Können Sie ihm* (dem künstler Martin

Digitized by Google

Wagner) *den Unterschied zwischen allegorischer und symbolischer Behandlung begreiflich machen, so sind Sie sein Wohltäter, weil sich um diese Axe so viel dreht.* ich muss freilich zugeben, dass es schwer ist, auf die vermischung der bezeichnungen zu verzichten. die nichts weniger als logische sprache macht uns sorglos und gewährt uns die freiheit, 'symbolisch' im weiteren sinne und 'allegorisch' als eine bestimmte abart des begriffes zu nehmen. so wirft Goethe selbst in dem Lauchstädtischen 'Was wir bringen' die beiden worte unbekümmert durcheinander (Werke XIII 1,74 f).

Wunderlich ist auch die ansicht (s. 11), dass es zur erkenntnis des ideengehaltes der dichtung philosophischer untersuchungen bedürfe. sollte das würklich nötig sein? muss ich W. an Goethes äufserung gegenüber Eckermann vom 6 mai 1827 erinnern? hier spukt noch ein rest der alten metaphysischen erklärungsweise des 'Faust', von der eine spur auch bei der eben erwähnten auffassung der meerkatzen sichtbar ist.

S. 55 steht der im ersten moment blendende satz, GOETHE habe einmal — im zweiten stadium der entstehungsgeschichte des werkes — daran gedacht, seinen helden dem gleichen ziele zuzuleiten, das er selbst damals erreicht hatte, dem ziele erlangter seelenruhe und stiller betrachtung der umwelt. zeuge dafür sei der monolog in 'Wald und Höhle'. zu den schwierigsten problemen der Faustforschung gehört die reconstruction des planes des 'Fragmentes' dh. die aufgabe festzustellen, wie der plan beschaffen war, den Goethe nach dem brief in der Italienischen reise vom 1 märz 1788 gemacht hatte. wie man über ihn auch denken mag, dass der held zum ziele innerer ruhe und befriedigung geführt werden sollte, ist allein schon angesichts der leidenschaftlichen unterredung Fausts mit Mephisto, die dem monolog in 'Wald und Höhle' folgt und, angesichts der weiter sich anschliefsenden scenen am 'Zwinger' und im 'Dom' undenkbar. die beglückte stimmung die jene partie atmet, übrigens ein unbekümmerter widerklang der eigenen, die der dichter in Italien empfand, sie kann im gefüge der handlung nur die bedeutung einer retardierenden station haben.

Bei der frage die s. 56f erörtert wird, wie viel Fausts Gretchen von der in Dichtung und Wahrheit erwähnten ersten geliebten gleichen namens empfangen habe, wie viel bei der schilderung in der autobiographie von jener auf sie zurückstrahlte, begegnet W. ein offenbarer irrtum. er deutet an, dass der geist der reinlichkeit und ordnung auf eindrücken jenes erlebnisses beruhe. das ist natürlich unzutreffend. Loepers äufserung, dass bei der ersten frauengestalt die die neigung des dichters gewann, aufser dem namen kaum etwas an ihre schwester im 'Faust' erinnert, ist heute noch völlig richtig. am wenigsten wird man das 'Gefühl der Stille, der Ordnung, der Zufriedenheit', den 'Geist

Digitized by Google

der Füll und Ordnung' mit jenem mädchen, das aus einer so dunklen umgebung hervorleuchtet, irgend in verbindung bringen können.

Wolgelungen ist die charakteristik des 'Urfaust' (s. 66—79), besonders die ausführung (s. 68), wie der held auch beim tragischen ausgang, den W. meiner meinung nach mit recht für die erste phase der dichtung für wahrscheinlich hält, den sieg über den teufel davongetragen hätte. aber irrtümer sind auch hier untergelaufen. s. 74 wird vorausgesetzt, dass Mephisto am schlusse Faust sein 'her zu mir' zuruft, was am ende des Urfaust aber nicht geschieht. — kurz darauf wird die frage gestreift, wie die zu den ältesten conceptionen gehörende Helena-episode in den plan eingereiht werden sollte. in der antwort begnügt sich W. mit andeutungen. er spricht von neuen kämpfen die Faust bevorstehn, äufsern und innern, deren verlauf aber völlig im dunkeln ligt. das ist nicht anzuzweifeln, seltsam ist nur ein satz in der dann folgenden motivierung, wo es heifst, dass nach dem erlebnis mit Helena der übergang zum tatbereich des Erdgeistes noch weniger zu finden war, als in der liebe zu Gretchen. 'ein antrieb zur tat konnte aus dem verhältnis zu der schattenhaften griechischen heroine nicht entstehn'. das zu behaupten erscheint kühn, wenn man bedenkt, dass die vollendete dichtung diese anknüpfung tatsächlich bietet.

Der 'Lügengeist', der Faust in blend- und zauberwerken bestärkt (v. 1854), wird (s. 84) richtig interpretiert als sein eigenes, dem höchsten zugewantes streben, das im sinne Mephistos sehr wohl als ein lügnerisches bezeichnet werden kann. in den Erläuterungen (s. 232) wird er mit 'trügerischer genussucht' umschrieben, was eine wenig glückliche bezeichnung ist und in dieser kürze des ausdrucks misverständlich würken mufs. geradezu unrichtig sind an der ersten stelle die worte *Und dessen übereiltes Streben Der Erde Freuden überspringt* erklärt. sie sollen nämlich bedeuten: 'Faust verliert die ethischen (!) mafsstäbe für die genusswerte', während sie doch einfach heifsen, dass er in seinem titanismus die irdischen befriedigungen verkennt und verschmäht. übrigens muste an dieser stelle betont werden, dass die diagnose, die Mephisto in dem vorliegenden monolog (1851—67) Faustens zukunft stellt, subjectiv und irrtümlich ist.

S. 89 lässt W. das 'Vorspiel auf dem Theater' im juni oder juli 1797 'in unmittelbarem anschlufs an die am 24 juni verfasste 'Zueignung' entstanden sein. in den Erläuterungen (s. 190) heifst es von ihm '1797 oder 1798 gedichtet'. ist das schon an sich ein widerspruch, so ligt meines wissens für jene datierung überhaupt kein irgendwie zwingendes moment vor, für diese — aber nur als ungefähre zeitbestimmung — spricht nur der von Erich Schmidt (Urfaust[5] s. XXXIII anm.) beobachtete umstand, dass Tiecks 'Neuer Hercules am Scheidewege' (Poetisches Journal

Digitized by Google

s. 81 ff) berührungen mit dem vorspiel zeigt, die auf eine kenntnis der scene schliefsen lassen sollen. Tieck kann sie — so vermutet Erich Schmidt — bei seinem aufenthalt in Thüringen 1799-1800 irgendwie in der handschrift oder durch eine vorlesung kennen gelernt haben. in der tat erweisen sich vv. 99—103 des Vorspiels und Tiecks gedicht s. 102 v. 4 ff so verwant, dass man genötigt ist, einen innern zusammenhang anzunehmen. nur ist es höchst unwahrscheinlich, dass Tieck die Faustscene im manuscript kennen gelernt habe. auch dass er sie vom dichter habe vorlesen hören, sind wir kaum berechtigt zu vermuten. überliefert ist jedesfalls nicht das geringste darüber. natürlicher und näherliegend ist der schluss, dass Goethe nach der lectüre der Tieckschen parodie und unter ihrem einfluss das Vorspiel verfasste. das Journal erhielt er im juli 1800 und las es (an Schiller den 29 juli und 1 august). dass ein anderes stück des buches, die vision 'Das jüngste Gericht' motive für die deutsche Walpurgisnacht geliefert hat, ist bekannt (Erich Schmidt aao. s. xxxii anm.). für diese späte datierung des Vorspiels spricht noch der von Minor beobachtete einfluss der romantischen märchenkomödie gerade auf diese scene (vgl. Goethe-Jahrbuch 10,222).

Der satz s. 90: 'Da bringt Goethe den alten geronnenen stoff endlich wider ins schmelzen, indem er auf Schillers rat die ursprünglich zur fortsetzung des Xenienkampfes bestimmte epigrammenreihe 'Oberons und Titanias goldne Hochzeit' in die masse hineinwirft', enthält einen wahren rattenkönig von misverständnissen. einmal gehört der gedanke, diesem stücke einen platz im 'Faust' anzuweisen, schon dem winter 1797 an (s. mein buch 'Goethes Faust' s. 60) und nicht, wie W. hier sagt, dem april 1798. dann stammt der einfall nicht von Schiller, sondern von Goethe selbst (ebda). Schiller riet nur davon ab, die gedichte selbständig im almanach zu veröffentlichen. man täte dem freund bitter unrecht, ihm diese romantische formlosigkeit in die schuhe zu schieben, und muss Goethes conto allein damit belasten. ferner ist das Cellinische bild vom schmelzen des geronnenen stoffes falsch angewendet. vgl. die richtige zuerst von Minor gefundene deutung jetzt in seinem buch über den 'Faust' bd ii s. 10.

S. 87 wirft W. zwei schemata zum 'Faust' durcheinander. er spricht von dem am 23 juni 1797 entworfenen und beschreibt es genauer. die einzelheiten aber die er anführt beziehen sich auf ein späteres, von dem in dem brief an Schiller vom 5 mai 1798 die rede ist (vgl. mein buch s. 55. 64 f.) das erste ist verloren gegangen. s. 91 kennt er dann 'gewichtigste gründe für die annahme, dass Goethe im sommer 1800 plötzlich den schluss des ganzen, Fausts tod, zu überdenken und auszuführen begann'. W. hätte gut getan, die gründe zu nennen. mir sind sie nicht bekannt, wol aber spricht die tatsache, dass die paralipomena die sich darauf beziehen die signatur des eben erwähnten

Digitized by Google

zweiten schemas vom 5 mai 1798 tragen (mein buch s. 65), zunächst nicht dafür.

S. 92 finde ich eine irrtümliche auffassung einer Goethischen äufserung über den beginn der arbeit an der Helena in dem brief an Schiller vom 12 september 1800. Goethe schreibt an den freund: '*Nun zieht mich aber das Schöne in der Lage meiner Heldin so sehr an, dass es mich betrübt, wenn ich es zunächst in eine Fratze verwandeln soll!*' unter fratze versteht W. 'etwas künstlerisch unedles' und denkt wahrscheinlich an die deutsche form, die einst auch für diese partie des werkes geplant war. diesen letzterwähnten umstand schliefs ich daraus, dass er s. 99 bei der darstellung der wideraufnahme der arbeit im februar 1825 sagt: 'dass nun erst die griechische heldin entgegen der ursprünglichen absicht, wonach sie in Deutschland auftreten sollte, auf dem boden ihrer heimat verbleibt'. in wahrheit tritt sie bekanntlich schon in dem im herbst 1800 verfassten fragment in Griechenland auf. mit 'fratze' ist aber überhaupt nichts künstlerisch unedles gemeint, wenngleich Schiller es ebenso aufgefasst hat, wie seine antwort auf das interessante Goethische bekenntnis lehrt. allein auch er hat den freund misverstanden. das richtige ist, dass Goethe bei seiner klage im auge hat, dass es sich um eine phantasmagorie handelt. das lehrt der dem oben citierten folgende satz, in dem der entscheidende gegensatz unzweideutig klar wird: '*Wirklich fühle ich nicht geringe Lust, eine ernsthafte Tragödie auf das Angefangene zu gründen.*'

Klar und meist zutreffend sind die capitel über die 'Handlung', die 'Idee' und 'Form' der dichtung, die 'Charaktere' und die 'Bühnengeschichte' des dramas, wenn es auch hier an freilich geringfügigen irrtümern, widersprüchen und entgleisungen des ausdrucks nicht fehlt. besondere anerkennung verdient die auseinandersetzung der 'wette', der nachweis, dass Faust sie gewonnen hat. hoffentlich hat die discussion des unfruchtbaren 'problems', die dieses motiv in den letzten jahren bewürkt hat, damit ein ende. der 'Faust' bietet der wissenschaftlichen erkenntnis schon schwierigkeiten genug. muss man sie würklich durch unnütze fragestellungen vermehren? zu den irrtümern rechne ich die stelle s. 141: 'Faust will nur befriedigung und weifs nicht, dass sie für den menschen, in dem das göttliche nicht erstickt ist, nur in dem unbefriedigten streben nach ihr beruhen kann'. darf man das sagen angesichts der worte Fausts v. 1964 ff: *Kannst du mich schmeichelnd je belügen, Dass ich mir selbst gefallen mag, Kannst Du mich mit Genuss betrügen, Das sei für mich der letzte Tag?* — ein widerspruch ist es, vielleicht sachlich nicht so sehr wie im ausdruck, wenn s. 110 von Mephisto gesagt wird, dass er die höchste potenz des verstandes darstelle, vier seiten weiter aber sein verstand kurzsichtig genannt wird. die charakteristik dieser zweiten hauptgestalt ist

Digitized by Google

W. überhaupt nicht besonders gelungen. die auf ihn angewendete formel des 'blasierten hofmannes' ist zu eng, und die an ein Schillersches wort sich anlehnenden ausführungen über den zwiespalt, in den die figur als teufel und humoristisch angelegter weltmann geraten ist, scheinen mir zum teil abstract. viel besser wird Schillers äufserung von Minor (Goethes Faust I 270) erklärt. später lenkt W. in den richtigen weg ein, indem er (s. 168) für die widersprüche in der charakteristik den wechsel der intentionen Goethes in anspruch nimmt.

Von den 'Erläuterungen' sei es mir erlaubt wenigstens auf eine näher einzugehn, auf die deutung des viel umstrittenen 'Geisterchors' (v. 1607—26). die schwierigkeiten die die stelle der erläuterung bietet, hebt W. durch eine klare und scharfe interpretation hervor, und es ist ihm auch gelungen, ihren zwittercharakter verständlich zu machen. richtig betont er, dass die worte dem wesen und der gesinnung Mephistos widersprechen, obgleich sie aus dem munde ihm untergebener, also nicht etwa guter geister kommen. sie sind auch weder höhnisch gemeint noch enthalten sie einen ehrlichen rat zu neuem leben. ferner sind sie auch nicht als ursprünglich wechselnde stimmen guter und böser engel aufzufassen oder als ein gefährlicher schmeichelgesang. vielmehr sollen die helfershelfer Mephistos seiner absicht Faust zu verführen dienen, geben aber doch nur des dichters meinung von der situation wieder, die nicht gerade teuflisch ist. dass Goethe in dieser weise aus der rolle fällt, oder besser, wenn das zu sagen erlaubt ist, die geister aus der rolle fallen lässt, bringt W. mit dem einfluss romantischer theorieen in verbindung, unter dem der dichter bei der abfassung stand. besser scheint es mir, dafür eine psychologische, aus der tiefe des Goethischen wesens hergeleitete erklärung heranzuziehen. ich meine seine bekannte weichheit, jene zartheit des gefühles, die ihn in späteren jahren nach seinem eigenen ausspruch zum tragiker unfähig machte. in diesem für das schicksal seines helden entscheidenden wendepunct ist das mitgefühl des dichters mit ihm so stark erregt, dass er unwillkürlich für ihn partei nimmt, dass er gewissermafsen statt für Mephisto, wie er es als objectiver dramatiker hätte tun müssen, für Faust optiert. —

Zuletzt ein appell an den philologen W. I s. 235 urteilt er über die versuche, aus brieflichen äufserungen, anklängen und parallelen chronologische schlüsse zu gewinnen, wegwerfend und nennt sie oberflächlich und zwecklos. er bedient sich dabei noch eines wenig vornehmen witzes, indem er meint, dass man mittels derartiger combinationen auch das gedicht 'Antepirrhema' mit der Schülerscene — um ihre datierung handelt es sich — zeitlich zusammenrücken könne, da in beiden die verse 1922ff vorkommen. dies würde eine idiotische anwendung eines methodischen hilfsmittels der forschung bedeuten. dieser hohn ist

Digitized by Google

unbillich. ganz so schwachsinnig sind die parallelenjäger am ende nicht. es versteht sich wol von selbst, dass aus übereinstimmungen gezogene schlüsse an gewisse voraussetzungen gebunden sind, dass nirgend mehr als hier schärfste kritik walten muss, dass zu dem äufsern zusammentreffen innere gründe hinzutreten müssen. wenn man im hinblick auf die bekannte briefstelle vom 17 september 1775 die Schülerscene in die gleiche zeit gesetzt hat, so geschah das nicht blofs wegen der worte '*ich machte eine Scene an meinem Faust*' und weil Goethe in demselben briefe das gleichnis von der vergifteten ratte verwendet, das das grundmotiv des von Brander gesungenen liedes widerholt. vielmehr kommt als entscheidendes kriterium hinzu, dass in diesem liede eine selbstpersiflage Goethes vorligt, die aus seinen beziehungen zu Lili Schönemann erwuchs. diese beziehungen gestalteten sich aber erst im herbst des jahres 1775 so, dass die selbstverhöhnung (*Er sieht in der geschwollnen Ratte Sein ganz natürlich Ebenbild;* vgl. Urfaust 22,53 *Selbst Ratte* und 'Lilis Park') begreiflich wird. übrigens habe ich selbst (Zeugnisse zu Göthes Faust s. 13) nur jenes lied dem 17 september zugewiesen und einen einschub in die schon vorhandene scene angenommen. edenfalls stehn mir diese bemühungen, mit methodischen hilfsmitteln zu einer genaueren zeitlichen fixierung zu gelangen, höher, als W.s verfahren, wenn er beispielsweise den 'Prolog im Himmel' schlankweg, ohne gründe anzugeben, nach 1800 ansetzt (s. 196) und nicht einmal die Eckermannsche chronologie bedenkt, die ihn 1797 entstanden sein lässt. was ihn dazu bestimmt hat, kann ich mir allerdings denken. es ist die in der scene sichtbare einwürkung des Pfitzerschen Faust, den Goethe erst im Frühjahr 1801 aus der bibliothek entliehen haben soll. nach Minor II 105 hat der dichter jedoch auch schon vor dieser zeit, nämlich am 25 juli 1798, das buch entnommen. auch bleibt die möglichkeit einer noch früheren entleihung des werkes oder seiner kenntnisnahme auf einem andern wege bestehn, der wie diese nur nicht direct bezeugt ist. das hat Minor auf s. 283 mit recht bemerkt.

Berlin. OTTO PNIOWER.

Berthold Auerbach der mann sein werk sein nachlass von ANTON BETTELHEIM. mit einem bildnis des dichters. Stuttgart u. Berlin, JGCotta nachf. 1906. x und 450 ss. — 8 m.

Das denkmal das Bettelheim dem dichter der 'Schwarzwälder Dorfgeschichten' setzt, ist eine seit langem erwartete, sorgsam vorbereitete, auf umfangreichem material fufsende arbeit. Auerbachs ganzer nachlass und in ihm eine schier endlose reihe von autobiographischen aufzeichnungen, briefen, notizen ist verwendet. Auerbach selbst war über vorarbeiten zu seiner autobiographie nicht wesentlich hinausgekommen. die veröffentlichung seiner

Digitized by Google

briefe an Jakob Auerbach, von dem empfänger dieser eingehnden bekenntnisschreiben im jahre 1884 besorgt, hatte über leben und werden des dichters zuerst licht verbreitet. diese ausführlichen mitteilungen zu überholen, hat Bettelheim sein material bis zu einer grenze ausgeschöpft, die Auerbachs erlebnisse jahr für jahr, zuweilen tag für tag darzustellen erlaubte. er geht gelegentlich soweit, dass man eine autobiographie zu lesen meint, die lediglich aus der ich- in die erform umgeschrieben ist. wir wandern da mit Auerbach durch den Schwarzwald und durch die Sächsische Schweiz. wenn Auerbach mit seiner ersten gattin im september 1847 das Heidelberger heim bezieht, teilt sein biograph (s. 203) mit, dass beide in demselben hause wie Gervinus wohnten, er vergisst auch nicht hinzuzufügen, dass sie nach den ersten antrittsbesuchen zu solennen mittagessen bei Hagen, Henle, Leonhardi und Schlosser eingeladen wurden. mit gleicher gewissenhaftigkeit bucht B. ein andermal (s. 277) die erlebnisse eines Baden-Badener sommers (1861): beim frühstück im garten zum Bären ruft königin Augusta Auerbach zu sich mit den worten: 'wie gehts Ihnen, lieber Auerbach? ich habe Sie nicht erkannt (mit dem finger drohend), warum sind Sie nicht früher gekommen? meine tochter ist jetzt nicht hier, sie hatte sich sehr auf Sie gefreut'. Auerbach entschuldigte sich mit seiner Kissinger kur; die königin erwiderte: 'ich muss Sie noch sehen und lasse es Ihnen noch sagen'. drei tage später war Auerbach über zwei stunden bei der grofsfürstin Helene von Russland. sie kam Auerbach als einem landsmann mit warmer herzlichkeit entgegen. er wird am nächsten abend zum tee geladen. nach mitternacht gehts zum aufbruch. die grofsfürstin lässt ihn zurückrufen: 'ich habe noch allein mit Ihnen zu reden'. am folgenden tage lässt die königin Augusta den dichter zu sich bescheiden . . . der gewissenhafte berichterstatter fügt mehr oder minder ausführliche charakteristiken der allerhöchsten und hohen persönlichkeiten ein, dann der dichter, schriftsteller, politiker, mit denen Auerbach zusammengetroffen ist. kurz neben diesem übermafs biographischer einzelheiten dauert es meist ziemlich lange, ehe sich das auf dem titel gegebene versprechen erfüllt, ehe von dem 'mann' Auerbach und von seinem 'werk' etwas zu verspüren ist. sind doch die zwölf capitel des buches so streng an einem chronologischen faden aufgereiht, dass von schriftstellerischen äufserungen Auerbachs die nach seinem tode ans licht traten, eben nur im letzten, 'Vermächtnis' überschriebenen capitel die rede ist, auch wenn an früherer stelle dieses oder jenes wort bessere unterkunft gefunden hätte.

Von den erzählungen und romanen Auerbachs und von seinen aufsätzen, flugschriften und reden wird immer dann von B. etwas ausführlicheres gesagt, wenn der chronologische ablauf seiner darlegung ihn dazu führt. knappe übersichtliche inhaltsangaben ver-

Digitized by Google

gegenwärtigen die dichtungen, eine längere kritik begründet das urteil über das einzelne product. ein regestenwerk also mit eingeschobenen buchrecensionen und mit porträts der gestalten aus Auerbachs umgang! eine zusammenhängende, folgerichtig aufgebaute charakteristik von Auerbachs schaffen kommt auf diesem wege nicht zustande. von einzelheit zu einzelheit wird der leser geschoben, und zwischen den einzelheiten muss er lange zeit mit biographischen details sich begnügen. die grofsen probleme, Auerbachs beziehungen zum jungen Deutschland, seine stellung in der entwicklung der dorfgeschichte, die beziehungen seiner zeitromane zu den vielen verwanten dichtungen der epoche: all das ist ja gewis da und dort erwogen oder mindestens gestreift. nachdem der neugierige leser lange zeit vergeblich eine erörterung des verhältnisses von Auerbach und Jeremias Gotthelf gesucht, findet er, schon fast am ende des buches (s. 343) angelangt, auch diese frage geistreich erörtert, wie sich denn zuletzt mehrfach zusammenfassende betrachtungen einstellen, freilich noch immer in die fortlaufende darstellung von Auerbachs leben verwoben. so fehlt dem werke ein einheitlicher grofser zug; man fühlt sich nicht von einer energisch zusammenfassenden darstellung getragen, sondern meint, den verfasser selber drücke die menge des stoffes zu boden. Auerbachs erzählungen, voran seine 'Dorfgeschichten', bieten ja eine solche fülle schwer zu sondernder, schwer zu übersehender verwanter stoffelemente, dass eine zusammenstellung des gemeinsamen und eine sorgsame scheidung des besonderen dieser dichtungen dringend nötig erscheint. gestalten und motivreihen, durchgehnde technische kunstgriffe verlangen nach sauberen überblicken, und finden sie bei B. nicht. obendrein offenbart sich in seiner darstellung Auerbachs künstlerischer werdegang als ein abstieg, der nach kräftigem einsatz im besten falle noch einmal einen ausblick nach oben gewährt, dann aber widerstandslos einem stärker und stärker hervortretenden versagen dichterisch gestaltender kunst zusteuert. herscht so im ganzen der eindruck mählichen sinkens, so gelangt der strenge kritiker der Wiener theater, nicht ein liebevoller deuter bei der abschätzung der einzelnen producte Auerbachs zum worte. mögen dem buche noch so viele preisende worte über den dichter und über den menschen Auerbach eingeflochten sein, jede der späteren dichtungen Auerbachs wird scharf abgefertigt. dem roman 'Auf der Höhe' bleibt noch der ruhm, dass seine flecken und schatten von der gemütssonne des erzählers überglänzt werden (s. 306 f). vom 'Landhaus am Rhein' heifst es: 'es zeugt für das ansehen und die herscherstellung, die Auerbach durch seine früheren schöpfungen festbegründet hatte, dass ihm ein so wunderliches werk von der kritik nicht allzustreng angerechnet wurde' (s. 32 o). 'unzulänglich als beitrag zur zeitgeschichte, ist 'Waldfried' verfehlt als kunstwerk', lautet (s. 340) das verdict über das letzte gröfsere product. von

Digitized by Google

der fortsetzung der 'Schwarzwälder Dorfgeschichten' von 1876 heifst es: 'alles in allem ist das 'Nest an der Bahn' unter den drei stücken noch das leidlichste, ohne deshalb preisenswert zu sein' (s. 357). viel schlimmer noch fahren natürlich die dramatischen versuche Auerbachs. war es wirklich nicht möglich, aus tieferem verständnis des dichters und seiner zeit der positiven leistung gerechter zu werden? muste der verfasser so ängstlich dem vorwurf kritikloser bewunderung aus dem wege gehn, dass er in die art und kunst Auerbachs sich nicht liebevoller einzufühlen wagte? nicht aufgabe des referenten ist es, solche einfühlung nachzuholen; aber wenn Bettelheims richterwort zutrifft, wenn Auerbach wirklich nichts besseres geleistet hat, dann darf die frage gestellt werden, ob der ganze mann eine so ungemein ausführliche darstellung seines lebens verdient? B. entzieht seiner mühsamen arbeit den boden, wenn er im wesentlichen nur den erzähler der älteren Dorfgeschichten, voran des 'Diethelm von Buchenberg', sehr bedingt den dichter des romans 'Auf der Höhe' und rückhaltlos nur noch den verteidiger des judentums gegen antisemitische angriffe verstehn und begreifen will. hätte B. die romane Auerbachs an der verwanten dichtung ihrer zeit gemessen, so wäre vielleicht auch da ihm etwas förderndes, vorwärtstreibendes aufgegangen. doch er unterlässt bei der betrachtung des 'Neuen Lebens' (1852) sogar den naheliegenden hinweis auf den stoffverwanten roman 'Paul' des geistvollen AvSternberg (1845). und es bleibt ihm, all die spätere minderleistung Auerbachs zu entschuldigen, nur die tatsache, dass 'der anerkannte meister der dorfgeschichte, der liebling der damaligen mode nicht schicht machen konnte' (s. 287); aus erwerbsrücksichten durfte er 'halb oder völlig misratenes nicht zurückhalten oder vernichten'. die einleitung B.s gipfelt in dem passus: 'der dichter, den die besten seiner zeit, Uhland und Straufs, Vischer und Gervinus, Mathy und Freytag hochgehalten, der erzähler, den Anzengruber und Rosegger, Tolstoi und Björnson als wegweiser anerkannt haben, war und bleibt eine der wirkenden mächte, ein grundelement im kreise der deutschen volkserzieher, an dem die nachwelt nicht vorbeigehn soll und kann, solange er der nachwelt eigenes, immergültiges zu sagen hat'. wer das buch Bettelheims aus der hand legt, muss glauben, dass die summe dieses immergültigen nicht sehr grofs sei.

Und so behält die gewaltige menge von briefen, bekenntnissen, urteilen, aphorismen, autobiographischen notizen, die B. meist in vollem wortlaut abdruckt, ihren ganzen wert nur für den, der von vornherein interesse für die litterarische leistung Auerbachs mitbringt. das fast unabsehbare material, das Bettelheim bienenfleissig zusammengetragen, geordnet und in seinen wichtigsten elementen wortgetreu mitgeteilt hat, ruft nach einer knapperen verwertung, die weniger den menschen und stärker

den dichter, nicht so sehr das erlebnis des tages als die künstlerische leistung betont. in den von Bettelheim vorgelegten papieren, vor allem in Auerbachs entwürfen zu den dorfgeschichten, wird dieses künftige werk eine ausgezeichnete grundlage haben.

Dresden. OSKAR WALZEL.

Volksliederbuch für männerchor. herausgegeben auf veranlassung Seiner Majestät des Deutschen Kaisers Wilhelm II. partitur, 2 bände, Leipzig, CFPeters o. j. [1907] xv u. 816. 792 ss. hiezu eine stimmenausgabe.

Gegen diese sammlung sind schwere bedenken geltend gemacht worden. schon der titel hat anstofs erregt. nach dem bekannten worte des kaiserlichen auftraggebers, die männergesangvereine sollten mehr das volkslied pflegen, war ja wol auch die vorliegende sammlung in erster linie für das volkslied bestimmt. dass sie aber darüber hinausgewachsen ist, kann ich nicht als ein unglück ansehen; es werden sich am schluss dieser ausführungen zwei gesichtspuncte ergeben, von denen aus betrachtet der wert des buches hoch genug anzuschlagen ist. wer übrigens das von Rochus von Liliencron gezeichnete vorwort 'Zur Einführung' gelesen oder auch nur diesen namen an der spitze der arbeitscommission gesehen hat, konnte keinen augenblick im zweifel sein, dass hier nicht etwa ein dilettantisches misverständnis unterlaufen ist. dabei darf nicht übersehen werden, dass die sammlung für den männergesang bestimmt ist, der nun einmal, wie die dinge heute liegen, allein neben dem klavierspiel grofse massen des volkes zur musikübung heranzieht, wobei es die gerechtigkeit erfordert, einen bedeutenden unterschied zu seinen gunsten festzustellen. während die klavierübung leider vielfach bei hoch und nieder zur tiefsten stufe der musik hinabsteigt, von der aus gesehen selbst ein Abt oder Kücken noch in lichten höhen schweben, hält sich der männergesang von jener zotenmusik fern. da er überdies heute — immer ganz abgesehen von seiner nationalen aufgabe — höheren musikalischen ehrgeiz entwickelt, so konnte der rahmen ziemlich weit gespannt werden. von alten volksliedern und minnegesängen (aus der Jenaer hs. wurden gewählt: meister Alexander '*O we daz nach liebe gat*'; des Unverzagten *Der koninc Rodolf mynnet got*; fürst Wizlaws von Rügen *De erde ist untslozen*) bis zu RStraufs männerchor 'Liebe' (allerdings über einem aus 1602 überlieferten anonymen text) ist in den 614[1] gesängen kein entwicklungsabschnitt deutschen sanges unberücksichtigt gelassen. der riesenstoff ist auch technisch gut bewältigt

[1] fortlaufend 610, eingeschoben die vier Rich. Wagnerschen stücke, wol zu dem zwecke, um in der stimmenausgabe keine lücke entstehn zu lassen, da der verleger die stimmen zu jenen vier chören nicht freigegeben hat.

und wird bei deutlichem stich und druck in handlichem format dargeboten. am schlusse ist (durch Bolte und Friedländer) das nötigste an wissenschaftlichen nachweisen gegeben, nachdem schon bei jeder nummer die lebenszeit von dichter und componisten, sowie allenfalls das entstehungsjahr des liedes angeführt ist. jeder band hat neben seinem inhaltsverzeichnis das alphabetische gesamtverzeichnis sämtlicher liederanfänge und überschriften. man vermisst aber eine alphabetische zusammenstellung der dichter, componisten und bearbeiter. ich habe mich dieser mühe unterzogen, da mich insbesondere das zahlenverhältnis der bearbeitungen zu den originalstücken interessierte. dies ist nun überraschend. fast dreiviertel sind bearbeitet, von den ältesten liedern bis herauf zu den in anderer besetzung erschienenen melodieen des 19 jahrhunderts. nur etwas mehr als der vierte teil sind originalcompositionen aus der zeit des männergesangs, also vom ende des 18 jh.s bis auf unsere zeit. der anteil der eigentlichen volkslieder ist naturgemäfs an den nach dem textinhalt eingeteilten partieen verschieden grofs, am stärksten bei dem grofsen abschnitt der liebeslieder und selbstverständlich bei den dialektliedern, die den schluss bilden. da im übrigen die tonweise für die auswahl in erster linie bestimmend sein muste, sehen wir eine bunte musterkarte von textdichtern beisammen, namen, die in der litteraturgeschichte kaum zu finden sind, neben unseren meistern. immerhin zeigt die statistik der mehrfach vertretenen dichter auch eine auslese nach dieser richtung. so steht an der spitze Goethe mit 10 liedern, dann allerdings Zuccalmaglios volksliedimitationen (8); je 7 gedichte finden wir von Simon Dach, Hoffmann v Fallersleben, Wilhelm Müller und Rückert; je 6 von Eichendorff, Geibel, KlGroth, HLHassler, Reinick und Uhland; je 5 von Heine, Körner, Luther und dem alten Niederländer Valerius, je 4 von Arndt, Claudius, Kobell, Schenkendorf und Schiller, je 3 von dem geistlichen liederdichter Paul Gerhardt, von Gottlieb Jakob Kuhn, dem benedictiner PValentin Rathgeber, von Scheffel und RichWagner. es ist vielleicht interessant, damit die liste der nach Ernst Challier[1] am meisten componierten 30 neueren deutschen dichter zu vergleichen und zu ersehen, dass 22 davon teils in der oben gebrachten aufstellung inbegriffen, teils wenigstens überhaupt vertreten sind, während nur acht (hier mit einem * versehen) im Volksliederbuch nicht **vorkommen**:

dichter	gesamtzahl der compositionen	höchstzahl der compositionen eines gedichts
Heine	4127	246 *Du bist wie eine Blume*
Geibel	3778	135 Gondoliera: *O komm zu mir, wenn durch die Nacht*

[1] Die lieblingsdichter der deutschen componisten (Musikalisches wochenblatt, Leipzig 5 und 12 dezbr. 1907).

Digitized by Google

dichter	gesamtzahl der compositionen	höchstzahl der compositionen eines gedichts:	
Hoffmann v. Fall.	2648	83	
Goethe	2534	157	Wandrers Nachtlied: *Über allen Wipfeln ist Ruh*
Uhland	2038	174	Frühlingsglaube: *Die linden Lüfte sind erwacht*
Eichendorff	1722	87	
Reinick	1703	140	*Wie ist doch die Erde so schön*
Lenau*	1390	245	Bitte: *Weil auf mir, du dunkles Auge*
Wolff*	1307	80	
Rückert	1061	51	
Baumbach*	1024	39	
Bodenstedt	877	161	*Wenn der Frühling auf die Berge steigt*
Roquette	788	96	
Scheffel	779	44	
WMüller	739	46	
Heyse*	638	27	
Mörike	594	85	
Schiller	593	43	
Redtwitz	572	93	
Chamisso	550	45	
Storm*	540	56	
JSturm*	539	69	
Freiligrath	537	75	
Prutz*	457	131	Vorsatz: *Ich will dirs nimmer sagen*
Osterwald	413	36	
Mosen	388	53	
ThKörner	367	75	
Tieck	333	128	Herbstlied: *Feldeinwärts flog ein Vögelein*
JKerner	298	26	
Platen*	220	46	

Von den hier angeführten über 100 mal componierten gedichten ist im 'Volksliederbuch' das Nachtlied von Goethe in der von Kuhlau leider benützten verballhornung von JFalk, dann Bodenstedts '*Wenn der Frühling auf die Berge steigt*' in vertonung von Karl Wilhelm, dem componisten der Wacht am Rhein, endlich Tiecks Herbstlied vertont von Eugen d'Albert enthalten. für männerchorvertonungen, die eigentlich hier zunächst in betracht kommen, ist die reihenfolge jener 30 dichter: Geibel (564), Hoffm. v Fall. (466), Baumbach (460), Reinick, Uhland, Eichendorff, Goethe, Roquette, Heine, Wolff, Scheffel, Müller, Körner, Freiligrath, Sturm, Rückert, Bodenstedt, Lenau, Schiller, Tieck, Mosen, Osterwald, Redtwitz, Mörike, Chamisso, Kerner, Prutz, Storm, Heyse, Platen. von den 15 dichtern, denen je über

Digitized by Google

100 männerchorcompositionen gewidmet sind, fehlen in unserer sammlung nur Baumbach, Wolff und Sturm. im allgemeinen sehen wir daher eine übereinstimmung der beiden statistiken mit einer leisen geschmackswandlung unserer zeit durch abkehr vom sentimental-burschikosen.

Von componierenden dichtern sind in der sammlung nur die drei minnesinger mit wort und weise vertreten, dagegen Hoffmann v Fallersleben nur mit gedichten, andere wie Holtei, Schubart, Zachariä gar nicht. von dichtenden componisten finden sich vor: Heinrich Albert (1 in wort und weise, 8 vertonungen anderer texte), Peter Cornelius (Grablied zu Schuberts weise 'Der Tod und das Mädchen', anderseits eine composition des '*Mitten wir im Leben sind*'), Hans Leo Hafsler (6 lieder in wort und weise, eine melodie mit unterlegten worten von Paul Gerhardt), Jakob Kremberg (1 lied in wort und weise), Adam Krieger (2 desgl.), Georg Neumark (1 desgl.), Joh. Herm. Schein (2 desgl., aufserdem die bearbeitung einer Isaacschen melodie), Richard Wagner (3 desgl. und ein chor mit text nach Bulwer), endlich W. von Zuccalmaglio (mit nachweislich drei liedern in wort und weise, fünf texten und zwei weiteren compositionen). die bei Schein erwähnte Isaacsche melodie ist das bekannte '*Innsbruck, ich muss dich lassen*' benutzt zur geistlichen parodie '*O Welt, ich muss dich lassen*'. melodiefassung und satz sind gegen die ebenfalls vierstimmige fassung von Isaac, entsprechend der geistlichen umdichtung und dem musikgeschmack des 17 jahrhunderts einfacher gehalten, sodann für männerchor umgesetzt vom derzeitigen Thomascantor Gustav Schreck (n. 10). wir können nun an der ebenfalls aufgenommenen originalliedfassung (n. 212) sehen, um wie viel kräftiger diese form vom ausgang des 15 jahrhunderts wirkt als die des 17 jahrhunderts. noch mehr wäre dies hervorgetreten, wenn nicht die bearbeitung für männerchor geglaubt hätte, die sehr charakteristische, herbe stelle im schlussmelisma mildern zu müssen, indem die quartenfolgen in den oberstimmen (vgl. vLiliencron Histor. volkslieder, nachtrag s. XVIII) durch eine änderung im 2 tenor ausgemerzt wurden. hier soll aber doch bei den worten *elend, ferne* das abschiedsweh besonders durchbrechen. die stelle wird da um eine sehr feine wirkung gebracht. anderseits ist die belassung des *f* statt der alteration *fis* (im 2 tenor *Strafsen*) eine misverständliche treue gegen den notentext. *g-f-g* sang der musiker damals ohne weiteres, als wenn *g-fis-g* stünde; hier kann aufserdem noch die analogie zu dem *c-h-c* jeden zweifel beheben; bei der geistlichen parodie steht denn auch das richtige *fis*.

Von dem liede '*Entlaubet ist der walde*' hat man nur die geistliche umdichtung '*Es ist so still geworden*' abgedruckt, für deren melodiefassung ähnliches gilt wie oben bei 'Innsbruck': sie ist abgeschliffener, im rhythmus einförmiger, und das schöne melisma der

Digitized by Google

zweiten stollenzeile fehlt. es wäre auch hier an sich und zur vergleichung ein gewinn gewesen, neben der parodie das ursprüngliche lied zu bringen. [eine bearbeitung für gemischten chor habe ich in der vom Deutschen volksgesangverein in Wien herausgegebenen zeitschrift 'Das deutsche Volkslied' veröffentlicht. vielleicht hätte man aus dieser zeitschrift und den flugschriften des genannten vereins eine gröfsere ausbeute holen können. der embarras de richesse war freilich grofs (eine auswahl von etwa 8000 liedern!)]

Unter den 57 bearbeitern der älteren, für andere besetzung geschriebenen werke finden wir eine reihe bekannter namen, so die chorspecialisten Gernsheim (15), Hegar (40), Kirchl (16), Kremser (27), vOthegraven (21); ferner die componisten Humperdinck (10), Reinecke (13), Georg Schumann (47), RStraufs (6), Thuille (11); meine akademisch-musikalischen kollegen Kretzschmar (14) und Wolfrum (22), den wiener theoretiker Mandyczewski (7) uam.

Diese bearbeitungen nebst den veröffentlichten originalarbeiten für männerchor bieten uns — und das scheint mir ein beachtenswertes nebenergebnis der sammlung — ein umfassendes document über die verschiedenen arten der satztechnik für männerstimmen vom ende des 18 bis zum anfang des 20 jahrhunderts, damit in nuce ein stück musikgeschichte in illustrationen von der biederen, etwas derben weise der ersten chöre über die weichere art der romantiker zur süfslichen liedertafelei, und nun wieder zu dem kräftigeren aber auch differenzierteren einschlag, der in den letzten jahrzehnten in steigender harmonisch-rhythmischer reichhaltigkeit zu einer ästhetischen widergeburt des chorgesangs für männerstimmen geführt hat. diesem aufschwung ist überhaupt erst die möglichkeit zu danken, dass eine solche liedersammlung den zum teil in herber schönheit prangenden schatz früherer jahrhunderte unseren 'zahmen vierstimmigen menschen' (wie Richard Wagner gelegentlich die männerchorleute nennt) darbieten durfte. wie die originalchöre, so geben auch die bearbeitungen eine musterkarte, in der alle stufen von der nachahmung alter satzweise bis zur bewust modernen einkleidung vertreten sind. dabei möchte ich dieser letzteren art den vorzug geben; denn abgesehen davon dass uns die polyphonen feinheiten des alten stils heute kaum erreichbar sind, ist es immer ein zeichen künstlerischer stärke, wenn eine zeit in ihrer sprache reden will, wenn also die cinquecentisten biblische darstellungen in das gewand ihrer zeit kleiden, oder wenn heute sich ein umschwung in der meinung über den wert stilreiner restaurierungen von baudenkmälern vollzieht. das schliefst historischen sinn nicht aus, verlangt vielmehr dessen vertiefung und richtige einstellung.

Mag nun auch in den bearbeitungen nicht alles geglückt sein, so können wir uns doch im allgemeinen freuen, dass da-

Digitized by Google

durch so vieles alte und gute weiten kreisen erschlossen wurde. denn dies gehört schon zur hauptbestimmung des buches, nämlich eine auslese alles dessen zu geben, wodurch sich im liede das empfinden des deutschen volkes ausprägt, was uns demnach durch alle jahrhunderte als ausdruck der deutschen volksseele erscheint, gleichviel ob in kunst- oder volksmäfsigem gewande.

Prag, 14 jänner 1908. HEINRICH RIETSCH.

LITTERATURNOTIZEN.

Danske Studier udgivne af MARIUS KRISTENSEN og AXEL OLRIK. for universitetsjubilets danske samfund. 1 hæfte. København, det Schubotheske forlag, 1904. 64 ss. 8°. — Die seit dem jahre 1890 herausgegebene 'Dania' hat auch aufserhalb ihrer heimat ihre leser gefunden, und wir zweifeln nicht, dass ihre erbin, die 'Danske Studier', ebenso von den freunden der volkskunde willkommen geheissen wird. Kristensen und Olrik stellen uns in aussicht, dass ihre zeitschrift nicht nur eine sammelstätte sein wird für beobachtungen an sprache und volksleben, sondern auch in anzeigen, umfassenden forschungsüberblicken und selbständigen abhandlungen den die wissenschaft bewegenden fragen nahe treten soll. das vorliegende erste heft berechtigt zu hohen erwartungen. eine so vortreffliche übersicht über die neueste litteratur zur nordischen märchenkunde, wie sie Olrik s. 41—45 bietet, ist gerade das was sich fachgenossen und -nachbaren wünschen können. s. 35—41 teilen die herausgeber weitere dänische erntebräuche mit die sich an die letzte garbe heften, und besprechen eine von ETKristensen aufgezeichnete legendarische folkevise von dem kornfelde, das die flucht nach ägypten vor den verfolgern schirmt. MKristensen entwirft s. 49—64 ein fesselndes bild von dem sprachschöpferischen bestreben des physikers Örsted; Örsted kann unsern sprachreinigern als geradezu ideales vorbild empfohlen werden! die abhängigkeit eines Blicherschen gedichtes von einem Swiftschen zeigt Ida Falbe-Hansen s. 46—48. das hauptstück unseres heftes aber ist Olriks abhandlung über das märchen 'König Lindwurm' (dessen ausserdänische fassungen RKöhler Kl. schr. I 318 f kurz aufführt). Olrik gibt ein wahres prachtmuster von märchenforschung. 'allein schon das zusammengehörige zu registrieren', sagt er s. 1, 'aus den hunderten von märchensammlungen, die bei den grofsen und kleinen völkern der erde unter dach gebracht wurden, war eine solche riesenarbeit, dass eine forschergeneration fast ganz zu registermenschen wurde. erst jetzt können wir gewissermafsen die augen vom papiere heben und über die lande hinaussehen, wo wir jedes einzelne märchen

Digitized by Google

in seinem zusammenhängenden wachstum überschauen. . . .] das besondere an unserer wanderung wird darin liegen: wir werden nicht nur über die weiten strecken hinsehen, sondern auch das tägliche leben des märchens erforschen, seine biologie gleichsam: wie es sich formt im munde jedes erzählers'. zu einer solchen betrachtung ist Olrik wie wenige andere befähigt, mit seiner höchst ausgebildeten resonanz für alle schwingungen der dichtenden phantasie und daneben seinem klaren blick für geschichtliches wandern und werden. möge es den herausgebern gelingen, ihre dänischen studien so weiter zu führen!

Berlin, 11 juli 1904. ANDREAS HEUSLER.

Inzwischen sind vier jahrgänge der Danske Studier zum abschluss gekommen (1904—1907). die schlanken bände mit ihrem umfang von 14—15 druckbogen enthalten einen aufserordentlich vielseitigen stoff und sehr wenig maculatur. religion, litteraturgeschichte und grammatik sind annähernd gleichmäfsig vertreten; volkskunde und culturgeschichte im engern sinne nehmen etwas weniger raum ein. es fehlt auch nicht an schätzbaren beiträgen zur nordischen gelehrtengeschichte: briefwechsel, nekrologe; die beiden nachrufe an Sophus Bugge seien besonders hervorgehoben. nicht nur die referierenden und kritischen buchanzeigen greifen weit über den dänischen umkreis hinaus; auch unter den abhandlungen finden wir solche über nordischen und lappischen götterdienst, über das altisländische ballspiel, über 'tact und arbeit', über die grundsätze der wörterbucharbeit. die belesenen herausgeber, jeder auf seinem gebiete, machen in anregender weise auf neue erscheinungen aufmerksam. die meisten der gröfsern und kleinern artikel sind klar und leicht geschrieben, wie man das von den Dänen gewohnt ist. in summa eine der liebenswürdigsten zeitschriften; man greift immer mit freude nach ihren neu erscheinenden heften.

Berlin 26 september 1908. ANDREAS HEUSLER.

Die Wikinger. bilder aus der nordischen vergangenheit von prof. dr. ALEXANDER BUGGE. autorisierte übertragung aus dem norwegischen von dr. phil. HEINR. HUNGERLAND, z. z. lector der deutschen sprache und literatur an der universität zu Lund. Halle a.S., Max Niemeyer 1906. 282 ss. 8⁰ 6 m. — Alexander Bugges interessantes buch kommt in recht unglücklicher verfassung auf den deutschen büchermarkt. die übersetzung ist so flüchtig gemacht, dass ihre lectüre auch den unaufmerksamsten leser verdriefsen muss. hier einige proben. 'die etymologie des namens ist doch bis jetzt unaufgeklärt' (s. 30, vgl. s. 116 n. 1). 'Smaalenenes amt' (s. 52). 'zur zeit Hakon jarls' (s. 56). 'der rest (einer gruppe von ausdrücken) ist dem latein oder dem nordischen entliehen' (s. 140). 'königliche dienstmannen . ., die mit . . . einem krongute beliehen waren' (s. 220). 'vor allem bezeugen doch die gottländischen bildsteine, dass heldenlieder,

Digitized by Google

die uns nun nur aus der Edda bekannt waren, einmal auch auf Gottland gesungen worden sind' (s. 199). 'für jeden einzelnen, der sich im auslande gröfsere bildung erwarb und gröfsere artigkeit und feinere umgangsformen lernte, sind viele gewesen, die schlechte sitten annahmen . . .' (s. 280). auch wo er nicht übersetzt, behandelt H. seine muttersprache nachlässig. er spricht von der 'lateinischen epitome der Skjǫldungasaga des Arngrim Jónsson' (s. 247 n. 5). dass er Arngrim für den verfasser der Skjǫld. s. hält, wird man nicht annehmen angesichts der erklecklichen belesenheit, die sich in den fufsnoten, wüst genug allerdings, offenbart. nur zum kleinsten teil sind diese noten zu rechtfertigen. gewisse erläuterungen wird der deutsche leser in der tat gern sehen, so wenn der etymologische zusammenhang der namen Schonen und Skandinavien durch die schwedische form Skåne veranschaulicht wird (s. 11, vgl. noch ss. 27, 59, 81). auch ein wort wie 'hird' (an. *hirð)* bedarf wol der erklärung (s. 35), aber es wäre besser gewesen, hier die übersetzung zugleich erklärung sein zu lassen. dass das nordische wort nicht etwa absichtlich gewählt wurde, schliefst man aus s. 247, wo mitten im deutschen text buchstäblich zu lesen steht: '*Konr ungr* er *konungr*'! dieselbe liederlichkeit herscht in den noten. doch die dunkelheiten, ungenauigkeiten, inconsequenzen, widerholungen und falschen verweisungen sind hier nicht das schlimmste. man verzeiht auch wol die naive formlosigkeit, womit der übersetzer einem allerhand lese- und collegfrüchte unterbreitet, ohne zu fragen, ob sie zur sache gehören. wenn er nur mit dem eigenen urteil etwas mehr zurückhielte oder doch es zu begründen suchte. seine kategorischen entscheidungen empfindet der leser als tactlosigkeiten gegen den autor, zugleich auch als lästige aufdringlichkeit. Bugge bemerkt (s. 18): 'einige halten diese Geaten für Jüten, andere für Gauten'; dazu setzt Hungerland die wolfeile klammer: 'das letztere ist unzweifelhaft richtig. d. übers.'! so an einer reihe von stellen (52 n. 2, 55 n. 2, 169 n. 1, 175 n. 2, 185 n. 2, 201 n. 1, 206 n. 1, 248 n. 2). hier und da muss man H. recht geben. aber ist es die aufgabe des übersetzers, seinen autor zu kritisieren? eher liefse man sich eine vorrede gefallen, die in grofsen zügen zu den anschauungen des buches stellung nähme. die hätte sich freilich aus einem vielerlei von notizen allein nicht aufbauen lassen. höheren als höchstens orientierenden wert haben die eigenen beiträge des übersetzers nicht. glaubt dieser würklich der wissenschaft zu nützen, den laien zu belehren oder die eigene urteilsfähigkeit an den tag zu legen, wenn er lakonisch decretiert: 'auch für die Atlakviða ist gegen Finnur Jónsson usa. Grönland als heimat anzunehmen' (s. 219), oder wenn er uns verrät, dass er von zwei etymologieen Noreens die eine für richtig, die andere für sehr gewagt hält s. 25)? in dem buche ist viel unfreiwillige komik. sie hätte

Digitized by Google

sich vermeiden lassen, wenn dem an sich erfreulichen ἔρως — für die nordische philologie überhaupt, zumal aber für Egils dichtungen und für Gerings Eddaübersetzung — die σωφροσύνη zügelnd und formgebend zur seite gestanden hätte.

Breslau. G. Neckel.

Festschrift zur 49 versammlung deutscher philologen und schulmänner in Basel im jahre 1907. Basel, buchdruckerei E. Birkhäuser. 538 ss. gr. 8⁰. — Von der letzten philologenversammlung sind alle teilnehmer sehr befriedigt und mit der anerkennung heimgekehrt: ihr eindrucksvoller und geistig belebter verlauf sei nicht zum wenigsten der ausgezeichneten vorbereitung des ganzen durch die Baseler collegen zu verdanken gewesen. diesen eindruck bestätigt auch durchaus die uns zugegangene festschrift mit ihrem reichen und höchst vielseitigen inhalt, aus dem ich hier nur weniges herausgreife was uns näher angeht. an WBruckners aufsatz 'Über den barditus' (s. 65—77) hat HFischer schon im vorigen hefte der Zs. angeknüpft; auch wer sich der hauptthese gegenüber ablehnend verhält, wird doch allerlei anregung finden: ich hebe nur die hübsche beobachtung hervor, dass die Langobarden ihren namen von den nachbarlichen Sachsen erhalten haben, für die Widukind II 36 das kurzschneiden der bärte als 'mos antiquum' bezeichnet (s. 66 n. 2). Hoffmann-Krayers vortrefflich disponierter, alle momente bedächtig abwägender beitrag 'Ferndissimilation von *r* und *l* im deutschen' (s. 491—506) hat mir selbst die directe veranlassung geboten, mit der abhandlung über 'Blachfeld' hervorzutreten (GGN. 1908). die abhandlung von GBinz 'Untersuchungen zum altenglischen sog. Crist' hat das verdienst, auf das ungelöste problem des verhältnisses der angelsächsischen zur altsächsischen dichtung selbständig einzugehn; die methode freilich, nach der sie für Crist III altsächsischen einfluss zu erweisen sucht, erscheint mir recht anfechtbar: ich hätte nicht geglaubt, dass Trautmann auch am Oberrhein schule machen würde. AGefsler handelt in ergänzung seines Baseler gymnasialprogrammes von 1906 ausführlich über eine 'Agnes Bernauerin' des Solothurners Franz Krutter (zuerst aufgeführt 1843), und John Meier erörtert ohne viel polemik und doch höchst lebendig 'Wolframs von Eschenbach verhältnis zu einigen seiner zeitgenossen, insbesondere zu Gottfried von Strafsburg' (s. 507—520), wobei ua. Gottfrieds *wildenære* eine überraschende aufklärung erfährt (s. 512); M. betont sehr richtig, welch hohe litterarische cultur Wolfram mit der fülle seiner feingeschliffenen anspielungen bei dem höheren publicum vorraussetzen durfte. — auch die beiträge der romanisten bieten einiges, woran die deutschen philologen nicht vorübergehn sollten; und in dem aufsatz 'Das gleichnis in der erzählenden dichtung' von ThPlüss behandelt ein reichgebildeter geist tiefeindringend 'ein problem für philologen und schulmänner', das uns alle angeht. zum schluss aber kann ich nur

Digitized by Google

alle meine fachgenossen dringend einladen, den aufsatz von Alfred Körte 'Der kothurn im fünften jahrhundert' (s. 198—212) zu lesen: nach meinem urteil ein wahres meisterstück der interpretation litterarischer und bildlicher zeugnisse, mit einem fast zwingenden ergebnis: 'der kothurn ist ein ursprünglich nichtgriechischer stiefel mit hohem schaft, den Dionysos seit anfang des 5 jh.s vielfach trägt; von dem gotte geht er, wol in aischyleischer zeit, auf die tragischen schauspieler über, die ihn ganz in der gleichen form ohne jede künstliche erhöhung mindestens bis zum ausgang des 5 jh.s bewahren.' E. S.

Volkskunde im Breisgau herausgegeben vom Badischen verein für volkskunde durch prof dr Fridrich Pfaff. Freiburg im Br., JBielefeld 1906. 189 ss. 8.° 3 m. — Das hübsch ausgestattete bändchen ist eine sammelschrift, die dem alten grofsherzogspaar von Baden im jubiläumsjahr 1906 dargebracht wurde. es liefert zeugnis davon, dass die volkskunde in Freiburg, einer ihrer frühsten pflegstätten, auf gutem boden tüchtig weiterschafft. hervorzuheben sind die aus den sammlungen des vereins edierten 'Volksrätsel aus Baden' (bearbeitet von Haffner s. 51—106); ihnen schliefsen sich zwei serien von volksliedern an: sehr dankenswert ist der vom leutnant Pecher gesammelte besitz des infanterieregiments 113 an 'Marschliedern' (s. 107—134), während die 'Volkslieder aus dem Wiesentale' (Meisinger s. 135—148) nur eine zufallslese darstellen. Kluge hat seine hübsche belegsammlung für *anheimeln* (s. 149—154), die mit Wieland beginnt und bis zu HSeidel und Rosegger reicht, 'eine alemannische wortgeschichte' überschrieben. der aufsatz von EEckhardt über 'Alte schauspiele aus dem Breisgau' (s. 155—189), der mit der überraschenden behauptung einsetzt, das ältere deutsche drama sei von der wissenschaft bisher etwas stiefmütterlich behandelt worden, orientiert gut über Freiburger Passion und Fronleichnamspiel und die sonstigen litterarisch überlieferten und urkundlich bezeugten dramen und aufführungen von Freiburg und seiner umgebung. — von volkssitten beschreibt Lamey die sehr altertümlichen 'Fastnachsbräuche aus Bernau' (bei SBlasien) und behandelt Pfaff nach alten und neuen zeugnissen das 'Katzenstriegelspiel' (alias 'Strebekatzenspiel') besonders auf alemannischem boden (s. 35—44), um es zum schluss recht unwahrscheinlich mit dem 'katze' genannten belagerungswerkzeug zusammenzubringen. — mit besonderer liebe hat der herausgeber die untersuchung ausgearbeitet, die er an die spitze seiner sammlung stellt: 'Die sage vom ursprung der herzoge von Zähringen' (s. 9—34); es ist die geschichte vom köhler, der durch seine silberfunde zum herzog und schwiegersohn des kaisers aufsteigt, dann aber als unmenschlicher tyrann sich schweren strafen im jenseits aussetzt. Pf. hat die bodenständigen züge der sage und ihren allgemeinen charakter gut entwickelt, der versuch sie an die Dietrichsage anzulehnen wird kaum beifall finden. E. S.

Digitized by Google

Die Schwaben in der geschichte des volkshumors von Albrecht Keller. Freiburg (Baden), J. Bielefeld 1907. vi ss. 388 ss. 8⁰. 8 m. — Als 'Württembergisches neujahrsblatt' (n. f. bl. 6) hat Julius Hartmann 1901 einen 'Schwabenspiegel aus alter und neuer zeit' herausgegeben, der mir s. z. als das muster eines solchen 'stammesleumundes' erschien. dass aber noch stoff genug für eine ausführliche monographische behandlung des gegenstandes übrig blieb, beweist das vorliegende buch: ein sehr solides wissenschaftliches werk, und ganz und gar nicht langweilig. der verf. schöpft überall aus den quellen, und es ist ein gewaltiges material was er bewältigt hat. kleine nachträge könnten wol geliefert werden, würden aber das gesamtbild nicht verschieben, auch den gang der untersuchung nirgends beeinträchtigen. hier und da hätten die texte wol etwas skeptischer angesehen werden dürfen, wie s. 230 wo nach FMBöhme aus dem 'lied eines fahrenden (14 jh.)' die unmöglichen verse mitgeteilt werden: *Im Schwabenland das Mädchen sitzt fleifsig bei dem Rädchen, bleibt treu auch in der Fern —'*. auch für die textkritik gab es manches zu tun: s. 57 z. 6 v. o. muss natürlich *Cygnus* st. *Agnus* gelesen werden, und s. 59 z. 4 v. o. ist für *ebrietas* einzusetzen *sobrietas: castitas in Bavaria, paupertas in Venicia — — — sobrietas in Saxonia — — simplicitas in Suevia — — nihil valent per omnia*; die einfalt wird hier durchaus nicht, wie es s. 58 heifst, als 'hauptzug der Schwaben betrachtet', mit ihr ist es vielmehr genau so bestellt, wie mit der keuschheit in Baiern, der nüchternheit in Sachsen usw.

K. sammelt zunächst die zeugnisse für den guten ruf der Suevi und der Schwaben in alter zeit und bis auf die höhe des mittelalters (cap. i. ii). er zeigt dann (iii) die wandlung dieses urteils und versucht sie aus den politischen und socialen zuständen des 14 u. 15 jh.s zu erklären. die neckereien der Schwaben datiert er bis ins 15 jh. zurück. in cap. iv, dem hauptteil (s. 108—255), führt H. die 'Schwabenstreiche im 16 bis 18 jh.' quellenmäfsig vor. für cap. iii sind die priameln, für cap. iv die schwankbücher hauptquelle. cap. v führt die überschrift 'Schwäbisch Ehr Rettung' und reicht vom beginn der aufklärungszeit bis auf FThVischer und die gegenwart, in der der Schwabenspott jeden stachel verloren hat. so bilden denn — diese anordnung erscheint mir sehr glücklich — 'Die geschichte von den sieben Schwaben' (vi) und 'Vom Schwaben, der das leberlein gefressen' (vii) in breiter behandlung den schluss des ganzen: denn sie allein haben, mit gutem grunde, die zeit der bösen und unschönen Schwabenscherze überdauert. E. S.

Werden und wandern unserer wörter. etymologische plaudereien von Franz Harder. 3. wesentlich vermehrte u. verbesserte auflage. Berlin, Weidmann 1906. 259 ss. 8⁰. geb. 3,60 m. — Ein anspruchsloses büchlein, das offenbar längst sein publicum

Digitized by Google

gefunden hat, und um dessen verbesserung der verfasser gewissenhaft bemüht ist. 'plaudereien' sind es eigentlich nicht, sondern belehrungen in ziemlich trockenem tone, aber in erfreulicher knappheit. in 18 sachlichen rubriken oder capiteln wird die herleitung und geschichte culturhistorisch bedeutsamer oder auch nur curioser wörter, im allgemeinen auf grund guter quellen und gewährsmänner, besprochen. man merkt bald, dass der vf. im lateinischen und griechischen besser zu haus ist als im deutschen und in den neueren sprachen; darauf weisen auch namentlich die anmerkungen hin, die zu dem elementaren ton des textes nicht immer passen: wie wenn zu *elementum* die ganze neuere litteratur bis in die recensionen der wochenschriften hinein aufgezählt wird (anm. 106). dass es noch immer viel zu corrigieren gibt, wird H. wol selbst zugeben. hier und da treten die fehler sogar etwas dicht auf, wie in dem capitel 'Handel und gewerbe' s. 116 f: der 'grossus' heifst so nicht im gegensatz zu den bracteaten (die hat es in Frankreich gar nicht gegeben!), sondern zu den kleinen zweiseitigen denaren; er ist beileibe keine kupfermünze (solche waren im ma. weder in Frankreich noch in Deutschland üblich!), sondern von recht gutem silber; die 'grossi Turonenses' sind nicht um 1240, sondern erst 1266 geschlagen, und schliefslich geht das deutsche wort *Groschen* nicht von ihnen, sondern von den 'grossi Pragenses' (seit 1300) aus. die ersten 'fiorini d' oro' sind zu Florenz nicht im 11 jh., sondern erst 1252 geprägt; auch die *Zecchine* ist nicht ganz richtig datiert (lis 1284); der *Taler* ist von den grafen Schlick nicht 'zuerst', sondern 'zuerst in gröfseren mengen' geprägt worden usw. — was s. 131 über *tihtôn* gesagt wird ist schief, und *skôf* statt *skof* (das mit *skaffan* nichts zu tun hat) ebenda ist ein alter fehler. der verfasser täte gut, zu den ratgebern, die er in der vorrede aufzählt, einen germanisten hinzuzuwerben, der die vielen kleinen unsauberkeiten beseitigt. und dann möge er fest bleiben gegenüber den recensenten, die ihn verlocken möchten, auch die eigennamen aufzunehmen! E. S.

Unser Deutsch. einführung in die muttersprache. vorträge und aufsätze von FRIEDRICH KLUGE. Leipzig, Quelle u. Meyer 1907. 146 ss. 8°. 1 m. — Das bändchen eröffnet eine neue sammlung 'Wissenschaft und Bildung', die offenbar durch den buchhändlerischen erfolg der Teubnerschen serie 'Aus Natur und Geisteswelt' hervorgerufen ist. Kluge hat darin eine anzahl seiner kleineren populär-wissenschaftlichen arbeiten vereinigt: der nebentitel ist wol eine concession an den verleger, denn der inhalt des werkchens ist doch beschränkter natur. immerhin wird man sich freuen, hier die fünf aufsätze K.s über standes- und berufssprachen vereinigt zu finden (nrr 5—9). sein geschick in auswahl und ordnung und seinen guten geschmack im vortrag sprachgeschichtlichen stoffes bewährt K. auch in den vorausgehnden

aufsätzen über das christentum in der deutschen sprache, über sprachreinheit und über die entstehung unserer schriftsprache: im einzelnen lässt sich hier manches einwenden, an dem letztgenannten artikel auch wider die überschrift kritisieren. den schluss bildet die bekannte forderung eines 'reichsamts für deutsche sprachwissenschaft': aus ihr vermag ich mir nur den wunsch nach einem phonogramm-archiv ähnlich dem Wiener mit vorbehalt anzueignen. E. S.

Bunte Blätter, kulturgeschichtliche vorträge und aufsätze von Friedrich Kluge. Freiburg i. B., J. Bielefeld 1909. 213 ss. 8°. 6 m. — Die voranstehnde anzeige war bereits gesetzt und corrigiert, als ein zweiter band gesammelter vorträge und aufsätze Kluges zur besprechung einlief. der erste eindruck ruft das bedauern wach, dass der verf. nicht lieber das wertvollste aus beiden bänden vereinigt habe, und daran muss ich auch festhalten, nachdem ich mit der lectüre der zweiten serie, die gedrucktes (aus wissenschaftlichen zeitschriften und tagesblättern) und ungedrucktes umschliefst, zu ende gekommen bin. eine einheitliche sammlung würde nicht nur die wissenschaftliche eigenart Kluges schärfer herausgestellt, sondern auch den zusammenhang zwischen sprachforschung und culturgeschichte noch mehr verdeutlicht haben. K. ist von haus aus linguist: sein Etymologisches wörterbuch hat ihn zu lexicalischer arbeit gebracht, und hier haben ihn neigung und beruf festgehalten. sein besonderes forschungsgebiet sind die 'standessprachen' geworden, - und sie vor allem haben ihn 'von den wörtern zu den sachen' geführt. ein studium der realien, das durch die anschauung und durch reisen gestützt wäre, lag ihm zunächst nicht bequem und war ihm später durch ein beklagenswertes leiden verwehrt, das er mit heroismus zu überwinden bestrebt ist. so lassen sich denn auch die uns hier gesammelt präsentierten aufsätze grofsenteils auf die beschäftigung mit dem rotwelsch, mit der studentensprache, mit der sprache des seemanns zurückleiten: was den erstern gebieten entstammt, sieht man beim durchblättern des inhalts sofort; die seemannssprache aber hat ihn offenbar zur lectüre der alten reisebeschreibungen veranlasst, und diese haben ihm die 'entdeckungen' über die heimat des christbaums und der brieftaube und über das alter des künstlichen eises vermittelt, die er zuerst in tageszeitungen bekannt gab. diese sächelchen, unterhaltend zu lesen wie fast alles was K. schreibt, hätten am ebesten von der widerholung ausgeschlossen werden können. denn einmal kann man doch aus den alten orientreisen noch vielerlei ähnliches herausholen, was nicht eben jedermann weifs, wie etwa 'über das alter der künstlichen brutöfen' (AvHarff ed. Groote s. 92) — und dann möcht ich doch ernstlich bezweifeln, dass das hier mitgeteilte für die leser immer ebenso neu sei wie für den verfasser. über die brieftaube zb. weifs ich alles was K. vorträgt

Digitized by Google

und noch einiges mehr aus einem büchlein, das der elsässische postdirector Löper zu Strafsburg 1879 herausgegeben hat: 'Die brieftaube schneller als der blitz, flüchtiger als die wolke, von M. Sabbagh. aus dem arabischen [dh. nach dem französischen des Sde Sacy 1805] nebst einem anhange: beiträge zur geschichte der taubenpost'. — andere 'funde' scheinen mir zweifelhafter natur: dass der christbaum aus Indien stamme und dass Fausts ross (wie der alte Tübinger umreimer misversteht) Pfeifering geheifsen habe, glaub ich sowenig, wie dass *Schwindler* ein englisches wort sei: es hat in Deutschland seine vorstufen (*Schwindelhirn* uä.) und seine ganze sprachliche sippe, die in England fehlen.

Am wertvollsten erscheinen mir die im eingang stehnden artikel über den historischen Faust, über den Venusberg und über die fahrenden schüler; das hier s. 70—77 (durchaus dankenswert) wieder ausgegrabene gedicht des Johann von Nürnberg bietet, wenn man richtig interpungiert und die vielen lese- und druckfehler der Altdeutschen Wälder (wie v. 293 *finden* für *sniden*!) beseitigt, der interpretation kaum noch schwierigkeiten. aber auch alles folgende, mögen es blofse lesefrüchte oder eindringendere etymologische versuche sein, wird dem leser in geschmackvoller zurichtung serviert. etwas sonderbar berührt hat mich nur der — vor kurzem in der Vierteljahrsschrift für social- und wirtschaftsgeschichte erschienene — aufsatz über 'Sippennamen und sippensiedelungen' (hier s. 120—134): dafs die süddeutschen ortsnamen auf *-ingen* (*-ing*) keine 'sippensiedelungen' (wie Riezler wollte) beweisen, braucht man den germanisten doch wol nicht mehr zu sagen, — dass aber die ältere schicht dieser bildungen in den norddeutschen namen auf *-ingen* und *-ungen* vorliegt, und dass diese urkundlich als alte singulare hundertfach feststehn, das hätte wahrlich nicht übersehen werden dürfen.

Am schlusse des bandes stehn drei vorträge: über das Schweizerische idiotikon, über die sprache Shakespeares und über die sprachgeschichtliche stellung Schillers. man wird hier auf kritik verzichten müssen, wenn dem festlichen moment starke concessionen gemacht werden, und sich mehr an die belehrenden einzelheiten halten, die auch hier nicht fehlen, als an die kraftworte, mit denen Shakespeares sprache durch 'freisein von manier und mode — identität von natur und kunst' (s. 181) historisch recht schief charakterisiert oder die 'sprachliche schöpferkraft Schillers' (s. 209) ohne beweis hingenommen wird. auch hätten bei der redaction des ganzen unstimmigkeiten beseitigt werden sollen, wie diese: s. 165f. wird — auf Schweizerboden — Josua Malers 'Teutsche Sprach' (1561) nicht nur als 'das erste grofse deutsche wörterbuch', sondern auch als 'das bedeutendste deutsche wb. vor Leibnitz' gepriesen, und s. 178 heifst Henischs leider unvollendetes werk (1616) 'das erste monumentale wörterbuch der deutschen sprache'.

Beglückwünschen darf man den in seinem sehvermögen behinderten verfasser zu den trefflichen helfern bei der drucklegung und correctur: das vom verleger gut ausgestattete buch ist geradezu auffällig sauber gedruckt. ich habe keinen störenden druckfehler gefunden. E. S.

Beiträge zum Wörterbuch der deutschen rechtssprache Richard Schröder zum siebenzigsten geburtstag gewidmet von freunden und mitarbeitern. Weimar, HBöhlaus nachf. 1908. 184 spp. gr. 8⁰ 4 m. — Dem allverehrten leiter des Deutschen Rechtswörterbuchs, dem arbeitsfrischen siebziger, haben jüngere gelehrte, welche dem werke zumeist als ständige mitarbeiter dienen, und meister der rechts- und altertumswissenschaft, die ihm beratend zur seite stehn, diese festgabe gewidmet, die aus raschem entschluss entstanden ist und an der sich gewis freudig noch ein und der andere jurist und philologe beteiligt hätte, wäre nicht die frist gar zu kurz gesteckt und die grenze im alphabet zu eng gezogen gewesen: es handelt sich nämlich ausschliefslich um probeartikel, die bis *Am-* reichen durften, und zu denen das rechtswörterbuch bereits in der lage war, geordnetes material zu liefern. so haben denn 13 gelehrte 22 verschiedene artikel (davon einige mit ableitungen) beigesteuert, und freundlicher zufall, hier und da wol geleitet von dem geschick des liebenswürdigen redactors (E frhr v Künssberg), hat es gefügt, dass alle alter und schichten der deutschen rechtssprache in proben vertreten sind: auf das *admallare* der Lex Salica (Cl frhr v Schwerin sp. 74—77) folgt gleich die *Aktie* (L Perels sp. 77—83), die aus dem niederländisch-römischen recht im 17 jh. bei uns eingang gefunden hat, und auf sie wider der *aldio* der Langobarden (H v Voltelini sp. 83—103). neben ganz kurzen artikeln wie *achinus* (sp. 71), das nur wenige zeilen beansprucht, stehn solche, die sich wie die beiträge von E Heymann über *Abt* (sp. 50—59), F Bilger über *Alpe*, *Alprecht* (sp. 138—151) und namentlich O Gierke über *Allod* (sp. 103—138) zu kleinen monographieen erweitern. kommt in den zuletzt genannten artikeln vorwiegend das sachliche moment zur geltung, so tritt in andern das lexicalische stärker hervor, so bei Perels über *Abbitte* usw. (sp. 3—12), bei Frensdorff über *abdanken*, *Abdankung* (sp. 12—20), G Wahl über *Abenteuer* (sp. 23—31), H Brunner über *Ableib* usw. (sp. 31—36), E v Künssberg über *Abrede* usw. (sp. 36—46), G Roethe über *alt* (sp. 151—168), M Rintelen über *Amt* (sp. 168—181).

Das vorwort nennt diese erste probelese von wortartikeln nur 'vorbereitendes stückwerk', bei dem 'die nachprüfung der ersten quellen oft aufgeschoben werden muste'. und in der tat liefse sich im einzelnen wol manches aussetzen, hinzufügen — auch fortstreichen: der einfall eines herrn ThBraune, das *al-ôd* aus *athal-ôd* abzuleiten (Zs. f. rom. phil. 10, 266 f) verdient so wenig

Digitized by Google

verewigt zu werden, wie die meisten andern verkehrtheiten dieses autors. bei *Abenteuer* wird als letzte bedeutung angegeben: 'bürgerliche nahrung'; darauf führt der einzige beleg wol kaum, dagegen wird der verfasser, wenn er im material des wörterbuches unter *Abenteurer* sucht, genug belege finden, die auf die hier fehlende bedeutung 'hausiergewerbe', 'kurzwarenhandel' hinführen. — deutlich tritt es ferner zu tage, dass eine reihe wichtiger quellen noch gar nicht excerpiert sind, während andere gruppen in den belegen unverhältnismäfsig stark hervortreten. wenn zb. Roethe auf sp. 154c bessere belege gehabt hätte, so hätte er leicht gesehen, dass im 13 und 14 jh. *alte pfenninge* und *alte groschen* fast immer mehr wert sind als 'neue'. doch das sind schönheitsfehler des vorbereitungsstadiums: alles in allem bietet diese endlich einmal eigenartige festschrift nicht nur eine abwechslungvolle und genussreiche lectüre, sondern erweckt auch für das grofse unternehmen, dem sie voraufgeht, die besten und freudigsten hoffnungen. E. S.

Natursagen. eine sammlung naturdeutender sagen, märchen, fabeln und legenden von Oskar Dähnhardt mit beiträgen von VArnhaus, MBöhm, JBolte usw. — bd I Sagen zum Alten Testament, Leipzig und Berlin, Teubner 1907. XIV u. 376 ss. 8. 8 m. — In der sintflut willkürlicher combinationen wahllos aufgeraffter mythen tut diese kluge und umsichtige arbeit fast physisch wol. von gelehrten wie Bolte, Feilberg, Krohn, Polivka unterstützt sucht D. das gesamte material 'naturdeutender' mythen in die scheuern zu schaffen, das an das Alte Testament anknüpft; wobei es vielleicht methodisch richtig war, vorerst noch gar nicht zu fragen, ob die verbindung mit Adam oder Salomo primär oder abgeleitet ist. — diesen an die Bibel gehängten legenden werden dann parallelen aus aller welt beigefügt, mit methodischer erörterung ihrer selbständigkeit. und den schluss bildet der versuch eines mythologischen itinerars (s. 37).

Wir werden so von den schöpfungssagen über ein unendliches gebiet geführt; die eigenschaften des weines werden so gut legendarisch erörtert, wie die entstehung der roten bärte; wir erhalten ein verzeichnis von teufelsschöpfungen (s. 64, aus dem französischen) oder (s. 14) von ausnutzungen des bei Adams schöpfung unbenutzt gebliebenen tohnrestes, — kurz, ein speculum mundi vom standpunct der mythologischen naturdeutung wird angestellt, eine Schamanen-encyklopädie.

Die methode der Mythenvergleichung wird sich an diesem stoff noch so eingehend zu üben haben wie die psychologie der naturvölker. vielleicht bleibt man dabei nicht überall mit D. (zb. s. 88) auf dem geographischen standpunct und lernt philosophische speculation (zb. s. 93) strenger von der naiveren naturdeutung scheiden; zu lernen hat man aber noch lange an diesem und hoffentlich auch an den bald folgenden bänden.

Digitized by Google

Ganz vorzüglich ist auch das register.

Man möchte an solch ein buch allerlei hoffnungen knüpfen — ob sich in den tiermythen altersstufen unterscheiden lassen, die für die 'linguistische paläontologie' wert erhalten? ebenso bei den pflanzen? ob eine litterarhistorische untersuchung des Talmud nicht ähnliche wichtigkeit für die mittelalterliche sagengeschichte erhalten wird, wie die indischer märchenbücher für die märchenliteratur? auch bei D. zeigt sich wider die wichtigkeit dieser grofsen 'umschlagstelle' für legenden.

B. 27. 3. 08. RICHARD M. MEYER.

Homer von GEORG FINSLER. aus dem erläuterungswerk 'Aus deutschen lesebüchern'. Leipzig und Berlin, Teubner, 1908, XVIII u. 618 ss., 8°, 7,50 m. — Als vortreffliche einführung in die Homerfrage ist dies übersichtlich disponierte und klar geschriebene buch auch den germanisten bestens zu empfehlen. kommen doch überall probleme zur behandlung, die für die 'deutsche Ilias' kaum minder wichtig sind: das streben nach altertümlichkeit (s. 476), die auffassung der religion (s. 391 f), die kunstmittel (s. 487 f), die frage nach der persönlichkeit des dichters (s. 235) haben für uns so grofse analogische bedeutung, wie die Homerkritik, deren geschichte (s. 511 f) lichtvoll dargelegt wird (über Lachmann s. 540 f). sogar das rätsel der dialektmischung (s. 236 f) ist uns durch Collitz für den Heliand und Kraus für Veldeke wider neu aufgegeben worden! RICHARD M. MEYER.

Singen und Sagen von JULIUS SCHWIETERING. inauguraldissertation Göttingen 1908, 56 ss. 8°. — Diese methodisch vortreffliche untersuchung gibt die merkwürdige geschichte einer wichtigen formel. (bedenken habe ich nur betr. des zauberliedes mit epischer einleitung s. 39, da ich diese form allerdings für uralt und allgemein halten muss). wir haben diese danach bisher unrichtig aufgefasst: sie stammt nicht aus dem altgerm. epischen vortrag, sondern ist übersetzung von *cantare et dicere psalmum* mit anwendung auf das lob Gottes (s. 8 f); ahd. und ags. entwickelt sie sich unabhängig (s. 5). durch die spielleute (s. 19 f) wird anwendung und bedeutung verschoben; bei den höfischen dichtern (s. 20) kehrt sie zurück. eine ähnliche entwicklung zeigt die analoge formel *'singen und lesen'* (s. 35). anhangsweise werden (s. 40 f) noch die wichtigsten mhd. 'dichtungsbegriffe' besprochen, was sich besonders für *âventiure* fruchtbar erweist. als ein nebengewinn fällt die deutung der *'wârheit'* in dem von Scherer so überschriebenen gedichte (s. 12.35) ab.

B. 26. 8. 08. RICHARD M. MEYER.

Proeve eener kritische verzameling van germaansche volks- en persoonsnamen, voorkomende in de litteraire en monumentale overlevering der grieksche en romeinsche oudheid. proefschrift etc. door MORITZ SCHÖNFELD. Groningen, de Waal 1906, XXV u. 132 ss. 8°. — Diese splendid ausgestattete dissertation ist lediglich ein

Digitized by Google

specimen eruditionis: ihre weiterführung dürfen wir nur erwarten, auch nur wünschen, wenn der verfasser so freigebig ist, das ganze auf eigene kosten zu drucken — und an bibliotheken und private zu verschenken. Sch. hat die griechischen und römischen autoren bis zu Jordanes (die spätesten übrigens in recht anfechtbarer auswahl) auf germanische volks- und personennamen excerpiert, auch die inschriftlichen quellen herangezogen, ohne hier irgendwie vollständigkeit anzustreben oder, wie sich leicht erweisen liefse, zu erreichen. er legt seine alphabetisch geordnete sammlung bis zum ende des B (*Buri* resp. *Butilinus*) vor, verzeichnet jedesmal alle stellen des vorkommens, unter dem ersten strich noch die hsl. lesarten, unter dem zweiten die litteratur, die bisherigen, hier und da auch eigene deutungen. da S. irgendwie methodische studien über germanische namenbildung nicht gemacht hat, so kommt dabei sehr wenig brauchbares heraus. dankenswert wäre allein die genaue angabe der überlieferung, wenn hier nicht die akribie bis zum unsinn gesteigert wäre: welchen zweck hat es denn, wenn auf einen so einfach überlieferten und so durchsichtigen namen wie *Alaricus* (*Αλάριχος*, *Αλλάριχος*) sechs volle seiten verwendet werden?! E. S.

Ekkehards Waltharius. herausgegeben von Karl Strecker, Berlin, Weidmann 1907 xviii und 109 ss. 2,40. — Eine neuausgabe von RPeipers Waltharius. freilich, der name des verdienstvollen früheren herausgebers ist gefallen. das mag man bedauern, wird aber bei der nicht unwesentlichen umgestaltung, die das büchlein in allen puncten erfahren hat, schwerlich darüber mit KStrecker rechten wollen. die seitdem verflossenen 34 jahre haben zu viel neues auch auf diesem gebiet gebracht; wer Althofs zweibändiges riesenwerk durchsieht, wird das staunend empfinden. Streckers kunst ist es, in präciser, knappster form dem kundigen das gleiche vor augen zu führen und doch dabei überall in bescheidener form seinen individuellen standpunct zur geltung zu bringen. er hat in der einleitung wie im apparat merklich gekürzt trotz des ihm vorliegenden gröfseren materials, und entschieden zum vorteil des buches. persönliche liebhaberei mag es sein, wenn ich den abdruck aus Chronicon Novaliciense II 8 bis 9 in der neuen ausgabe doch vermisse. Peipers hauptverdienst gegenüber allen früheren war sein kritischer apparat, seine hauptschwäche, dass er ihn selbst nicht zu benutzen wuste. jetzt ist der apparat z. t. durch neue lesungen vervollständigt und doch von unendlich vielem entbehrlichen ballast geschickt befreit; so ist sein wert beträchtlich erhöht. besonders anzuerkennen ist die objectivität, mit der vielfach durch gesperrten druck gleichberechtigte lesarten, die nicht in den text aufgenommen werden, hervorgehoben sind. für die wertung der hss. war seit 1873 WilhMeyer mafsgebend, er hat selbst später seine stellung zur Brüsseler hs. in etwas modificiert, mit gutem grund,

Digitized by Google

denn sie ist zweifellos überarbeitet. bei Althof kommt das nicht immer zur genügenden geltung, er haftet trotz PvWinterfeld noch zu oft an recht anfechtbarem material von B. immerhin wird man nicht verkennen dürfen, dass an einer reihe von stellen die entscheidung zwischen Althof und St. durchaus irrelevant ist. die textgestaltung hat doch nun eine gewisse constanz erreicht. ich zähle, abgesehen von den stellen wo Althof im commentar selbst die lesung seines textes berichtigt, sowie von denen wo St. selbst im apparat die gleichberechtigung beider lesarten zugibt, nur 34 varianten zwischen beiden texten, von denen 14 schon von vWinterfeld gegen Althof vertreten wurden. nur wenige von ihnen aber haben wesentliche bedeutung. vergleicht man das mit dem unterschied vom Peiperschen texte (117 varianten!), so leuchtet der fortschritt ohne weiteres ein. ob freilich die Innsbrucker fragmente dabei die praktische bedeutung haben die ihnen St. beizumessen scheint, ist mir noch fraglich. dass die conjecturen, die Peiper noch liebte, im text verschwunden sind, ist anzuerkennen; nur im prolog wurde zweimal ein vorschlag WMeyers acceptiert. auch hier ist die mafsvolle zurückhaltung sehr zu loben. am anfechtbarsten erscheint mir das verzeichnis der parallelstellen aus Vergil, Prudentius und der Vulgata sowie der am schlusse beigefügte index. für ersteres liegen besondere arbeiten St.s vor; um so mehr vermisst man da manche schon von WMeyer beigebrachte parallele, während manche angeführte belegstelle recht entbehrlich erscheint. für den Index verborum waren zwei gesichtspuncte denkbar: entweder, darin hätte der philologisch gröfsere wert gelegen, ein verzeichnis mittellateinischer worte und ihres bedeutungswandels, oder, darin lag hier vielleicht der gröfsere praktische wert, eine hilfe für das verständnis der einzelnen stellen. St. hat ohne consequenz den mittelweg gewählt und aus beiden etwas, aber aus beiden nicht alles geboten. auch die übersetzungshilfen scheinen gelegentlich auffällig den standpunct des schülers im auge zu haben. gern hätte man auch hier die scharfe objectivität gewünscht, die sonst dem büchlein zu eigen ist. St. erwähnt übrigens selbst im vorwort sein principielles misstrauen gegen solche indices. nur mag auch heute noch der wunsch Wilh. Meyers betont werden vom jahre 1873: 'dringend zu wünschen ist eine ausgabe mit einem knappen kritischen, sprachlichen und sachlichen commentar.' das ist hier nicht gewollt und nicht gegeben, und Althofs fleifsige, aber im commentar erstickende arbeit kann das nicht leisten. — schliefslich mag doch auch der vorzug gegen Althof hier noch erwähnt werden: von druckfehlern sind mir in dem ganzen buch nur zwei aufgestofsen: s. 8 v. 54 *cousurgit*; s. 70 zu 1402 *regis pes* K statt *pes regis*; auch s. 34 sollte wol besser v. 645 *thorax* geschrieben werden wie v. 482.

H. Anz.

Digitized by Google

Character-treatment in the mediaeval drama, by TIMOTHY I. CROWLEY. dissertation. Notre dame, Indiana 1907. XIV 182 s. 8°. — Der titel kann leicht irre führen: nur vom englischen drama ist hier die rede, und zwar stets in dem sinne, dass Shakespeare als endziel einer gradlinigen entwicklung hingestellt werden soll. das thema ist etwas schulmäfsig und birgt für eine dissertation mancherlei gefahren in sich; man kann nicht sagen, dass diese hier vermieden wären. das allgemeine raisonnement überwiegt, auf breitester grundlage wird der begriff 'charakter' festgestellt. dabei wird manches selbstverständliche vorgetragen, aber auch manche gute bemerkung gemacht. überhaupt ligt hier wol noch der gröste wert der arbeit. naturgemäfs tritt die einzeluntersuchung in den hintergrund. jede literaturgeschichte bietet für das behandelte thema mehr concretes material. wer Creizenachs prächtiges werk benutzt, das Crowley leider ebensowenig kennt wie Gautiers grundlegendes werk über die tropen, hat sachlich mehr, vor allem aber sieht man dort jederzeit die grofsen zusammenhänge und ist nicht beirrt durch jeweilige politische landesgrenzen. und hier ligt die hauptgefahr. so sicher das kirchliche drama den ausgangspunct bildet — auch hier lässt C. in bedenklicher unentschiedenheit noch manchen anderen theorieen die tür offen, — so sicher kann auch der boden, aus dem das drama erwuchs, nicht national begrenzt gedacht werden. jeder der sich mit dem lateinischen kirchendrama beschäftigt hat, weifs, wie die fäden da zwischen den nationen hinüber und herüber gehn. aber selbst für die folgezeit der landessprachlichen mysterienspiele sind solche gemeinsamen grundlinien der weiterentwicklung ebensowenig zu verkennen wie gelegentliche directe wechselwirkungen über die landesgrenze hinaus. dann aber ist widerum der humanismus, dessen wirkung sich mehr und mehr geltend macht, — C. lässt seinen einfluss längst nicht zur genüge hervortreten — eine internationale erscheinung. jede isolierung hat also hier gefahren. das gesamtbild wird einseitig und lückenhaft. das mag man auch bei C. im einzelnen immer wider feststellen. am bedenklichsten steht es hier mit seiner behandlung des liturgischen dramas. da greift er notgedrungen nach Frankreich hinüber, verschliefst sich dann aber dem ganzen reichhaltigen bilde, das hier osterspiele wie weihnachtsspiele für die beginnende charakterisierung boten. gerade hier vermisst man die kenntnis des in druck vorliegenden materials und wird durch die allgemeinen reflexionen zwar gefällig, aber ohne befriedigung über die bedenklichen lücken hinweggetäuscht. philologische genauigkeit ist nicht die starke seite der arbeit. der überblick der benutzten literatur mutet eigenartig an, um so eigenartiger, als namen und titel oft bis zur unkenntlichkeit entstellt sind. der oft benutzte Du Méril erscheint da als Du Mênl, AEbert als Ehert, Duchesne als Duchense, GBoissier als Bossier, SBäumer

Digitized by Google

als Batimer. die fremdsprachlichen citate sind voller fehler, 10 druckzeilen aus Vogt und Koch weisen auch 10 druckfehler auf; den französischen citaten ergeht es genau ebenso. leider auch den lateinischen. das berühmte *quem quaeritis* wird zu *Queen quaeritis!* aber freilich auch in der eigenen sprache häufen sich gelegentlich die druckfehler in bedenklicher weise. man wird beim lesen von dem peinlichen eindruck einer weitgehnden flüchtigkeit nicht frei. das schöpfen aus den secundären quellen in verbindung mit dem übermafs ausgedehnter citate, die man sich erst zurechtcorrigieren muss, lässt den ganzen grund auf dem gebaut wird nicht gefestigt erscheinen: man vermisst die eigene exacte forschung des verfassers.

H. Anz.

Das adjectiv als epitheton im liebesliede des 12 jahrhunderts von Otmar Schissel von Fleschenberg. Leipzig, Avenarius 1908. [= Teutonia, arbeiten zur germ. phil. her. v.W. Uhl, heft 11.] xiii u. 144 s. 3,50 m. — Diese arbeit aus Schönbachs schule — deren titel nicht so weitläufig zu sein brauchte — sucht die adjectivische synonymik des minnesangs zu fördern, indem sie die epitheta unter drei gesichtspuncten betrachtet: vom adjectiv, vom substantiv, und von der dichterpersönlichkeit ausgehend. die hauptfrage ist immer, ob *guot, liep, sælec* usw. ihren vollen wertinhalt noch besitzen oder zu blofs 'standesgemäfsen' decorationen herabgesunken sind. dabei trifft man manche gute beobachtung (zb. zu *beste* s. 11, *schœne* s. 29 anm., Morungen und Veldeke s. 121), freilich auch befangenheit des nur auf ein ziel eingestellten auges, das etwa (s. 25) die antithese von *schœniu wîp* und *missevar* Veld. 67, 23f übersieht. die versuche minnesingerischer wortgeographie (verbreitung von *sælec* s. 38) bahnen eine notwendige arbeit an; die urteile über einzelne dichter (*stæte* und Hartmann s. 48; *bœse* und Reimar s. 52; *lieht* und Morungen s. 55) erhärten bekanntes in neuer weise (vgl. über Hausen s. 101, Veldeke s. 105; ungerecht Morungen s. 118).

Anzuerkennen ist auch, dass der stilistisch nicht eben gewante verf. ('ist die angebetete zu oder so weit über den bewerber erhaben, dass . . .' s. 32) durch geschickte übergänge die brauchbarkeit seiner fleifsigen arbeit zu erhöhen gesucht hat. wenn er aber am schluss seinen trumpf ausspielt, dass der erlebniswert des inhalts null sein muss in einem cento von formeln, der nach einem festen äufseren schema aufgebaut war; quod erat demonstrandum! — so verrät er jedenfalls geringe kenntnis der dichterpsychologie und des kirchenliedes!

B. 14. 7. 08. Richard M. Meyer.

Sirventes und spruchdichtung von Wilhelm Nickel [= Palaestra lxiii] Berlin, Mayer und Müller 1906. 124 ss. 8° 3,60 m. -- Beziehungen zwischen deutschen und provenzalischen dichtungs-

Digitized by Google

gattungen sind nach Diez fast nur noch für das tagelied und das streitgedicht systematisch untersucht worden. Nickels arbeit verdient deshalb um so mehr anerkennung, je vorurteilsloser und empirischer er vorgegangen ist. nach äufseren und inneren merkmalen wird ein inventar der sirventesen vorgenommen, dem dann jedesmal ein vergleich mit mhd. poesie folgt. so ergeben sich interessante berührungen besonders für Walther: mit Peire Vidal (s. 17. 21. 23. 29), mit Raimbaut (s. 23), Peirol (s. 37), Peiro d'Alvernhe (s. 47) und den Provenzalen überhaupt (s. 29); für bruder Wernher und den hofdichter Cadenet (s. 87), für die politische dichtung (s. 32), das kreuzlied (s. 34 f) und die 'scheltliteraturgeschichte' (s. 56). typen wie der *arge rîche* (s. 91) erscheinen in neuer beleuchtung; Walthers scheltlieder (warum nur das auf Wicman?) werden (s. 57) in den zusammenhang der meistersingerischen tradition gestellt, die combination von lob mit klage (s. 40) als technische eigenart erwiesen, auf das weltliterarische motiv der 'vermächtnisse' (s. 16) etwas zu flüchtig hingewiesen. hübsch ist auch (s. 60. 68) die analyse der schelt- und schimpftechnik.

Im einzelnen bleibt vieles unsicher, beachtenswert aber (s. 32) die vermutung, Walthers lob der deutschen art sei unmittelbar gegen Peire Vidal den Deutschenfresser gerichtet. (Hoffmann vFallersleben und G.Kinkel als nachahmer des Waltherischen gedichts s. 27).

B. 3. 12. 07. RICHARD M. MEYER.

Ein oberpfälzisches register aus der zeit kaiser Ludwigs des Bayern erläutert und herausgegeben von WILHELM ERBEN. München, Oldenbourg 1908. 171 ss. 8°. 4 m. — Der verfasser, einer der tüchtigsten jüngern schüler Sickels und dabei ein trefflicher kenner des mittelalterlichen kriegswesens, berichtet eingehend, aber methodisch lehrreich, welche studieninteressen ihn auf die urkunden Ludwigs des Bayern hinführten, und durch welche hinweise und beobachtungen, auf welchen wegen und umwegen er schliefslich — im Münchener reichsarchiv — zu einem wichtigen oberpfälzischen register des 14 jh.s vordrang, das zwar im 18 und 19 jh. widerholt von bairischen historikern benutzt, aber gleichwol weder von Böhmer für seine regesten des kaisers, noch von Koch und Wille für die regesten der rheinischen pfalzgrafen ausgebeutet worden ist (s. 1—12). E. beschreibt dann mit grofser akribie das mscr. (s. 13—25), erörtert den geographischen bereich der in die sammlung aufgenommenen urkunden (s. 26—34), stellt die entstehungsweise der hs. fest (s. 35—47), charakterisiert sie als ein 'register' im sinne des kanzleiwesens (s. 48—63) und vergleicht sie mit den bekannten registerfragmenten kg. Ludwigs (s. 64—70). auch der germanist kann aus einer solchen saubern und exacten untersuchung schon etwas lernen — wichtige kenntnisse vermittelt sie ihm nicht. nachdem ich mich aus der chrono-

Digitized by Google

logischen übersicht der in der neuentdeckten registerhs. erhaltenen urkunden (s. 71—81) überzeugt hatte, dass für die deutsche litteraturgeschichte kein körnlein herausspringt, überschlug ich selbstverständlich die zusätze und verbesserungen zu bereits gedruckten urkunden (s. 82—91), und ich hätte auch die neuen urkunden selbst (s. 92—161), die übrigens schon lange vor Ludwigs königtum, sogar mit dem j. 1270 einsetzen, ungelesen gelassen (zumal es ja nur copieen sind, die sprachlich wenig ergeben), wenn mich nicht die vornamen des oberpfälzischen adels jener zeit interessiert hätten.

Und mein ausharren wurde belohnt! nachdem mir bereits unter der ersten urkunde (1270) als zeugen 'Hadmarus [i] nobilis de Laber, Herdegen de Grindela' [s. den Meisner MSH iii 87 b oben] begegnet waren und dann s. 121 'Hadmar [ii] von Laber' (zeuge v. j. 1308), las ich s. 140 über der aus einem Oberpfälzer copialbuch des 15 jh.s hier eingeschalteten urkunde xlix das merkwürdige regest:

> 'König Ludwig verleiht dem Hadmar [ii] von Laber und seinen söhnen Hadmar [iii] und Ulrich das jagdrecht im ganzen lande Bayern.
> Regensburg 1316 juli 12'

der betr. passus lautet: *das wir unsern lieben getreuen Haddmaren von Laber dem alten und seinen zwayen sünen Haddmaren und Ulreichen verlihen haben zu iren leiben und dieweyl sy leben das recht und die herrschaft, das sy gwalticlich und freylich jagen söllen in allem unserm land zu Bayeren, wellich wild sy wellen und wo sy wollent, on alle irrung und on alle unser ungnade* usw. das interesse dieser urkunde für die deutsche litteraturgeschichte hat Erben, der uns schon früher einmal als diplomatiker einen dienst geleistet hat (vgl. Neues archiv 20, 359 ff), alsbald erkannt, und wir dürfen uns glück wünschen, dass sie eben ihm in die hände gefallen ist. dass der gnadenerweis gerade bei dieser familie auf dem gebiete der jagd gefunden wird, erscheint E. so auffällig, dass er ihn mit der entstehung der 'Jagd' des Hadamar von Laber in directen zusammenhang bringen, die abfassung des werkes also wesentlich höher hinaufrücken und eine 'engere anteilnahme' könig Ludwigs des Bayern an dem allegorischen gedichte annehmen möchte. das alles ist erwägenswert, in höchstem mafse wahrscheinlich ist mir die letzte annahme. denn die verleihung des allgemeinen jagdrechts, die Erben als lohn für die litterarische leistung oder als aufmunterung für das litterarische unternehmen eines familienmitgliedes auffassen möchte, liefse sich wol auch einfacher so erklären, dass damit einer waidfrohen und waidtechnisch erprobten familie das amt des oberjägermeisters (will ich einmal sagen) zuerkannt wurde. — unbedingt fest steht durch die urkunde nur, dass der dichter der 'Jagd' einem geschlecht angehört, das dem könig Ludwig im vater und den söhnen

Digitized by Google

so nahe stand, dass er seiner jagdleidenschaft wie seiner weidmännischen sachkunde ein ungewöhnliches vorrecht einräumte. dass die dichtung einen mann zum verfasser hat, der selbst ein jäger von beruf und als solcher von dem könig begünstigt war, das ist alles was die urkunde uns würklich sagt.

Aber es ist immerhin zu verstehn, wenn E. nach der auffindung dieses diploms sich dagegen sträubt, die 'Jagd' mit Stejskal zwanzig jahre später zu setzen (Zs. 22, 278 : 1335—1340), und wenn er den zweifel, ob Hadamar II, der vater unserer urkunde († 1337), oder sein sohn Hadamar III (nachweisbar bis 1354) der dichter sei, neu anregt, nachdem Stejskal mit seiner entscheidung für den letztern fast allgemeinen beifall gefunden hat (s. Erben s. 141). wer der verlockung nicht widerstehn mag, die urkunde mit der — fertigen oder entstehnden — 'Jagd' in directen zusammenhang zu bringen, wird sich, noch bestimmter sogar als E., für Hadamar II entscheiden : hat Mone, der aus 'manchen anspielungen' auf ein alterswerk schloss, gewis unrecht, so erweisen die von Schmeller und Stejskal dem gegenüber gesammelten stellen (Zs. 22, 276. 277 u.) doch auch nur, dass der verfasser ein mann in den besten jahren war, ganz gewis war er kein jüngling mehr. das würde um 1316 nur auf Hadamar II passen. schwierigkeit macht aber nach wie vor die stichelei auf 'herzog Ludwig *den grisen* von Teck' (str. 293—295), der das minnen auch im alter nicht lassen kann und sich damit lächerlich macht. Stejskal hatte sich aao. 274 dafür entschieden, es müsse dies der wahrscheinlich zwischen 1275 und 1280 geborene und 1352 kinderlos verstorbene h. Ludwig IV von Teck sein, der Ludwig dem Bayern durch jahrzehnte nahestand, seit mindestens 1337 als hofrichter, seit 1347 als hofmeister; der würde aber 1316 noch nicht als alter mann bezeichnet werden können — er war damals kaum älter als Hadamar II, der doch schon zwei jagdfähige söhne hatte. E. greift daher auf seinen vetter h. Ludwig III zurück, der zwischen 1302 und 1317 als inhaber mehrerer pfründen nachweisbar ist (Zs. 22, 274), später aber den geistlichen stand verliefs und sich verheiratete; er starb 1339. mag nun auch dieser vetter ein wenig älter gewesen sein, um 1316 konnte auch er gewis noch nicht als *grîse* bezeichnet werden — wenn dies nicht etwa ein fester beiname sein sollte, den er wegen frühen ergrauens erhalten hatte. dagegen aber spricht, dass *grîse*, *grîsen* geradezu lieblingswörter Hadamars sind, das beiwort also von dem dichter höchst wahrscheinlich selbst geprägt worden ist. und dann hielt sich zwar Ludwig IV dauernd am hofe des königs auf, wo nach E.s (von mir gebilligter) annahme das gedicht entstanden ist, nicht aber Ludwig III : der safs weit weg in Schwaben, oder unten auf der burg seiner väter, (Teck resp. Kircheim) und war noch im geistlichen stande. dem 'kirchherrn und propst' die 'alte gewohnheit' der minne vorzuwerfen, von der

Digitized by Google

er nicht lassen könne, wie es in str. 293 geschieht, das wäre doch ein übermafs von tactlosigkeit gewesen.

So wird es doch dabei bleiben: 'herzog Ludwig der greise' ist Ludwig IV von Teck, und der dichter ist Hadamar III von Laber, das gedicht aber kann dann kaum älter als das vierte jahrzehnt des 14 jh.s sein. der ertrag der urkunde, deren berückenden eindruck ich ganz wie Erben empfunden habe, ist bei ruhiger prüfung doch geringer als es anfangs scheinen möchte: der dichter entstammt einer familie, in der die leidenschaft für das waidwerk, neigung und beruf des jägersmanns und das verständnis für die edele kunst der jagd zu hause war, und er stand dadurch in nahen beziehungen zu könig Ludwig dem Bayern.

Göttingen. EDWARD SCHRÖDER.

Lodewyk van Velthems voortzetting van den Spiegel historiael (1248—1316) opnieuw uitgegeven door HERMAN VANDER LINDEN en WILLEM DE VREESE. I deel (Académie royale de Belgique, commission royale d'histoire). Bruxelles, libr. Kiessling et cie. P. Imbreghts succ. 1906. 486 pp. 8°. — Lodewyk, pfarrer zu Velthem bei Löwen, vollendete Maerlants Spiegel historiael nach Vincenz von Beauvais 1315 und fügte dann 1316 eine V partie an, in der er selbständiger verfuhr und sich für das von ihm erlebte auf augen- und ohrenzeugen berief. allerdings fehlt ihm wirklich historischer sinn, mit seinen anekdoten ist er mehr für die culturgeschichte wichtig; ein besonderes interesse zeigt er für die bretonische sage, die er auch in besonderen gedichten behandelt hat. dagegen für die politische geschichte des auslandes ist sein Sp. hist. ganz unzuverlässig, s. ua. NMHoogenhout Untersuchungen zu LvV. Sp. h. (Leiden 1902). immerhin erwarb die eigenschaft als historische quelle seinem werke früh die ehre einer ausgabe, welche Isaac le Long, Amsterdam 1727, nach der einzigen vollständigen hs., aber nicht genau, veranstaltete. von den 8 büchern dieser fortsetzung bietet die neue ausgabe im ersten band die 2 ersten; das ganze soll 3 teile umfassen, und dem letzten eine einleitung bes. über die mittel und wege der textkritik beigegeben werden. einstweilen hat de Vreese der sehr sorgfältig verglichenen hs. auch die fragmente zur seite gestellt, am schluss als 'aanhangsel' einen für sich überlieferten auszug aus dem I buche beigefügt; auch über die besserungsvorschläge von Jonckbloet uaa. sich eingehend, aber sehr zurückhaltend geäufsert. besonders weist der herausgeber auf die misverständnisse der lateinischen vorlagen hin. für die historische erklärung hat van der Linden durch reichhaltige anmerkungen gesorgt. auch sonst ist aus LvV. für die deutsche literatur manchmal licht zu gewinnen. so gehn Wolframs von Eschenbach sonderbare angaben über die beiden brüder von Babilon und ihren kampf gegen den *bâruc von Baldac* gewis auf die durch pabst Innocenz gesammelten, auch von LvV. mitgeteilten

Digitized by Google

nachrichten über Saladin und seinen bruder Saphadin und über die der päbstlichen gewalt vergleichbare stellung des *kaliphus* zurück. Lavello s. 11 ligt nicht im osten von Amalfi (hier dürfte in der anm. an das wundervoll gelegene Ravello gedacht sein), sondern östlich von Melfi, nördlich von Venosa. MARTIN.

Martin Luthers geistliche lieder herausgegeben von ALBERT LEITZMANN [=Kleine texte für theologische vorlesungen und übungen hg. von Hans Lietzman 24/25] 0,60 m. Bonn, Marcus und Weber 1907. 31 ss. 8⁰. — Durch die forschungen von Achelis, Bachmann, Kawerau, Köstlin, Schleusner, Spitta und Zelle ist in die schwierige überlieferung von Luthers geistlichen liedern licht gebracht worden, neuer zuwachs an alten drucken ist, namentlich nach den bibliographischen bemühungen Zelles, schwerlich noch zu hoffen, und so war die zeit für eine knappe textausgabe der lieder gekommen, noch bevor die Weimarische Lutherausgabe dieser aufgabe — einer der reizvollsten die ihrer harren — näher rücken konnte. Leitzmann gibt die 37 lieder jeweils in ihrer ältesten textgestalt aus den sechs gesangbüchern von 1524 bis 1543, in denen sie sich zuerst finden, unter verzicht auf die melodieen und allen kritischen apparat. der text hat sich, soweit er an den schwer erreichbaren originalen nachgeprüft werden konnte, als zuverlässig bewährt. schade dass in nr 26 'Das deudsch Sanctus' nicht Lotthers druck A, sondern B (nach der weimarischen ausgabe XIX 60) zu grunde gelegt ist: A hätte neben kleinigkeiten s. 18 z. 1 die form *zebaoth* statt *sebaoth* für Luthers text ergeben. in nr. 33 'Von Himel kam der Engel schar' ist die überschrift 'im vorigen thon' zu unrecht aus Klugs Geistlichen liedern 1543 beibehalten, denn im neudruck folgt dies andere christlied gar nicht unmittelbar auf das erste 'Vom himmel hoch da kom ich her'. die drei vorreden Luthers zu den sammlungen seiner kirchenlieder und drei selbstzeugnisse zu ihrer entstehung sind beigefügt, ungern vermisst man in diesem zusammenhang des Antonius Musa Brief an Joh. Lang vom 30 juni 1524 aus Clemens Beiträgen zur reformationsgeschichte aus Zwickau I 82 f, der auf die entstehung des Erfurter Enchiridions das erwünschte licht wirft. Leitzmanns text, der mit seinen worterklärungen zunächst für theologen bestimmt ist, wird auch in philologischen übungen mit nutzen zu grunde gelegt werden können. vielleicht beschert uns die sammlung dieser kleinen texte, die neuerdings auch die Wittenberger und Leisniger kastenordnung von 1522 und 1523 gebracht hat, auch einmal die frühesten evangelischen Lieder von Luthers freunden und gesinnungsgenossen.

Freiburg i. Br. ALFRED GÖTZE.

Hans Sachs als dichter in seinen fabeln und schwänken. eine literarhistorische untersuchung von dr EUGEN GEIGER. [Beilage zum jahresbericht des gymnasiums Burgdorf 1907—1908]. Burgdorf, buch-

Digitized by Google

druckerei P. Eggenweiler 1908. 53 ss. 8°. — Der verfasser des tüchtigen buches 'Hans Sachs als dichter in seinen fastnachtspielen' (1904) untersucht hier nach der dort bewährten methode die fabeln und schwänke und verspricht eine weitere abhandlung über die meistergesänge, in der er dann auch auf das formale element näher eingehn wird. es werden ausschliefslich solche dichtungen herangezogen, deren quelle oder doch hauptquelle festgelegt ist, weil nur sie eine genaue controlle der arbeitsweise des Hans Sachs ermöglichen. die proben sind meist gut gewählt, aber hier und da reichen sie doch nicht zur veranschaulichung aus, und die darstellung, obwol gut gegliedert und im ausdruck prägnant bis aufs stichwort, hat doch zuweilen etwas aphoristisches. der verf. selbst wird zugeben, dass mit dem was er (s. 37 f) auf éiner seite über 'epische tradition' sagt, der gegenstand nur angeschnitten ist. aber wir freuen uns, dass Geigers neigung dem Hans Sachs treu bleibt, und hoffen von ihm noch weitere aufschlüsse auch über das verhältnis des dichters zu seinen vorgängern im epischen stil zu erhalten. E. S.

Der Jude in den deutschen dichtungen des 15, 16 und 17 jahrhunderts. von Oskar Frankl. Wiener dissertation. Mähr.-Ostrau, R Papauschek und Leipzig, R Hoffmann, 1905. 144 ss., 8°. 2 m. — Eine oberflächliche, im kleinen wie im grofsen unordentliche und unbeholfene zusammenstellung von äufserungen frühneuhochdeutscher schriftsteller über juden und judentum. nicht einmal annähernd vollständig: das grofse gebiet der neulateinischen poesie bleibt ganz aufser betracht, und andere lücken hat die recension von HMichel (Deutsche Literaturzeitung 1905, s. 2441/4) im einzelnen aufgezeigt. gar nicht beachtet wird das wie, und für das was, für den inhalt der dichtungen lernt man aus GLiebes summarischer darstellung (Das Judentum in der deutschen vergangenheit, Leipzig 1903) mehr als aus diesen vereinzelnden referaten. trotz der ihrer selbst spottenden reclame ist die schrift nur eine unreife studentenarbeit, eine jener 'stoffgeschichtlichen untersuchungen', die im besten fall die erudition ihres verfassers zeigen und von wissenschaft und kunst gleich weit entfernt sind. P. Stachel.

Adrianus Roulerius, Stuarta tragoedia. herausgegeben von Roman Woerner. [Lateinische Literaturdenkmäler des xv und xvi jahrhunderts herausgegeben von Max Herrmann. heft 17.] Berlin, Weidmann, 1906. xx. und 65 ss. 8°. 1,80 m. — Die älteste Maria Stuarttragödie, ein schuldrama des Franzosen Adrien de Roulers, erscheint hier im neudruck nach der nur noch in zwei exemplaren vorhandenen ersten und einzigen ausgabe, Douai 1593, mit einer einleitung des herausgebers, die namentlich das verhältnis zur geschichte behandelt. neben den von ihm angeführten vorlagen hat Roulerius — das 'S.' hinter dem namen in der widmung bedeutet übrigens nicht *Sacerdos*, wie Woerner s. v anm. 2 ver-

Digitized by Google

mutet, sondern das *Salutem* der briefformel — einen eigenhändigen brief Marias benutzt, den er mit andern intimen nachrichten in dem 1588 anonym erschienenen buche von Blackwood fand. aber notwendig schien ihm und scheint uns, über dem geschichtsstudium nicht die gesetze der dramaturgie zu vergessen: *ut artis leges et praecepta non neglegam, dum nimium studeo veritati.* sein meister war natürlich Seneca, den er ausschreibt; wie er mit dessen mitteln das gegebene factum dramatisch einkleidet, wie er das allgemeine der form anwendet auf das besondere seines stoffes und so freilich nahe daran ist, das individuelle zum typischen zu verflüchtigen, ist wichtiger noch als die frage nach den historischen quellen. nur für den anfang, den geisterprolog Heinrichs VIII, hat W. den römischen tragiker genauer verglichen; sonst dessen einfluss mehr behauptet als bis in einzelheiten nachgewiesen, auf die ich hier auch verzichte. nur soviel: Elisabeth ist dem katholischen tendenzdichter die despotische tyrannin, die mit Atreus und Neros worten reden darf (vgl. zu v. 110ff: Thyestes 176ff; zu 170f: Thy. 198f; zu 172—178: Octavia 464—471). ihr steht abmahnend Dudelaeus-Leicester zur seite, wie Seneca dem Nero oder der 'satelles' dem Atreus entgegentritt (vgl. zu 155—165: Oct. 443. 472—475. 495f; zu 179—185: Thy. 201—207; zu 194: Oct. 440). auf der andern seite ist Maria wie später in Vondels tragödie die unschuldige märtyrerin, die gleich Hecuba oder Megara ihr schicksal beklagt (vgl. zu 319: Troades 5; zu 322ff: Tr. 988ff; zu 758—771: Oct. 397—433 zu 1132—1143: Tr. 63—79). nach ihrem tode trauern ihre frauen um die gefallene schöne wie Theseus um den toten Hippolytus (vgl. zu 1548—1552: Phaedra 1168f. 1173f. 1269f); klagen über die barbarische roheit der feinde (zu 1443ff vgl. Ph. 167ff. Thy. 629ff. Tr. 1105; zu 1015ff: Ph. 671ff. Hercules furens 1202) und schliefsen mit den herkömmlichen sentenzen über die vergänglichkeit irdischer gewalt (1560—1568 wie Tr. 3—6. Oedipus 6—11; vorher schon Maria 817—819 wie Tr. 271—273, also nicht eigentum des dichters). hervorzuheben wäre endlich noch der schematische aufbau, der den 1 Act der Elisabeth, den 2 Marien zuweist, wie er dann in Gryphius Carl Stuart und Papinian widerkehrt, ja ähnlich (nur umgekehrt) noch in Schillers Maria Stuart — ob hier wol der stoff zu der classicistischen technik geführt hat? P. Stachel.

Fruchtschale. eine sammlung. zweiter band: Platens Tagebücher, im auszuge herausgegeben von Erich Petzet. mit porträt, abbildung des grabmals und facsimile der letzten beiden tagebuchseiten. München und Leipzig, R. Piper & co. o. j. xx u. 400 s. kl. 8⁰. — Das abgehetzte wort vom 'document humain', für Platens tagebücher ist es wie geschaffen. während mich Platens dichtungen vollkommen kalt lassen (ich weifs, wie unmodern ich bin), haben mich seine tagebücher tief erschüttert. ob es er-

Digitized by Google

forderlich war, dieses grauenhafte krankenjournal bruchstückweise dem gröfseren publicum darzubieten? jedenfalls ist es mit anerkennenswertem tact, doch ohne vertuschende prüderie geschehen, und der herausgeber hat sichs überdies angelegen sein lassen, den text der Laubmann-Schefflerischen ausgabe noch einmal sorgfältig mit den handschriften zu collationieren; ein vergleich von etwa 100 seiten zeigte mir, dass ihm dabei manche berichtigungen und ergänzungen geglückt sind: Platen construiert zb. 'begegnen' (Petzet s. 127) mit dem accusativ der person, während bei Laubmann-Scheffler II 16 der dativ steht; Petzet s. 131 z. 9 v.u. heifst es 'von' statt bei Laubmann-Scheffler II 27 'in'; Petzet s. 244 z. 1 'viel' fehlt bei Laubmann-Scheffler II 475 u. dgl. m.

Berlin, 1 mai 1907. HERMANN MICHEL.

Fruchtschale. dritter band: Friedrich Schlegels Fragmente und Ideen, herausgegeben von FRANZ DEIBEL. mit dem porträt Schlegels von Philipp Veit und dem facsimile einer briefseite. München und Leipzig, R. Piper & Co. o. j. XXVIII, 290 s. kl. 8°. — Eine geschickt getroffene auswahl aus den Lyceums- und Athenaeumsfragmenten, die in der einleitung wolwollend, aber ohne kritiklose überschwänglichkeit charakterisiert werden. der herausgeber umschreibt in den wesentlichsten puncten den gedankenkreis aus dem die Fragmente erwuchsen, und sagt dann (s. XXVI): 'im einzelnen kann man sie nicht systematisieren: system und consequenz wird man bei einem geist von der art Friedrich Schlegels nicht suchen'. nun — freunde, wir habens erlebt! der text beruht auf Minors bekannter ausgabe. das sachregister weist manche lücken auf, zb. fehlen die stichwörter 'Definition' 240, 'Individuum' 369, 'Micrologie' 236, 'Moral' 679, 'Recension' 566. immerhin ist ein lückenhaftes register besser als gar keins, und wenn man die registerscheu bedenkt, die selbst den veranstaltern wissenschaftlicher ausgaben noch immer anhaftet — kürzlich erschienen Goethes 'Maximen und Reflexionen' als XXI band der 'Schriften der Goethe-Gesellschaft' ohne namen- und sachregister —, so kann man mit Deibels leistung ganz zufrieden sein.

Berlin, 5 mai 1907. HERMANN MICHEL.

Bemerkungen zu Platens reimen von KONRAD RICHTER. I heft. Berlin, Mayer u Müller 1907. 48 ss. 8°. 1,25 m. — Arbeiten wie die vorliegende sind für die wichtigern deutschen dichter des 18 und 19 jahrhunderts sehr erwünscht: es erscheint fast wunderbar, dass dies dankbare feld noch so wenig bebaut ist. von Platen wusten wir alle, dass er über die beseitigung unreiner reime hinaus zur durchführung des orthographisch genauen reimes vorgeschritten ist: Richter stellt fest, dass die selbstkritik, die zu diesen strengen principien geführt hat, in die jahre 1817 bis 19 fällt. das ist ein sicheres ergebnis seiner arbeit, die im übrigen keineswegs als muster dienen kann. schon die an sich

Digitized by Google

erwünschte zusammenstellung aller äufserungen Platens über wert und unwert des reimes, weiblichen reim und unreinen reim (s. 1—14) hätte übersichtlicher angeordnet werden können. R. geht dann sofort zu reimstatistiken über, wo er 'grosso modo' unreine und reine reime scheidet und 'in verhältniszahlen die anzahl der unreinen aufs hundert der reinen' berechnet — statt, wie mit recht üblich, aufs hundert der gesamtzahl. der begriff des reinen reimes im neuhochdeutschen wird nicht umgrenzt, eine untersuchung über Platens aussprache, die zb. für *an, voran* im reime nötig war, fehlt. der weitere verlauf der darstellung ergibt die verblüffende tatsache, dass R. das verfahren Platens, welcher reime wie *Pferd : wert, zugewandt : Land, Gold : verzollt, schwellt : fällt, Feste : Lorberäste, brechen : Flächen, ersetze : Schätze, spenden : Händen, Menschenenge : gesänge* consequent beseitigt, zwar sehr streng, aber doch sprachlich und reimtechnisch berechtigt findet. er meint (s. 30): 'ein raffiniertes gefühl wird von den beiden bildungen *Geist : weist* und *Geist : weifst* der ersteren den vorzug geben, raffinierte vortragskunst dem unterschied des sinnes im reime *Küste : küsste* auch lautlich gerecht zu werden wissen'. Gott bewahre uns vor solcher etymologisierenden vortragskunst! R. ist sich offenbar über den unterschied zwischen laut und buchstaben genau so unklar wie Platen: eh er im zweiten heft seiner studien 'die reiche ausbeute an sprachlich interessanten wahrnehmungen' aus den reimen Platens vorlegt, muss er sich mit den elementen der deutschen grammatik vertraut machen.

E. S.

Lesebuch zur einführung in die kenntnis Deutschlands und seines geistigen lebens. für ausländische studierende und für die oberste stufe höherer lehranstalten des in- und auslandes. von Wilhelm Paszkowski. Berlin, Weidmann, 1904, v u. 196 ss., 8°. 3 m. — Lange zeit war das herstellen von anthologien ein handwerk und kein erfreuliches; in unseren tagen beginnt es endlich wider eine kunst zu werden. mag auch jene vereinigung von einheitlichem geschmack und vielseitigem umblick noch nicht erreicht sein, durch die GSchwabs 'Deutsche prosa' oder ThStorms 'Hausbuch aus deutschen dichtern' wirkliche kunstwerke wurden, wir streben doch wider einer anthologischen technik zu, die nicht nur mit kleister und schere arbeitet. vWilamowitz Griechisches lesebuch bezeichnet besonders deutlich diese bewegung, in der es als symptom und fördernder factor zugleich steht.

Die gefahren die gerade diese verbesserte kunst der auswahl bringt, sind nicht zu leugnen. wer kirchengeschichte nur aus dem lesebuch von Rinn und Jüngst, oder philosophie nur aus dem von Dessoir und Menzer kennt, kann nicht mit eigenen augen sehen, kann nicht die volle bedeutung eines religiösen oder philosphischen lebenswerkes würdigen lernen. aber in der hand eines kundigen lehrers werden solche 'schausammlungen' unschätzbar: ihm sind

16*

Digitized by Google

die bruchstücke ein anreiz, auf das ganze hinzuweisen, und ihre verbindung ein symbol der entwickelung selbst, die sich durch die geschichte von literatur, religion, philosophie hindurchzieht.

So ist auch Paszkowskis lesebuch gemeint. als lector der deutschen sprachcurse für ausländer an der universität Berlin empfand er das bedürfnis, den fremden gut gewählte stücke deutscher lehrhafter prosa an die hand zu geben. damit erhalten wir einen individuellen charakter der auswahl. wie etwa das zwar gar sehr umfangreiche, übrigens aber treffliche deutsche lesebuch für mittelschulen von ONetoliczka und HWolff (Hermannstadt, WKrafft, 1902) die edle aufgabe verfolgt, den Siebenbürger Sachsen das Deutschtum gerade von der seite vorzuhalten, von der aus es eine unentbehrliche ergänzung zu ihrer einfügung in die politische gemeinschaft Ungarns bildet (weshalb wir auf dies auch dem deutschen patrioten wertvolle buch besonders gern hinweisen), so will P. dem Engländer, Franzosen, Amerikaner gerade die eigenschaften der deutschen volksindividualität zeigen, die für den ausländer interessant und wichtig sind. das bestimmte die auswahl so der schriftsteller wie der stücke.

Es versteht sich nun von selbst, dass kein leser mit einer auswahl ganz einverstanden ist. principiell würde ich zunächst grade auch hier die zusammenstellung lediglich vollständiger essais vorziehen, wie sie MHenschke in ihrem ausgezeichneten buch 'Deutsche prosa' gegeben hat. wenn P. doch die übliche sammlung von bruchstücken vorzog, wodurch freilich mehrerlei geboten werden kann, so hätt ich jedenfalls so unbedeutende aufsätze wie den von Sach (s. 16), von CBeyer (s. 51; warum über die romantik des deutschen studentenlebens nicht lieber die bekannte stelle von WHauff aus den 'Memoiren des Satans'?), von PMohn (s. 159) ausgeschlossen. auch ist die briefabteilung mit vier nummern gar zu schmächtig ausgefallen. sonst aber wird man namentlich die anordnung, überwiegend aber auch die auswahl billigen. nur kommen mir auch hier wider wie meist die Süddeutschen zu kurz: Vischer und Straufs sollten nicht fehlen und neben Treitschke, Mommsen, Harnack nicht Döllinger, wie allerdings auch nicht Ranke.

Berlin 9. 3. 08. RICHARD M. MEYER.

Kleist und die romantik. ein versuch von ERNST KAYKA. [Forschungen zur neueren literaturgeschichte, hsg. von dr. Frz Muncker XXXI.] Berlin, ADuncker 1906. 210 ss. 8°. 5 m. — Wer über 'Kleist und die romantik' schreibt, muss nicht nur Kleist, sondern auch die romantik kennen. seinen Kleist hat K. gewissenhaft und liebevoll studiert, von der romantik trägt er ein absurdes zerrbild in kopf und seele, das er gewis nicht Erich Schmidts colleg verdankt. K.s meist citierte quelle sind die bücher Ricarda Huchs. nun kann ja aus deren erstem bande — der zweite ist ganz verfehlt — der kundige und feste manches lernen; für

Digitized by Google

den unbelesenen anfänger ist auch er, trotz geist und studien wissenschaftlichem urteil incommensurabel, eine grofse gefahr. für K. sind die romantiker frivol, decadent, zerrissen, weibisch, ekel, ihre werke misgeburten, spielerei, unarten, erzeugnisse der impotenz, des rausches, der selbstwegwerfung usw.: dem gegenüber stellt sich ihm in Kleist ein seelenadel ohne jedes untätchen dar, ein religiös-ethisches pflichtgefühl ohne jede, auch nur einmalige verleugnung, ein originalgenie, ein hoher 'künstler', während die romantiker 'nur dichter' sind. und da die romantik also schwarz oder schwärzlich, Kleist aber ganz schlohweifs ist, so ist Kleist eben kein romantiker; nur ein gewisser politischer einfluss der romantik wird widerwillig zugestanden. ich hätte es nicht für möglich gehalten, dass eine solche verkennung der ungeheuren sittlichen, künstlerischen, wissenschaftlichen werte die wir der romantik danken, heute noch möglich wäre; und die breitspurigen, primanerhaft flammenden declamationen, mit denen K. seinen helden gegen jeden verdacht eines fehlers, einer schwäche, einer inconsequenz, eines krankhaften zuges verteidigt, erweisen eine unreife, die ihn auch unfähig macht, sich in Kleists herzensfalten hineinzufühlen, ganz abgesehen von der methodischen unzulänglichkeit dieser pathetischen raisonnements.

So einfach wie es K. sich darstellt, ligt das interessante problem nicht. gewis, nach welt- und kunstanschauung, nach lebensmaximen und künstlerischer grundanlage, nach jugendeindrücken und inneren sympathieen war Kleist würklich kein romantiker. K.s erstes kapitel, der brauchbarste teil seiner arbeit, zeigt, Berth. Schulzes fruchtbarem fingerzeig folgend, wie mancherlei auch bei dem späteren Kleist auf den einfluss seines lehrers Wünsch, eines ganz unbeirrten aufklärungsmannes, zurückweist. die fäden die K. von Heinrich zu Franz von Kleist spinnt, sind weniger haltbar. nun aber erschüttert sowol das leben wie Kants kritik die überkommene geistig-sittliche grundlage; in den schmerzen schwindender selbstsicherheit entwickelt sich die empfindliche fühlbarkeit, die der romantik einen nährboden gab. in Kleists briefen kommt diese fast gar nicht, auch in den kleineren novellen verhältnismäfsig selten zu wort: in der dramenreihe vom Amphitryon bis zum Prinzen wird ein schärferes auge, ein feineres gefühl sie weder verkennen noch missen wollen: nicht in der dialogführung tritt sie zu tage, auch die offen liegenden romantischen züge der äufseren handlung sind nicht die hauptsache; um so tiefer gährt es romantisch hervor aus motivierung und charakteristik. aber auf analysen der Kleistschen werke und gestalten lässt sich K. gar nicht ernstlich ein: dafür müssen neben lauten beteuerungen meist gewährsmänner und -frauen in gänsefüfschen einspringen.

So bleibt die frage die K. aufwirft, von ihm unbeantwortet. nur als materialsammlung kann die fleifsige schrift nützen. und

Digitized by Google

es ist nicht ganz leicht, den bescheidenen brauchbaren kern aus dem weiten blumigen tiradengewande herauszuschälen. R.

Bilder aus dem alten Berlin, text von prof. dr. Otto Pniower. Berlin, JSpiro, 1907. 3,50 m. — Je schonungsloser und rapider die moderne reichshauptstadt alle reste ihrer ehrwürdigen und ruhmvollen geschichtlichen vergangenheit den eingebildeten oder würklichen ansprüchen der gegenwart opfert, darin brutaler als irgend eine andere grofsstadt die vergangenheit hat, um so dringender stellt sich in treuen seelen das bedürfnis ein, von dem stadtbilde des 'lieben alten Berlin' wenigstens für die erinnerung zu retten was zu retten ist. neben die anspruchsvollere mappe 'Alt-Berlin' stellen sich die allerliebsten 57 täfelchen 'Bilder aus dem alten Berlin', die Pniower herausgegeben und trefflich erläutert hat. die sammlung ist nicht auf steife und stattliche prospecte aus; sie wählt für die anderthalb jahrhunderte von 1680—1830 belebte, erfrischende und anheimelnde bilder, zu vier fünfteln aus dem engsten Alt-Berlin und Alt-Cölln, und das zierliche verkleinerte format stimmt zu dem intimen reiz des büchleins: nur bei Schleuens prospect von 1745 ist die widergabe doch gar zu winzig, ihn wird man besser zb. bei Consentius, Alt-Berlin, aufsuchen. Pniowers kundiger knapp tatsächlicher text, in dem nur ganz leise die unmoderne sehnsucht nach dem verschwundenen Berlin durchklingt, das 'eine schöne stadt' war, verstärkt den eindruck dadurch, dass er überall das alte bild an die rechte stelle im jetzigen Berlin rückt und so den vergleich herausfordert. er fällt nicht zu gunsten unserer tage aus. würkt doch in der massigen umgebung von heute nicht einmal das schloss mehr, geschweige denn die Marienkirche, mit der alten wucht oder würde. und die gleich hohen, mechanisch aneinander gepressten riesenhäuser des jetzigen Berlins, an deren belebung selbst die verzweifeltsten anstrengungen der architekten scheitern, sind nicht imposant, sondern nur ermüdend und bedrückend, ärmlicher selbst als einst die verschrieenen zwangs- und prämienbauten der Friedrichstadt. gleichmäfsige durchschnittshöhe, so hoch sie sei, bedeutet nichts, im stadtbild wie im geistigen leben, neben der gesunden sonderentwicklung, die jedes einzelne für sich und auf seine art gestaltet. das alte Berlin hat jene sonderentwickelung durchaus gehabt: merkwürdig und traurig, wie ganz das neue seine geschichte vergessen hat, eine tatsache, an der wolmeinend schüchterne conservierungsbemühungen nichts ändern, wie sie eben noch für die Heiligengeistcapelle eine bedrückte fortexistenz halb in den mauern der handelshochschule durchgesetzt haben. R.

Digitized by Google

Deomar. Die sammlung des Vereins zur erforschung der rhein. geschichte und altertümer in Mainz besitzt seit 10 jahren eine gewandnadel, die auf der einen seite des bügels den namen DEOMAR, auf der anderen die worte VT (oder ausgeschrieben: VTERE) FELIX in niello zeigt und nach Körber im Korrespondenzblatt der Westdeutsch. zs. 18, 19 'vermutlich' in Mainz gefunden und angekauft, dagegen nach L. Lindenschmit Westd. zs. 18, 405 und den Quartalblättern des histor. vereins f. d. grossherzogt. Hessen n. f. 2 (1900) s. 777 bei Mainz aus dem Rhein erhoben ist. abgebildet ist sie in den letztgenannten veröffentlichungen bzw. taf. 8 nr. 12, taf 64 nr. 12.

Über die inschrift äussert sich Körber aao.: 'dieses *ut[ere] felix* lässt es kaum glaublich erscheinen, dass die nadel . . . einer gottheit geweiht gewesen sein soll. also wäre DEOMAR nicht = *deo Mar[ti]*, sondern ein mannesname. da erheben sich aber neue schwierigkeiten. aus germanischem sprachgut lässt sich der name, wie mir prof. Behaghel mitteilt, nicht ableiten, wol aber aus gallischem, wenn auch der name selbst sonst nicht vorzukommen scheint. nun wäre es aber doch gewiss auffallend, wenn ein gallischer einzelname sich bis in so späte Zeit — Lindenschmit setzt diese fibelgattung ins 4—6 jahrh. n. Chr. — erhalten haben sollte. wer weifs rat?'

Als deutscher name ist *Deomar* bereits bekannt (Förstemann Namenb. I² sp. 1459), und es ist also nicht sein blofses vorkommen auf der Mainzer spange, was ihren sprachlichen wert ausmacht. was ihr für uns besondere bedeutung gibt, ist vielmehr ihre zeitstellung und damit die ihrer, meines erachtens unzweifelhaft deutschen nameninschrift [1]. spangen dieser art (von Tischler 'armbrustcharnierfibel' bezw. mit 'zwirbelknöpfen' genannt) gehören durchschnittlich in das 4 jahrh. In den Limes-castellen, deren zerstörung rund im j. 270 erfolgt zu sein scheint, sind nur vorstufen dieser fibel angetroffen, und die reihe der mit ihr selbst gefundenen münzen beginnt mit Gallien (253—268) und endigt mit Arkadius (395—408), abgesehen von dem grabe Childerichs I (geb. 436, gest. 481) mit seinem absonderlichen münzbefunde (silbermünzen aus der zeit vor 44 v. Chr. bis Konstans II., goldmünzen von Theodosius II bis Zeno). gerade die darin gefundene fibel (Cochet Le tombeau Childéric I s. 214) ist aber ziemlich das letzte exemplar ihrer art. Tischler Über

[1] fibeln dieser art tragen öfters ähnliche inschriften. so eine '*Juliane vivas*' (von Montelius Svenska fornminnesföreningens tidskrift 9, 222 anm. 4 vermutungsweise auf kaiser Julian bezogen). auf einer in Albanien gefundenen (Verhandl. der Berliner gesellsch. f. anthropol. usw. 1901 s. 52) list man: *Septimius*.

Digitized by Google

die formen der gewandnadeln s. 35 war sogar geneigt, es 'als hinterlassenschaft einer früheren zeit aufzufassen'.

Demnach bezeugt die Mainzer spange mit hoher wahrscheinlichkeit bereits für das 4 jahrhundert ausser *eo* *ā* für *ē* und *d* für *þ*. beides verbietet, ihr Deomar für fränkisch zu erklären (wegen des *ā* s. Bremer PB Beitr. 11, 17 ff.). eher könnte man den namen für alemannisch halten und etwa vermuten, dass ein alemannischer Schiffer die spange bei Mainz im Rhein verloren habe. allein auch dem bereitet zwar nicht das *ā*, aber das *d* schwierigkeiten, und gegen burgundischen charakter des namens, der auch zu erwägen ist, scheint mir mindestens das *eo* zu sprechen. ich wage aber nicht, eine entscheidung zu treffen, und kann nur wie Körber andere um rat bitten.

A. Bezzenberger.

Personalnotizen.

Am 28 januar ist zu Urbana in Illinois der begründer des Journal of english and germanic philology, prof. dr Gustaf Karsten gestorben; er war geboren am 22 mai 1859 zu Petershagen in Westpreufsen.

Am 18 august verschied in Breslau prof. dr Albert Gombert, 70 jahr alt; er war einer der frühsten Berliner schüler Müllenhoffs und hat sich später besonders eindringend mit der chronologie des neuhochdeutschen wortschatzes beschäftigt.

Dass wir Friedrich Althoffs (gestorben am 20 Oct. zu Steglitz) an dieser stelle gedenken, gebührt der tatkräftigen förderung, die die arbeiten der Deutschen commission der Akademie der wissenschaften durch ihn gefunden haben.

An der universität Wien wurde der privatdocent dr Rudolf Wolkan, an der universität Erlangen der privatdocent dr August Gebhardt zum aufserordentlichen professor befördert.

Auf ein neubegründetes ordinariat der vergleichenden indogermanischen sprachwissenschaft zu München wurde prof. dr W. Streitberg von Münster berufen.

Digitized by Google

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXXII, 4 december 1908

Semitisch und indogermanisch von Hermann Möller. I teil: konsonanten. Kopenhagen, HHagerup 1906. xvi u. 395 ss. 8. — 12 m.

Was FBopp zwar nicht in erster linie gewollt, aber doch auf einem begrenzten gebiet tatsächlich in erster linie geleistet hat, der nachweis sprachlicher verwantschaftsverhältnisse, das gewinnt in neuester zeit ersichtlich vermehrtes, auf weite gebiete hinausdrängendes interesse. überall regt sichs, um neue, oft nur halb geahnte, oft ganz und gar überraschende genealogische zusammenhänge aufzuspüren. es werden nicht nur einzelne gruppen mit mehr oder weniger berechtigung zu gröfseren verbänden zusammengestellt; auch der glaube an die einheit sämtlicher sprachen des menschengeschlechts ist wider erwacht, und wenn auch der etwas kühne wagemut eines Trombetti, den nachweis hierfür schon jetzt erbringen zu wollen, noch nicht weit um sich gegriffen hat (vgl. meine besprechung GGA. 1908, 689 ff), so wird doch bei nicht wenigen wenigstens der wunsch und die überzeugung rege, dass es in nicht zu ferner zukunft geschehe. und all derartige, unleugbar wichtige, unentbehrliche arbeit gilt gar manchem als der sprachwissenschaft eigentliches ziel. so kann denn auch das erscheinen des vorliegenden werkes eigentlich nicht überraschen, zumal der vf. seinen glauben an eine verwantschaft des semitischen mit dem indogermanischen ja schon vor jahrzehnten verraten hat (KZ 24,518 ff).

Es ist nicht ganz leicht, die arbeit, die ein mit recht angesehener forscher in dem vorliegenden werk aufgespeichert hat, mit vollkommener gerechtigkeit zu würdigen. das buch ist keine allmählich einführende, von allgemein anerkanntem wie unmerklich zu neuem überleitende untersuchung; es ist vielmehr ein geschlossenes compendium nach art des Brugmannschen Grundrisses, ein buch, das kurz und bündig darlegt, was dem vf. sicher zu sein scheint, aber nicht die wege weist, auf denen er zu seiner erkenntnis gelangt ist, das sich auch nicht viel aufs begründen einlässt, sondern im wesentlichen mit einem vielleicht doch nicht ganz angebrachten dogmatismus einfach belehrt. das werk beginnt mit einer übersicht über den consonantenbestand der sprache, auf die das sem. und idg. zurückzuführen sein sollen, und dann folgt die darlegung des schicksals, das jeder

Digitized by Google

dieser laute erfahren zu haben scheint. aus welchen gründen der im ersten § angegebene lautbestand aber vorausgesetzt wird, darüber gibt der vf. keine auskunft. es heifst nur: 'eine vergleichung des idg. und sem. consonantenstandes weist auf folgende consonanten als dem sem. und idg. consonantensystem zugrunde liegend zurück'. der beweis der richtigkeit soll offenbar in der unmittelbaren evidenz der den wandel dieser laute darlegenden zusammenstellungen liegen. nun ist allerdings anzuerkennen, dass die zahl dieser fraglos auf sorgfältigster überlegung beruhenden wortgleichungen eine recht grofse ist, auf jeden fall grofs genug, um einen zufall als ausgeschlossen erscheinen zu lassen; und der vf. hat vielleicht recht, wenn er vermutet, mancher werde mit ihm ausrufen: 'wo haben wir alle doch nur unsere augen gehabt?' freilich müste es bei näherer betrachtung auch wider auffallen, dass die wortübereinstimmungen zwischen dem sem. und hamitischen, die unleugbar zusammengehören, deren verwantschaft nach des vf.s ausdruck 'im formalen mit händen zu greifen ist', weit weniger zahlreich sind als die, die zwischen dem sem. und idg. nachgewiesen zu sein scheinen. und auffallen müste es eigentlich auch, dass das idg., das sich also schon ziemlich früh von der gesamtgruppe losgerissen haben müste, dem sem. lautlich noch so aufserordentlich nahe stehn sollte, wie es nach des vf.s auseinandersetzungen erscheint. aber die erstaunliche regelmäfsigkeit, mit der den für die älteste erreichbare zeit angesetzten lauten immer und immer wider ganz bestimmte entsprechungen in den einzelnen sprachen gegenüberstehn, muss trotz alledem einen tiefen eindruck hervorrufen. sie kann und wird, glaub ich, gar viele geradezu verblüffen, wird in mancher augen auch den gelindesten zweifel an der richtigkeit der aufgestellten behauptung als einen nur dem eigensinn entspringenden skepticismus erscheinen lassen. trotz alledem wage ich jedoch zu gestehn, dass ich mich von der beweiskraft des vorliegenden buches doch noch nicht durchaus überzeugen kann. wenn die zahl der übereinstimmungen auch sehr grofs ist, so darf, scheint mir, doch nicht übersehen werden, dass dies in nicht geringem mafse mit zwei umständen zusammenhängt, die eine aufstellung von überzeugend aussehenden gleichungen doch ein wenig zu sehr erleichtern. zunächst werden, was freilich durchaus berechtigt ist, aber deshalb doch nicht übersehen werden darf, nicht *wörter* zu gleichungen zusammengestellt, sondern *teile* von solchen, und zuweilen recht *kleine* teile, die *wurzeln*, wobei der vf., und zwar in den meisten fällen sicherlich mit recht, auch hinsichtlich der sem. wörter nicht bei der zurückführung auf deren in der regel dreiconsonantiges grundelement stehn bleibt, sondern dieses zur gewinnung einer wurzel, die früher einmal ein wirkliches wort gewesen ist, noch weiter zerlegt. dann setzt der vf. weiterhin bei der gegen-

Digitized by Google

überstellung dieser wortelemente verschiedenes als feststehend voraus, was allerdings ganz richtig sein kann, aber doch entschieden nicht geradezu unanfechtbar ist, so vor allem dass es im idg. ursprünglich nur *a*-wurzeln gegeben, und dass die langen wurzelvocale *ē*, *ā* und *ō* aus den entsprechenden kurzen vocalen, von denen *e* und *o* also schon auf *a* zurückzuführen wären, infolge des schwunds eines folgenden kehllauts entstanden seien. was nun die annahme angeht, dass ein altes, ursprünglich den ganzen vocalbestand darstellendes *a* durch den acut zu *e*, durch den gravis dagegen zu *o* geworden sei, so ist dieselbe, wenn man an der immerhin ein wenig auffälligen ehemaligen alleinherschaft des *a* keinen weiteren anstofs nimmt, als dann notwendige phonetische erklärung des *e* und *o* fraglos recht ansprechend. sieht man sich aber nach den dieselbe bestätigenden belegen um, also nach wortparen wie lat. *terra*: *exterris* etc., so muss man sich bei ganz unbefangener musterung eigentlich doch gestehn, dass man nur mit einer verhältnismäfsig kleinen zahl von paradebeispielen aufwarten kann und zu ihrer ehrenrettung recht viel abweichendes für späteren ausgleich erklären muss. was nun aber gar die angebliche entstehung der wurzelhaften vocale *ē*, *ā* und *ō* aus den entsprechenden kürzen infolge des schwunds eines ursprünglich folgenden kehllauts anbetrifft, so gibt der vf. selbst an verschiedenen stellen seines buches mehr oder weniger bestimmt zu, dass auch eine andere entstehung der längen in betracht kommen kann, zb. § 2 anm., § 236. wenn sich dies aber so verhält, und dies dürfte in der tat der fall sein, dann ist es doch eine durchaus unberechtigte voreingenommenheit, bei einem langen wurzelvocal zunächst immer an einen geschwundenen kehllaut zu denken und so die chancen für zusammenstellungen mit sem. wörtern naturgemäfs immer günstiger zu gestalten. zur veranschaulichung des hiermit angedeuteten will ich einen kleinen teil der vom vf. aufgestellten etymologieen in gedrängten andeutungen, aber doch auch mit den notwendigen zusätzen und erläuterungen vorführen, dabei aber, um nicht etwa zufällig wider willen zum nachteil des kritisierten buches zu handeln, nicht beliebige proben aus verschiedenen abschnitten herausgreifen, sondern einen ganz vornehmen, und zwar den in dem die vertretung des ursprünglichen *m* behandelt wird.

Urspr. *m* hat sich angeblich im ursem. und uridg. unverändert erhalten. urspr. A_2-*m*- 'mutter' (dessen A_2 einen dem ägypt. ꜣ entsprechenden, im sem. mit A_1 = ägypt. ỉ zum alif zusammengefallenen kehllaut bezeichnen soll, wo der bindestrich den vocal *a* andeutet, 'der im idg. durch den acut *é*, durch den gravis *ò* wird, aufserdem dehnung erfahren kann und in ursprünglich unbetonter silbe völlig schwindet, und der im idg. mit ursprünglich folgendem kehllaut sich wie im assyr. zu langem vocal

Digitized by Google

verbindet') wird sem. durch widerholung des zweiten radicals *A-m-m-* (arab. *'ummu*^{n} etc.), idg. durch erweiterung A_2-*m*-A_2 mit hochton auf der zweiten silbe, also A_2*amá*A_2*a* (dessen mittleres *a* nach § 231 wegen des folgenden A_2 erhalten bleibt), woraus durch schwund des vortonigen vocals (§ 238), des dadurch unmittelbar vor *m* gerückten A_2 (§ 238), des auslautenden vocals (§ 240), des dann auslautenden A_2 (§ 240) und durch dann erfolgende ersatzdehnung des diesem vorausgehnden *a* (§ 240) *mā* entsteht, aus dem durch antritt des suffixes der nomina agentis die bekannten idg. formen, lat. *māter* etc., entstehn. die geschichte des dem lat. *māter* in der grundsprache entsprechenden wortes würde sich also ungefähr wie folgt darstellen: A_2*ama* : A_2*amá*A_2*a* : A_2*má*A_2*a* : *má*A_2*a* : *ma*A_2 : *mā* : *māter*. — urspr. A_1-*m-r-*, sem. *A-m-r-* 'sprechen, sagen, denken, befehlen' (arab. *'amara* etc.), idg. entweder durch umstellung *m*-A_1-*r-*, woraus je nach dem accent *mḗr* oder *mṑr* (got. *mērjan*, griech. *ἐγχεσίμωρος* 'speerberühmt' etc.) oder, was dem vf. wahrscheinlicher vorkommt, mit schwund des anlautenden A_1*a m-r*, also *mara*, woraus *mér* oder *mòr* und dann mit einer vom vf. nicht weiter erklärten dehnung *mḗr* oder *mṑr*. — urspr. *z-m-* 'summen' sem. mit widerholung des zweiten radicals *z-m-m-* (arab. *zamma* 'summte' etc.), mit widerholung beider radicale *z-m-z-m-* (arab. *zamzama* 'brüllte, donnerte etc.), durch *r-* erweitert *z-m-r-* (arab. *zamara* 'musicierte auf der flöte' etc.), idg. *s-m-*, mhd. *summen*, 'wie mhd. *brummen* von ahd. *breman*' (§ 225), also idg. *sem* voraussetzend, griech. *ὀμφή* 'stimme' aus *ὀμφ-* aus idg. *sòmbha* oder *sòngha* aus *z-m-P-* (dessen *P* eine stimmh. fortis bezeichnet). — urspr. *Ṭ-m-* (dessen *Ṭ* stimmh. fortis ist), sem. durch widerholung des zweiten radicals *ṭ-m-m-* (syr. *ṭam* 'verschloss, betäubte', assyr. *ṭummumu* 'taub'), mit dem präfix *A- A-ṭ-m-* (arab. *'aṭama* 'verstopfte'), idg. *dh-m-*, woraus im germ. durch erweiterung mittels *b* got. *dumbs* 'stumm', nhd. *dumm* etc. — urspr. *G̣*$_1$-*m-* (dessen *G̣*$_1$ stimmh. fortis ist) 'paren', sem. durch widerholung des ersten radicals über *G̣*$_1$-*m*-*G̣*$_1$-, G_1-*m*-g_1-, *ẓ-m-d* (hebr. *ṣämäd* 'par, joch' etc.), idg. *g-m-* (lat. *geminus* etc.) — urspr, *s-m-* 'fett sein' sem. durch *n* erweitert *s-m-n-* (arab. *samina* 'war fett' etc.), idg. durch *r-* erweitert *s-m-r-*, woraus *smer* in *smeruom* (ahd. *smero* 'schmeer, fett' etc.), *smertrom* (got. *smairþr* 'fett'), durch *t* erweitert *smet* (böhm. *smetana* 'rahm, schmetten' etc.), durch A_1- erweitert *s-m*-A_1-, woraus *smḗ* (griech. *σμῆν* 'salben' etc.), durch *gh* erweitert *s-m-gh-* (griech. *σμῆγμα* 'salbe'), durch *i̯* erweitert *s-m-i̯-*, woraus *smei̯* und dann durch reduction *smi* (lit. *smilius* 'näscher' etc.), durch *d* erweitert *s-m-d-* (got. *bismeitan* 'beschmieren') etc. — urspr. *m-l-* 'reiben, zerreiben', erweitert *m-l-H-*, (dessen *H* gleich hebr. ח, arab. ح), arab. *milHu*^{n} '(zu körnern zerriebenes) salz' etc.. idg. *mel* 'mahlen' (air. *melim* etc.), erweitert *m-l-Ṭ-* 'weich sein, glatt sein', arab. *maliṭa* 'war glatt' etc., idg. *m-l-dh-* (got.

Digitized by Google

milds etc.), urspr. *m-r-K-*, sem. *m-r-k-* (hebr. *mārūk* 'poliert' etc.), idg. *m-rg₁-* 'abreiben' (aind. *mṛgáti* 'reibt ab, putzt' etc.). — urspr. u. sem. *m-h-r-* (arab. *muhruⁿ* 'tierjunges, füllen' etc.), idg. *m-r-i̯-* durch lautumstellung (aind. *márja-* 'hengst' etc.) — assyr. *maṣū* 'weit, grofs, breit sein', entweder erweitert aus *m-ṣ-* gleich idg. *meg₁-* oder *megh₁-*, oder aus *m-ṣ-H-* gleich idg. *meg₁-* oder *megh₁-* (griech. μέγας bezw. aind. *mahi* 'grofs'). — ursem. *m-ś-*, erweitert *m-ś-g-* 'mischen' (hebr. *māsäχ* 'gewürzter zusatz zum wein' aus *meśg*, dessen *g* nach *s* stimmlos geworden, syr. *meʿzaγ* 'mischte', dessen *z* durch angleichung an das ursprünglich folgende *g* entstanden sein soll), idg. *mek₁* gleich ursem. *m-ś-* (mit nasalierung im altsächs. *gimang* 'gemenge' etc.), erweitert *mei̯k₁* (slav. *mēšiti* 'mischen' etc.). — urspr. *m-t-* neben *m-T-* 'süfs sein', idg. *m-d-* (aind. *mádati* 'berauscht sich' etc.) bzw. *m-dh-* (griech. μέθυ 'berauschendes getränk' etc.), sem. durch *k* erweitert, demnach nordsem. *m-t-k-* (assyr. *matku* 'süfses, honig' etc.), südsem. *m-ṭ-k-* (äthiop. *meṭūk* 'süfs' etc.). — urspr. *m-* 'dehnen, strecken', dann 'messen', sem. verschiedentlich erweitert *m-t-t-* (arab.), *m-t-K-* (assyr.) *m-t-H-* (hebr. syr.), *m-ṭ-ṭ-* (arab.), *m-d-d-* (assyr. hebr.), *m-s-K-* (assyr.), *m-s-H-* (syr.), idg. *m-d-*. — urspr. *m-* 'zerreiben', wovon durch weiterbildung das schon angeführte *m-l-* 'zerreiben, mahlen', ferner sem. *m-K₃-K₃-* (arab. *muχχuₙ* 'mark, gehirn' etc.), idg. mit *s*-infix *m-sg₂-* (altind. *majjas* 'mark') und *m-sgh₂-* (altnord. *mergr* 'mark' etc.), weiterhin sem. *m-H-H-* (arab. *maHHa* 'wurde ausgewischt'), *m-H-u̯-* (arab. *maHā* 'wischte aus'), *m-H-k-* (arab. *maHaka* 'wischte aus'), *m-s-H-* (hebr. *māšīᵃH* 'messias'), idg. *māg₁*, eine erweiterung von *mā* gleich urspr. *m-H-* (slav. *mazī* 'salbe' etc.). — urspr. *m-* 'sterben', sem. *m-u̯-t-* (assyr. *mūtu* 'tod' etc.), idg. *m-r-* (lat. *mori* etc.). — urspr. *m-* 'wasser', sem. in verschiedenen erweiterungen wie *m-i̯-* (äthiop. *māi̯*), *m-u̯-g₂-* (arab. *mauguⁿ*), m-*u̯-h-* (arab. *'amu̯āhuⁿ*), *m-u-A-* (arab. *māʾuⁿ*), idg. *m-u̯d-* (griech. μύδος 'nässe'), *m-u̯-A-* (aind. *mūtra* 'harn') etc. — urspr. *m-* 'mann', sem. erweitert *m-t-* (assyr. *mutu* 'gatte' etc.), idg. erweitert *m-n-u-* (nhd. *mann* etc.).

Darf man sich da bei aller anerkennung des aufgewanten scharfsinns nun nicht doch von dem gefühl beschleichen lassen, es sei des guten doch wol etwas zu viel geschehen, es sei die im sprachleben waltende anschaulichkeit der grübelei am schreibtisch gegenüber doch ein wenig zu kurz gekommen? dafür dass der vf. auch vor aufserordentlich kühnen gedankengespinsten nicht zurückgeschreckt, sei nur noch ein einziges beispiel angeführt, das allerdings mit einem fragezeichen versehen ist, aber vielleicht noch ein ausrufungszeichen dazu verdient. § 16 wird idg. *nókt* 'nacht' mit sem. *l-i̯-l-*(arab. *lai̯luⁿ*) zusammengestellt, indem beide auf ein ursprachliches *n-g-₁* (*g₁* bezeichnet einen stimmh. palatalen reibelaut) zurückgeführt werden. aus dieser urwurzel, die nach den vom vf. angenommenen laut-

entsprechungen im idg. als *n-k-* erscheinen müste, soll dann durch antritt des femininischen *t* die erweiterung *n-k-t-*, unter dem gravis *nókt* entstanden sein, während im sem., wo ohne feste regel einem alten *n* bald *n*, bald *l* entspricht, durch widerholung des ersten *n* *l-i-l-* entstanden sein soll. diese gewis mögliche, aber, wie mir scheint, doch nicht gerade ohne weiteres einleuchtende zusammenstellung wird nun durch den satz eingeleitet: '*n* im worte für 'nacht' (auch ägypt. *n-*), ursprünglich identisch mit *n-* 'nicht' als bezeichnung der negation des fürs auge daseienden' — und dann folgt allerdings das schon erwähnte fragezeichen.

So scheint mir denn bei eingehnder betrachtung doch ziemlich viel des im ersten augenblicke so überraschenden zu schwinden und der eindruck platz zu greifen, dass zwar manches so vor sich gegangen sein könnte, wie der vf. es darlegt, dass die tatsächlichkeit dieser entstehung aber, wenn sie auch nicht widerlegt ist, doch immerhin fragwürdig bleibt. sind die vom vf. aufgestellten gleichungen aber nicht in vollem umfange evident, dann müssen doch wol vor einer endgültigen entscheidung hinsichtlich der so schwierigen frage einer verwantschaft zunächst noch erwägungen angestellt werden, die einerseits das verhältnis des sem. und idg. zum ham. und andrerseits auch die lage der drei sprachgebiete in betracht ziehen. da übereinstimmungen in den flexionselementen, wie sie in ausgedehntem maſse zwischen dem sem. und ham. vorliegen, beim idg. keiner dieser beiden gruppen gegenüber feststellbar scheinen, so müste die trennung des idg. offenbar sehr früh stattgefunden haben, zu einer zeit wo die vorfahren der heutigen Hamiten und Semiten noch auf verhältnismäſsig engem raum zusammenwohnten. denn dass etwa eine im ham. und sem. im wesentlichen e r h a l t e n e flexion der gemeinsamen ursprache im idg. ganz und gar, bis auf die pronominalformen, verloren gegangen sei, ist kaum glaublich, und anderseits setzt eine gemeinsame neubildung bei Semiten und Hamiten naturgemäſs ein mehr oder weniger begrenztes sprachgebiet voraus. unter diesen umständen muss es nun doch, wie schon zu eingang dieser besprechung angedeutet wurde, auffallen, dass die wurzelübereinstimmungen beim idg. und sem. so zahlreich sein sollen, dass dagegen das ham. weder mit dem sem. noch mit dem idg. sonderlich viel gemeinsam hat. zur erklärung müste man schon annehmen, die Hamiten hätten den grösten teil ihres altererbten sprachguts durch lehngut ersetzt. ganz abgesehen davon nun, dass man derartiges bis jetzt noch nicht nachgewiesen hat, würde eine solche annahme doch wol die weitere, ebenfalls unbewiesene voraussetzung umschlieſsen, die Hamiten seien erst nach der ausbildung der auch von den Semiten geteilten grammatischen eigentümlichkeiten in ihre heutigen wohnsitze eingewandert und

Digitized by Google

hätten dort von der bereits ansässigen bevölkerung die neuen wörter übernommen. der vf. nimmt denn auch in der tat eine solche einwanderung, und zwar aus Asien, als sicher an, wobei er sich auf GEbers (Aegypten und die bücher Moses s. 40 ff) und AErman (Aegypt. gramm. s. 1) beruft. man kann jedoch dieser annahme sehr beachtenswerte gründe anderer forscher entgegenhalten, die sich für Afrika als die heimat der Hamito-Semiten entscheiden. vgl. ua. die mit ganz verschiedenen argumentationen arbeitenden ausführungen von LReinisch (Das pers. fürwort und die verbalflexion in den chamito-semitischen sprachen, Wien 1909 s. 314 ff) und GSergi (Africa, antropologia della stirpe Camitica, Turin 1897). es lässt sich demnach auf jeden fall nicht mit der einwanderung der Hamiten aus Asien als einer sicheren tatsache operieren. man wird auch auf grund der grofsen übereinstimmung zwischen den verschiedenen sem. sprachen an eine verhältnismäfsig junge abzweigung des gemeinsemitischen vom hamitischen und den etwa noch mit diesem zusammenhängenden sprachen denken müssen, was die schon angedeutete unwahrscheinlichkeit naturgemäfs noch beträchtlich erhöht. Möller ist sich klar darüber, dass in dem herausgreifen des sem. und idg. aus einem gröfseren zusammenhange ein fehler ligt, aber er scheint mir die bedeutung dieses fehlers doch zu unterschätzen. wenn die verhältnismäfsig junge abzweigung des sem. vom ham. feststeht, und sie ist doch wol kaum zu bezweifeln, dann ist das idg., da es ganz entschieden nicht die charakteristica des sem. aufweist, also nicht zu der abgezweigten gruppe im engeren sinne gehört, bei einem versuch des verwantschaftsnachweises unbedingt zunächst mit dem ham. zu vergleichen. dieses methodisch richtige ist freilich nicht gerade eine leichte aufgabe, da ja noch ein gutes stück arbeit zu leisten ist, ehe man mit auch nur halbwegs befriedigender sicherheit mit einer ham. ursprache wird operieren können. so scheint mir denn alles in allem das vorliegende werk trotz der in ihm zutage tretenden gründlichkeit bei der behandlung aller einzelheiten, trotz dem in ihm an den tag gelegten erstaunlichen scharfsinn, trotz der in meiner besprechung gar nicht zur geltung gekommenen fülle anregender vermutungen und gedanken ein verfrühtes und damit auch mindestens teilweise ein verfehltes werk zu sein. vielleicht wird die zukunft lehren, dass der vf. auf ein berechtigtes ziel losgesteuert ist. den beweis dafür scheint er mir aber nicht erbracht zu haben, und von diesem allerdings engherzigen, aber schliefslich doch berechtigten gelehrtenstandpuncte glaub ich allerdings den lesern dieses buches, das eben wegen mancher vorzüge nur zu leicht blenden statt erleuchten könnte, eine gewisse kritische zurückhaltung anraten zu dürfen und zu müssen.

Südende b. Berlin, 23. oct. 1908. Franz Nikolaus Finck.

Digitized by Google

Die entdeckung des germanischen nordens im altertum von D. DETLEFSEN. [Quellen und forschungen zur alten geschichte und geographie. herausgegeben von W. SIEGLIN h. 8]. Berlin, Weidmann, 1904. 65 ss. 8°. — 2, 40 m.

Es war kein übler einfall, es einmal zum gegenstand einer besonderen darstellung zu machen, wie die erste kunde vom germanischen norden der antiken culturwelt zugeführt wird und wie sie sich dann schrittweise befestigt und erweitert.

Aber nur die behandlung der wissenschaftlichen entdeckungen durch Griechen und Römer macht sich der vf. zur aufgabe, ohne sich mit den auf nordische locale weisenden vorstellungen der griechischen sagenwelt, ihrer deutung und der frage ihrer herkunft zu beschäftigen. das mag man vielleicht bedauern; doch stand es ihm frei, seinen stoff nach eigenem ermessen abzugrenzen.

Was die durchführung seiner aufgabe anbelangt, durfte man erwarten, dass er uns aufser mit den quellen auch mit den einschlägigen bisherigen forschungen bekannt machen und sich mit den verschiedenen ansichten anderer kritisch auseinandersetzen werde. ihm ist es aber oftmals allein darum zu tun, die eigene zu begründen, ein mangel, der um so fühlbarer ist auf einem gebiete, auf dem es schwer ist über vermutungen hinauszukommen.

Wie es scheint, hat D. eine abneigung gegen das citieren. so wird beispielsweise s. 36 darauf hingewiesen, 'dass die gegend südlich vom ausfluss des Limfjord im stift Aalborg in alter zeit das *Himbusysel* (kreis der Himbauern), gegenwärtig *Himmersyssel* oder *Himmerland* genannt wird, in dessen erstem teil man wol mit recht den namen der Kimbern widerfindet'. es wird gewis viele leser seiner schrift geben, denen dieses blofse 'man' nicht genügt, und auch dem ref. wäre es erwünscht, zu wissen, auf wessen rechnung das im dänischen unmögliche und jedenfalls auf einem schreib- oder lesefehler beruhende *Himbusysel* für *Himbersysæl* zu setzen ist. zu *Hellusios et Etiones* besagt eine anmerkung: 'über die erklärung der namen s. Müllenhoff 2, 354 ff.' dass ref. GGA. 1901, 462 f über diese namen gehandelt hat, ist D. offenbar entgangen. ebenso wenig kennt er meine abhandlung über die städte in der Germania des Ptolemäus Zs. 41, 97 ff, weil er sich sonst unmöglich (s. 62) in bezug auf diese mit einem hinweis auf CMüller in seiner ausgabe b. I 1, 266 f begnügt hätte, der zusammenstelle 'was darüber zu bestimmen oder vermutet ist'. eine von mir einmal geäufserte meinung über *Morimarusa*, das ich, damals noch mit unzulänglichen hilfsmitteln ausgerüstet, für deutsch hielt, kennt er durch vermittlung des ganz unselbständigen Holder im Altkelt. sprachschatz II 449, während ihm mein widerruf und seine begründung unbekannt geblieben ist. nebenbei bemerkt, geht es auch nicht

Digitized by Google

an, der übersetzung *mare mortuum* ungeachtet, *Morimarusa* als 'meer der toten' zu verstehen; vielmehr haben wir es hier sicher mit einem namen zu tun, der mit den verschiedenen bezeichnungen des geronnenen meeres zusammengehört und dann freilich bei den Kimbern nicht richtig localisiert ist, oder doch nicht von Germanen so localisiert werden konnte, denen ein ihre eigene küste bespülendes meer zu bekannt war, um bei ihnen mit fabulosen, darauf nicht passenden vorstellungen verknüpft und nach solchen benannt zu werden; eher konnten die ferner wohnenden Kelten dies tun. auch diese erwägung spricht gleich sprachlichen gründen dafür, dass *Morimarusa* ein keltisches wort ist.

Bei dem gewis discutierbaren einfall, dass *Guionibus* an der viel gequälten stelle, wo Plinius (37, 35) uns mit dem bericht des Pytheas über den bernstein bekannt macht, aus *Inguionibus* verderbt sei, dessen erste silbe für eine präposition genommen und dann als unbequem getilgt worden sei, bleibt die schwierigkeit, dass die form *Inguiones* sonst und vor allem auch bei Plinius, der *Inguaeones, Ingyaeones* bietet, nicht vorligt. eine änderung von *Guionibus* in *Inguaeonibus* ist aber schon eine recht starke. auch kann man D. nicht zustimmen, wenn er gegen Müllenhoffs vermutung DA. I 479, statt *Gutonibus* sei der name der Teutonen herzustellen, die endung des im selben satze vorkommenden *Teutonis* ausspielt. denn ausgesprochenermafsen ist nach Müllenhoffs ansicht die verderbnis schon in die Plinius vorliegende griechische handschriftliche quelle zu verlegen oder bei deren benutzung entstanden, da ja allein im griechischen eine verwechslung von *ΓΟΥΤ* und *ΤΕΥΤ* wahrscheinlich ist. und natürlich konnte Plinius auch ein im griechischen sehr wol denkbares *Τεύτονες* — diese form findet sich auch bei Ptolemaeus — durch *Teutoni* widergeben, abgesehen davon dass *Τεύτονες* und *Τεύτονοι* im genitiv nicht zu unterscheiden waren. Plinius selbst hat nach Müllenhoff schon mit Gutonen gerechnet, und sein aus eigenem gemachter zusatz *Germaniae genti* beweist, dass ihm der vorliegende name anderswoher als der eines germanischen volkes bekannt war. diese erwägung spricht auch gegen eine von mir einmal geäufserte meinung, es sei statt *Guionibus Aguionibus* herzustellen, das sein *a* in ähnlicher weise eingebüfst habe, wie es D. vom *in* voraussetzt. *Aguiones* nahm ich dabei für eine altertümlichere form von *Aviones*, da ja germ. **awī* Insel aus **agwī* **aguī́* hervorgeht. aber wie hätte Plinius solche Aguiones als ein germanisches volk agnoscieren können?

Am meisten vermist man eine auseinandersetzung mit dem, was Kossinna IF. 7, 294 über den namen *Abalus*, *Basilia*, *Baltia*, *Σαβαλίγγιοι* vorgebracht hat. dass D. dessen ansichten nicht etwa unbeachtet lässt, sondern würklich nicht kennt, zeigt die anm. s. 60, 2, in der er selber den namen *Abalus* und

Digitized by Google

Σαβαλίγγιοι zusammenbringt, aber in einer art, die von Kossinna, der hier nicht umgangen werden konnte, jedenfalls überholt ist. von sicheren ergebnissen wird man hier ja überhaupt nicht sprechen und solche auch kaum erhoffen dürfen. aber *Basilia* aus dem griechischen als 'königsinsel' zu erklären und anzunehmen, Pytheas habe es als etwas eigentümliches von Abalus angegeben, dass dort ein könig sei und sie schon als *βασιλεῖα νῆσος* bezeichnet, was dann Timäus als eigenname aufgefasst habe; und dieselbe bezeichnung habe Pytheas auch auf eine entferntere insel angewendet, von der er den namen nicht erfahren habe, den Xenophon später als *Balcia* angebe, — all das scheint mir keine 'einfachere' lösung der schwierigkeiten und widersprüche unserer quellen.

Dass bei Plinius 37, 35 *aestuarium oceani Metuonidis nomine* gelesen wird statt *Mentonomon nomine* ist D.s verdienst. jetzt trägt er auch eine ihm von Jellinghaus übermittelte deutung von *Metuonis* vor, das ihm 'das medenland, wiesen-, marsch- und moorland' ist, wobei er an *Matte* und seine verwantschaft anknüpft. man hätte hier freilich auch noch den ansatz der urgermanischen form gewünscht, da man aus D.s ausführungen gar nicht sieht, mit welchen lauten er rechnet. man hätte wol von *mētuon-* auszugehen, älterer oder keltisierter gestalt statt späterem, beziehungsweise echt germanischem **mēþwon-* **mēdwon-*, das zu ags. *mǣd*, gen. *mǣdwe* oder *mǣdwe*, gen. *mǣdwan* zu stellen wäre. rein keltisch müste das *mītuon-* lauten, so dass, die richtigkeit der etymologie vorausgesetzt, nicht ein von haus aus keltischer name vorliegen könnte, aufser man nähme unter berufung auf lat. *meto* kurzes *e* an. dahingestellt müste bleiben, ob *Mētuonis* soviel wie ags. *mǣdweland* ist oder das land der *Mētuones*, die ihrerseits 'die bewohner oder besitzer von wiesenländern' wären. eigentlich bedeutet *mētuo-* 'das gemähte oder mähbare'; daraus könnte der weitere begriff von wiese, wiesland entsprungen sein. jedesfalls ist die emytologie erwägenswert.

Aber sonst gehört die art wie sich D. mit sprachlichen dingen abfindet, nicht zu den starken seiten seiner schrift.

So bringt er den namen der insel *Latris*, die er gleich anderen mit guten gründen für Seeland nimmt, mit dem der uralten dänischen königsburg *Lethra* bei Roeskilde zusammen, ohne sich offenbar über den lautlichen abstand dieses namens klar zu sein, der altisländisch *Hleidr* lautet, also in lateinischer widergabe im inlaut ein *ae*, im anlaut ein *Ch* oder *C* erwarten liefse. der name *Hleidr* lehnt sich im sinne wohl an das ablautende got. *hleiþra* 'zelt' an und geht auf ein gebäude, wahrscheinlich zu religiösen zwecken: der ort ist eine alte cultstätte. zur bezeichnung der ganzen insel scheint er nicht geeignet.

Digitized by Google

In dieses capitel gehören noch die zusammenstellung von *'Ἄλοκιαι* mit den *Halligen*, des *sinus Codanus* mit dem *Kattegat*, oder der beifall der Bangert dafür gespendet wird, dass er den *Χαλοῦσος* als 'heiligen fluss' gedeutet habe. wir vermissen bei diesen — allerdings anspruchslos vorgebrachten — zusammenstellungen überall die reinliche untersuchung, ob denn die laute der verglichenen worte zu einander passen; sie hätte rasch die hinfälligkeit dieser vermutungen ergeben.

Legt D. hier allzuviel 'mut des irrens' an den tag, so auf der anderen seite zu wenig, wenn er s. 40 nicht gewagt hat, den neben *Austeravia* überlieferten inselnamen *Actania* in *Actavia* zu bessern.

Geradezu ärgerlich ist das *Scatinavia*, das D. in den text des Plinius setzt und auch selber immer gebraucht. das anord. *Skáney, Skáni* im verein mit ags. *Scedenig* weist ganz bestimmt auf ein urgermanisches **Skadinawī*, got. **Skadinawi*, gen. **Skadinaujôs* zurück. daher kann nur das *d* das die hss. *D*, *R*, *E*[1] bieten, nicht das *t* von *AE*[2] richtig sein.

Wie hier nicht nur gegen D. bemerkt sei, ist auch überall *glesum*, *Glesiae*, *Glesariae* herzustellen. sollten die hss. des Plinius auf *glaesum* weisen, so hat das bei der früh eintretenden verwechslung von *ē* und *ae* sehr wenig zu bedeuten, und Tacitus, der das wort aus Plinius schöpft, hat es noch in der gestalt *glesum* vorgefunden. dass dies die einzig richtige form ist, ergibt mit sicherheit die etymologie, die nur ein germ. *glēsa-* oder *glēza-*, kein *glaisa- glaiza-* anzusetzen gestattet. das wort gehört, wie schon lange bekannt ist, mit ags. *glær* 'bernstein', unserem *glas* usw. und unmittelbar mit mndd. *glār* 'pech, harz' und aisl. *glǽsa* 'mit etwas glänzendem schmücken' zusammen.

Gewis mit recht stimmt D. anderseits der textherstellung CMüllers bei, welcher in dem satz bei Plinius, der sich an seine aussage über die aufserordentliche gröfse Skadinaviens und das den bekannten teil der insel in 500 gauen bewohnende volk der Hillevionen anschliefst, *quae alterum orbem terrarum eam (insulam) appellat*, das *quae* in *quare* und das *appellat* in *appellant* ändert. als subject haben dann statt der *Hillevionum gens* die griechischen gelehrten zu gelten. nur mit der begründung dieser besserung kann ich mich nicht vollständig einverstanden erklären. wenn D. meint: 'wie ist es denkbar, dass das barbarenvolk seine insel einen zweiten erdkreis genannt hätte?', so kann man auf got. *midjungards* aus **midjuma-gards*, ags. *middangeard* 'bewohnte erde', buchstäblich 'der mittelste kreis', hinweisen; ferner auf anord. *miðgarðr* 'der mittlere kreis' und dessen gegenstück *útgarðr*, eigentlich 'aufsenkreis', eine bezeichnung der von der bewohnten erde durch ein breites meer getrennten riesenwelt. die vorstellung von einem orbis terrarum und von ländern, die extra orbem gelegen seien, hatten also auch die 'barbaren'. trotz-

Digitized by Google

dem enthält jener satz des Plinius in der überlieferten form eine ungereimtheit, weil vom standpunct der inselbewohner aus ihr land nicht ein zweiter erdkreis heifsen könnte. gewis kommt D.s auffassung auch der hinweis auf Taprobane zu statten, von dem Plinius 6,81 sagt: *Taprobanen alterum orbem terrarum esse diu existimatum est.* dazu fasste man also Scadinavia als ein gegenstück. auch zum nächsten satz bei Plinius, *nec minor est opinione Aeningia*, macht D. einen beachtenswerten besserungsvorschlag, indem er *opinio de* liest. statt *Aeningia* [so A, *aepingia* F 2, *epigia* E, *aepigia* DR; das *p* scheint von *opinione* hieher verschleppt zu sein] möchte er *Ogygia* herstellen und beruft sich hierfür auf einen gewährsmann des Plutarch De facie in orbe lunae 26 p. 941 a, der die insel Ogygia aufserhalb des eigentlichen orbis terrarum in das geronnene meer verlegt. aber knüpfte sich an Ogygia auch die vorstellung solcher ausdehnung, dass es gestattet war, sie mit Scadinavia zu vergleichen? und wie soll man sich die verderbnis entstanden denken, besonders das *ae* statt *o*? es wäre doch auch ein merkwürdiger zufall, wenn durch eine entstellung schliefslich ein so germanisch aussehender name herauskäme wie *Aeningia* ohne zweifel ist, mag man ihn nun ganz deuten können oder nicht. mir scheint *Aeningia* eine ableitung von **Aeningi* zu sein wie etwa *Britannia* von *Britanni*; und diese **Aeningi*, germ. **Ainingôz*, könnten 'die allein für sich oder einsam wohnenden' sein. aber auch ein germanisches collectivum kann in betracht kommen. an welches land dabei zu denken ist, und ob an ein würkliches oder ein fabelland, sind fragen für sich, die unbeantwortet bleiben müssen, da wir über Aeningia aus keiner anderen quelle etwas erfahren.

In auffallendem gegensatz zu der ja gar nicht unbegründeten vorstellung von der riesigen gröfse Scadinaviens steht dessen bisher ganz unerklärliches zusammenschrumpfen auf der karte des Ptolemaeus. D. bemerkt zu dessen darstellung des nordens: 'Marcian § 34 berechnet danach (d. h. nach den ptolemäischen gradbestimmungen) die entfernung des mittelpunctes der drei kleineren inseln von der halbinsel zu 2000—1700 stadien = 50—42 1/2 meilen, die der gröfsten Σκανδία von der Weichsel zu 1600—1200 stadien = 40—30 meilen, den ganzen periplus der letzteren zu 2500—2000 stadien = 62 1/2—50 meilen. jene mafse übersteigen die der wirklichkeit noch um das zwei- und dreifache, ein beweis dafür, dass die kunde von diesen gegenden noch recht unsicher war'. worauf soll man das 'jene' beziehen? und durfte hier das auffallendste an diesen mafsen, die verkleinerung Scadinaviens verschwiegen werden?

Eine viel schlimmere flüchtigkeit, das tadelnswerteste im ganzen buche, stöfst uns noch auf derselben s. 62 auf. wir meinen den satz: 'auf seiner (d. i. des Ptolemäus) darstellung beruht später die des Jordanes, der Get. 3 p. 13 ed. Closs noch

Digitized by Google

eine weitere anzahl von völkernamen hinzufügt'. D. möge sich diese stelle doch einmal näher ansehen.

Die sonst unerhörten *Hirri*, die Plinius nach *Sarmatis, Venedis, Sciris* unter östlichen, bis zur Weichsel sitzenden völkern aufzählt, möchte D. in den später widerholt mit den Skiren verbundenen Herulern widerfinden. aber in der wanderzeit gerät manches gelegentlich zusammen, was von haus aus getrennt war. und was wir über die ältesten sitze der Heruler ermitteln können, weist auf eine ganz andere gegend. der name steht, wenn *Hirris* nicht überhaupt eine dittographie des vorausgehenden *Sciris* ist, leicht unter dessen einfluss. vielleicht ist durch diesen ein *Haris* oder *Hariis* umgestaltet worden. dann hätten wir es mit den lugischen *Harii* des Tacitus zu tun.

In ein schiefes licht gerät bei D. das was Ptolemäus uns über die gegenden im osten der Weichsel mitteilt. in beziehung auf zwei citate aus ihm, die sich auf den *Οὐενεδικὸς κόλπος* beziehen, heifst es s. 64: 'nach den obigen worten bezeichnet Ptolemäus den teil der Ostsee, der sich ostwärts von der Weichsel erstreckt, als einen meerbusen des Sarmatischen Oceans und benennt ihn nach den Venedern, die Plinius westlich von der Weichsel ansetzt. das weitere östlich im innern liegende land ist ihm völlig unbekannt. wahrscheinlich standen ihm also für diese gegenden nur schiffernachrichten zu gebote'. nun ist es aber längst klar, dass der *Οὐενεδικὸς κόλπος* erst auf der ptolemäischen karte den namen bekommen hat nach den *Οὐενέδαι*, die an seine küste gesetzt sind, wolbemerkt irrtümlich, denn die Wenden haben weder damals noch früher je ans meer gereicht. hier liegen also gewis keine schiffernachrichten vor; eher bei den flüssen und flussnamen die Ptolemäus östlich der Weichsel kennt. und wer darf sagen, dass ihm das weiter östlich im innern liegende land völlig unbekannt sei, einzig weil wir mit den völkernamen, die er dahin setzt, zumeist nichts anzufangen wissen? dass nicht alles am rechten flecke steht, ist gewis; aber in dieser beziehung sind doch, wie wir gerade sahen, die küstengegenden auch nicht besser dran.

Auch Tacitus kommt noch an die reihe! da es sich bei den *pellibus beluarum, quas exterior oceanus atque ignotum mare gignit*, Germ. 17, nach dem ganzen zusammenhang um kostbares pelzwerk handelt, wird man dies nicht auch von seehundsfellen verstehen dürfen. vielmehr scheint mir hier Müllenhoff auf dem rechten wege zu sein, der nicht an seetiere, sondern an solche von den inseln der nördlichen meere, vor allem Scadinavien denkt, und in unserer stelle den ersten beleg für den nordischen pelzhandel sieht.

Zu den sätzen im anfang der Germania, die von der nördlichen erstreckung dieses landes handeln, *cetera oceanus ambit, latos sinus et insularum immensa spatia complectens nuper*

Digitized by Google

cognitis quibusdam gentibus ac regibus, quos bellum aperuit, bemerkt D.: 'unter den grofsen inseln mögen die dänischen und Scatinavia' — wie er ja immer schreibt — 'zu verstehn sein, aber da seit den zeiten des jüngeren Germanicus keine feldzüge nach osten und norden unternommen waren, können mit den letzten worten nur völker und könige unweit der Rhein- und etwa der Donaugrenze gemeint sein'. aber dann wäre ja der ablativ *nuper cognitis* usw. an dieser stelle geradezu unsinnig. dass *nuper* nicht nur von der jüngsten vergangenheit gesagt wird, zeigt doch das *Germaniae nomen recens et nuper additum* zur genüge, wo es sich um eine zeit handelt, die noch weiter zurückligt als die flottenfahrt des jahres 5 n. Chr., auf die sich Tacitus in obiger stelle offenbar bezieht.

Solche verstöfse sind allerdings mehr insofern bedauerlich, als die schrift weitere kreise belehren soll. ihrem wissenschaftlichen wert tun sie wenig abbruch, denn dass sie nicht zu einem rückschritt unserer erkenntnis führen, dafür sorgt die kritik gewis. sie scheinen mir darum reichlich aufgewogen, wenn auf der andern seite würklich brauchbare neue ergebnisse gewonnen sind.

Als ein solches möcht ich, um gleich bei Tacitus zu bleiben, D.s deutung der säulen des Hercules von Germ. 34 bezeichnen. es müssen, wie er mit recht bemerkt, doch immer zwei nahe bei einander liegende erhöhungen sein, um zum vergleich mit den säulen des Hercules anlass zu geben; und diesen anforderungen entspricht nach seiner ansicht Helgoland mit seiner von der südseite aus gesehen säulenartig zu einer steilen höhe von 60 m sich erhebenden roten klippe und der auf der stelle der östlich neben ihr gelegenen düne ursprünglich vorhandenen und aus der litteratur nachweisbaren weifsen. das ist aufserordentlich ansprechend mit rücksicht auf die umstände, unter denen dieser säulen des Hercules gedacht wird. wollte man Müllenhoff selbst zugeben, die blofse theorie könne zur annahme solcher säulen in der Nordsee geführt haben, so ist doch nicht glaublich, dass Drusus eine forschungsreise nach ihnen — wie sie uns Tacitus bezeugt — anders als auf grund von bestimmten nachrichten über solche säulen, die ihm zugekommen waren, gemacht hat. wenn wir uns als deren vermittler einheimische oder mit diesen sehr vertraute römische händler vorstellen, so konnte der bericht auch schon die heiligkeit der örtlichkeit hervorheben und ihre beziehung zu einem germanischen gotte. wird sie uns doch später als besitz eines solchen, des Fosite, bezeugt. um so näher lag es dann für die Römer, an ihren Hercules anzuknüpfen.

Aber auch manche andere verstreute bemerkung oder längere ausführung verdient beachtung. so sei, um nur andeutungen zu geben, auf die auseinandersetzungen über die fortschritte der

Digitized by Google

griechischen entdeckungen nach Pytheas, über Baunonia und Fabaria hingewiesen, sowie auf die zu Philemons nachricht über die bernsteingewinnung, die D. auf das Samland beziehen zu dürfen glaubt. es ist jedenfalls genug, was die schrift der beachtung wert macht. dass es weniger puncte gibt, an denen man dem verfasser ohne weiteres beipflichten kann, als solche, wo seine auffassung ernstliche erwägung verdient, hat seinen grund darin, dass der boden, auf dem wir uns hier bewegen, überhaupt selten ein fester ist.

RUDOLF MUCH.

Der eintritt der Germanen in die geschichte von FELIX STÄHELIN. sa. aus 'Festschrift zum 60. geburtstage von Theodor Plüss' (Basel 1905) s. 46ff. 30 ss. 8°.

Der vf. dieser schrift hatte früher schon über die Protogenesinschrift geschrieben und zu ihr 'eine der allerverfehltesten hypothesen selber aufgestellt', wie er sich in rücksichtsloser selbstkritik, die ihm alle ehre macht, äufsert. die einsicht seines irrtums war für ihn mit ein anlass, sich mit jenem denkmal neuerdings zu beschäftigen. er tritt nunmehr der ansicht bei, dass die nach dessen zeugnis im verein mit den Skiren Olbia bedrohenden Galater für Bastarnen zu nehmen sind, und dass die Bastarnen als Germanen gelten dürfen. doch habe ich nicht den eindruck, dass es ihm gelungen ist, neue ins gewicht fallende argumente vorzubringen.

Ich bin selbst vom germanentum der Bastarnen überzeugt. aber Tomascheks einwenduugen dagegen in den GGA. 1888, 300f lassen sich nicht einfach abtun durch durch die behauptung, es sei 'ganz undenkbar, dass jemals Kelten an die nordseite der Karpaten gelangt sein könnten', oder 'es wäre eine groteske vorstellung, wollte man annehmen, dass ein teil der Kelten den weiten umweg um die Karpaten herum eingeschlagen habe und dann doch wieder seinen stammesgenossen verhältnismäfsig so nahegerückt sei, wie wir die Bastarner nahe bei den Kelten der Balkanhalbinsel finden!' könnte man nicht ebenso sagen: es ist ganz undenkbar, dass die Kimbern in den süden der Pyrenäen gelangt seien? und zeigen nicht germanische und keltische stämme, einmal auf der wanderung, aufserordentliche beweglichkeit und kühnheit in erstrebung ferner ziele? und da den Kelten vor dem eindringen der Quaden Mähren gehörte und in den oberungarischen Karpaten sogar noch in den ersten nachchristlichen jahrhunderten keltische völkerschaften nachweisbar sind, wäre ihnen nicht einmal was besonderes zugemutet, wenn man sie auch ins Dnjestertal einen vorstofs unternehmen liefse. auch die anmerkung: 'was Tomaschek ..... für das angebliche

Digitized by Google

keltentum der Bastarner ins feld führt, wird von Sehmsdorf s. 2 widerlegt' erledigt die sache keineswegs. Sehmsdorf sagt aao.: 'die einwände Tomascheks, der keltische städtenamen als einen beweis für das keltentum der Bastarner beibringen will, werden durch die feststellung widerlegt, dass die Bastarner vor ihrer herübernahme in das römische reich im dritten jahrhundert n. Chr. städte weder gegründet noch bewohnt haben, und dass demzufolge die keltischen stadtnamen an der westküste des Schwarzen meeres den vor ankunft der Bastarner dort sesshaften keltischen Britolagen ihren ursprung verdanken müssen'. alle behauptungen, die hier ausgesprochen sind, dass die Bastarnen keine städte im sinn der ptolemäischen *πόλεις* hatten, dass die Britolagen Kelten und nicht ein teil der Bastarnen, endlich dass sie vor diesen zur stelle waren, bedürfen erst des beweises und sind daher ungeeignet, den ausgangspunct von schlüssen zu bilden.

Allerdings glaubte ich selbst Beitr. 17, 35 ff Tomascheks auffassung, die auf eine anzahl keltischer ortsnamen am Tyras und an der Donaumündung sich stützt, erschüttern zu können. ich habe damals *Καρρόδουνον* von jenen namen als nicht beweiskräftig ausgeschlossen, weil der ort sogar nach der stelle die Ptolemäus ihm zuweist, den Teurisken gehören kann und nichts zwingt, ihn den Bastarnen zuzuteilen. mit dem in der *Γερμανία μεγάλη* unterhalb des *Ἀσκιβούργιον ὄρος* angesetzten *Καρρόδουνον* ist das sarmatische wol in wahrheit identisch. wenn es aber einmal nach Germanien und ein andermal nach Sarmatien verlegt werden konnte, so wird es am ehesten in den grenzgebieten zwischen beiden ländern zu suchen sein, was auf die sitze der oberungarischen Kelten ebenfalls besser passt als auf eine gegend am Tyras. sonst kehrt derselbe name noch einmal in Vindelicia und einmal in Pannonia superior wider. *Carrodunum* scheint danach ein sehr gangbares wort als erstes kompositionsglied zu enthalten, und es ist deshalb kaum geraten, dabei mit d'Arbois de Jubainville (s. Holder Altkelt. sprachsch. I 810) an 'die burg des mannes oder gottes *Carros*' zu denken, denn als götterbeiname und als cognomen ist *Carrus* nur je einmal belegt. auch die deutung 'wagenburg' passt nicht für einen festen ort. eher empfiehlt es sich, an ir. *carric* 'fels, stein', acymr. *carrec* anzuknüpfen, neben dem auch der, wie es scheint ligurische — s. Müllenhoff DA. III 192 — städtename *Carrara Cararia* samt dem zugehörigen spätlateinischen appellativ *cararia*, *carraria* auf eine einfachere wortform ohne den gutturalen ausgang schliefsen lässt. beim *Mars Carrus* könnte stein- oder felsverehrung vorliegen, und selbst der name *Carro-talus Carro-tala*, im zweiten teil zu cymr. corn. bret. *tal* 'stirn' gehörig, liefse sich aus einem solchen *carro-* und aus dem wunsche erklären, seines trägers stirne gegen schwere verletzungen zu feien. ist

Digitized by Google

diese deutung von *Carro-dunum* richtig, so werden wir den ort auch eher im gebirge als in den niederungen des Dnjesters suchen müssen, und das weist wiederum auf die Karpatenkelten hin.

Drei andere namen: *Οὐιβαντανάριον, Ἀλιόβριξ* und *Νουιόδουνον* gruppieren sich um die Donaumündung; aber von dem erstgenannten wird man vielleicht besser absehen. wenn er schon in *Οὐιβαντονάριον* herzustellen ist, lässt sich auf keltischer seite allerdings das elsässische *Argentovaria* vergleichen, doch bietet auch das germanische — man denke an die volksnamen auf *-varii* und unser *Wehr* in seinen verschiedenen bedeutungen — mannigfache erklärungsmöglichkeiten. übrigens sind *Ἀλιόβριξ* und *Νουιόδουνον* so sicher keltisch, dass daneben ein dritter keltischer name uns nichts neues lehren würde. auch vom namen der *Βριτολάγαι,* denen Tomaschek schon *Ἀλιόβριξ* zugewiesen hat, werden wir hier absehen, da er zwar nach einem keltischen aussieht, aber doch wie die meisten völkerschaftsnamen eine sichere deutung nicht zulässt.

Es genügt, dass zwei ortsnamen mit unumstöfslicher sicherheit das vorhandensein eines keltischen elementes an der Donaumündung beweisen. mit diesem ist zu rechnen, und es fragt sich, ob es, wie Tomaschek will, mit den Bastarnen in verbindung zu bringen ist oder nicht. wenn wir es dabei mit dem ausläufer eines wanderzuges zu tun hätten, der nördlich um die Karpaten herumführt, also auf dem wege den die Bastarnen genommen haben und zum teil besetzt hielten, so läge es sehr nahe, dabei würklich an die Bastarnen zu denken. dagegen fällt Tomascheks bedenken gegen das germanentum der Bastarnen, wenn sich zeigen liefse, dass jene keltischen siedlungen an der Donaumündung von den Balkankelten ausgehn.

In dieser verlegenheit kommt uns glaub ich der name *Ἀλιόβριξ* zu hilfe. in einer völlig ebenen gegend wird man ihn nicht mit ir. *bri,* acc. *brigh,* cymr. *bre* 'mons, collis' zusammenbringen wollen, und eine bedeutungsentwicklung wie sie beim urverwanten germ. *burg* vorligt, kennt das keltische nicht. anderseits fällt die ähnlichkeit von *Ἀλιόβριξ* mit dem namen der *Allobroges* sofort auf, und mehr noch wenn man in betracht zieht, dass Polybius, Strabo, Ptolemäus, Dio *Ἀλλόβριγες* schreiben, das somit die traditionelle griechische form dieses volksnamens ist. nach diesem seitenstück wird man auch für *Ἀλιόβριξ* *Aliobrox, Aliobrogs* herstellen dürfen. es handelt sich dabei wesentlich um dasselbe wort wie der volksname. was *alio-* einerseits *allo-* anderseits betrifft, sei auf cymr. *aill,* bret. *eil,* ir. *aile* aus *alios* neben cymr. bret. *all* aus *allos* verwiesen. *Aliobrogs* und *Allobrogs* verhalten sich genau so zueinander wie as. *elithioda,* ags. *elþeód* zu cymr. *alltud.* die bedeutung von *Aliobrogs* ist dann durch die von *Allobrogs,* das bekanntlich buchstäblich mit cymr. *allfro* 'another

Digitized by Google

country' sich deckt, gegeben. und so wie die *Allobroges* im süden des Rhone als die in fremdem land wohnenden benannt sind vom standpunct der Keltenstämme in einer älteren nördlich vom fluss gelegenen heimat, wie ferner das *Elsass*, *Alisatia* die germanische besiedlung der rechten Rheinseite zur voraussetzung hat, so ist auch jenes Ἀλιόβριξ auf dem nordufer der unteren Donau durch seinen namen als ein von dem ebenfalls und vorher schon keltischen südufer aus vorgeschobener posten verständlich. für einen vom norden, um die Karpaten herum kommenden strom von ansiedlern wäre die niederlassung südlich, nicht nördlich der Donau *Aliobrogs* 'Elsass' gewesen.

In der annahme, dass den beweiskräftigen zeugnissen für das germanentum der Bastarnen nichts stichhaltiges entgegensteht, bin ich übrigens mit St. einer meinung.

Nicht so in der frage, ob die Galater der Protogenesinschrift die Bastarnen sind oder nicht. und in dieser setzt er sich glaub ich über zwei schwierigkeiten allzu leicht hinweg. in einer zeit, in der man Germanen und Kelten noch nicht unterscheiden gelernt hatte, konnten natürlich auch den Olbiopoliten germanische Bastarnen als Galater gelten. aber durfte von einem bündnis der Galater und Skiren gesprochen werden, wenn die Skiren derselben nationalität angehörten? hier fordert ein sondername den anderen. aufserdem aber wären die Olbiopoliten schon deshalb genötigt gewesen, die Bastarnen mit einem sondernamen zu bezeichnen, weil unmittelbar neben diesen jene Kelten an der Donaumündung safsen, die auch schon vorher dagewesen sein müssen und den Olbiopoliten schon wegen ihrer stellung in so wichtiger verkehrslage und in nicht allzugrofser entfernung unmöglich entgangen sein können. man wende nicht ein, dass jene Kelten zu unbedeutend seien, als dass man ihnen die unternehmung gegen Olbia, von der die inschrift berichtet, zutrauen könnte, denn über ihre bedeutung in der in betracht kommenden zeit wissen wir nichts, können aber allerdings annehmen, dass sie durch den vorstofs der Bastarnen eher verloren als gewonnen haben, also vorher wol mächtiger waren. auch ist es sehr gut möglich, dass die gefährlichkeit der 'Galater' für die stadt blofs in ihrer verstärkung durch Skiren bestand. St. meint auch, es sei 'undenkbar, dass die Bastarner den Skiren sollten den durchpass gestattet haben, ohne sich selber anzuschliefsen'. warum nicht, gegen die zusage eines beuteanteils auf dem rückweg? kommt denn — auch ohne solche bedingungen — derartiges nicht vor? stofsen nicht zb. zu den Langobarden auf dem weg nach Italien Sachsen, die von weither und durch fremde völker hindurchwanderten. oder wandern alle germanischen völker aus, deren gebiet die Kimbern oder die bei Ariovist auftauchenden Harudes oder die Ampsivarii nach Tacitus Ann. XIII 56 durchziehen? aufserdem wird man, wenn man die Galater der Protogenes-

Digitized by Google

inschrift auf die Kelten an der Donaumündung bezieht, gleichzeitig mit den Bastarnen in dieser gegend überhaupt noch nicht rechnen dürfen; eher damit, dass ein zug von Skiren ans Schwarze meer den bastarnischen vorstofs zur folge hatte die Skiren mit den Bastarnen in eine so nahe verbindung zu bringen, wie ich seinerzeit getan habe, ligt allerdings kein zwingender grund vor. die heimkehr einer beutebeladenen kriegerschar oder die kunde von ihren erfolgen kann sehr gut ein nachbarvolk zu einem ähnlichen unternehmen in gröfserem stil angeregt haben. als möglichkeit kommt es aber doch auch in betracht, dass in den Bastarnen, die man sich gewöhnlich als abzweigung von den Ostgermanen vorstellt, neben andern skirische elemente stecken. der weite weg den die Skiren zurücklegen musten, um zu den Galatern zu gelangen und der stadt Olbia gefährlich zu werden, hat in den leistungen wandernder Germanenstämme seitenstücke genug. man denke, um recht naheliegende beispiele anzuführen, an die wanderung der Goten und der Heruler an den Pontus und die Mäotis.

Abgesehen von den streitfragen die eben besprochen wurden, enthält St.s schrift einen trefflichen überblick über die bastarnische geschichte, für die auch neuere arbeiten verwertet sind.

Für die identität der Σίδωνες des Ptolemäus mit den Σιδόνες die Strabo 7 p. 306 als bastarnischen stamm nennt, ist der ausschliefsliche hinweis auf Bremer 791. 823 nicht am platze, da sie dieser blofs im anschluss an meine ausführungen Beitr. 17, 38 annimmt.

RUDOLF MUCH.

Runerne paa en sølvring fra Senjen udgivne af SOPHUS BUGGE og MAGNUS OLSEN. med antikvariske meddelelser om fundet af ONICOLAISSEN. [Norges indskrifter med de yngre runer. udgivne for Det norske histor. kildeskriftfond. h. 2.] Kristiania 1906. 20 ss. 4°. — 1 kr.

Valby-amulettens runeindskrift. af MAGNUS OLSEN. [Christiania vidensk.-selsk. forhandl. for 1907 nr 6.] Christiana, Dybwad 1907. 19 ss. 8°. — 0,50 kr.

Trylleruneme paa et vævspjeld fra Lund i Skaane. af MAGNUS OLSEN. [Christiania vid.-selsk. forhandl. for 1908. nr 7.] Christiania, Dybwad 1908. 26 ss. 8°. — 0,50 kr.

1. Auf der insel Senje (unweit Tromsø) wurde 1905 ein silberfund aufgedeckt, darunter ein mit jüngeren runen beschriebener ring. wir erhalten eine photographische widergabe der inschrift, deren beschaffenheit MOlsen genau erläutert. danach haben wir ohne zweifel einen fornyrđislaghelming vor uns. die herausgeber stellen ihn folgendermafsen her: *Fórum drengja / Fríslands á vit // ok vígs fǫtum / viđr skiptum.* *vígs fǫt* 'kampfgewänder', *skipta vígs fǫtum* = 'kämpfen'. der letzte ausdruck ist nicht ganz klar, aber er hat nahe parallelen: *skiptumk hlífar skelfiknífum* Egilss str. 52, *þars vinir várir vápnum skipta* Valk. 4. diese

Digitized by Google

wendungen, die selbst wol in *skipta hǫggum* ihre voraussetzung haben, konnten wol anlass geben zu einem gleichbedeutenden *skipta vigs fǫtum*, das schliefslich kaum unanschaulicher ist als jene. doch wahrscheinlicher ist mir eine andere deutung. der unmittelbare wortsinn ist ja 'wir wechselten die rüstungen', dh. wir liefsen unsere rüstungen in Friesland und nahmen andere dafür mit. dass in der tat dieser gedanke hier ausgedrückt ist, darauf weist eine bekannte culturhistorische tatsache: der Niederrhein war ein altes centrum der waffenindustrie, und die Skandinavier haben von dort nachweislich schwerter und brünnen bezogen; Karl d. Kahle verbot bei todesstrafe, den wikingen harnische oder waffen zu überlassen (ABugge, Vesterl. 211), und schon Beowulf schwamm mit 30 *hildegeatwa* vom friesischen strand. auch unser kvidling wird am ehesten auf einen beutezug anspielen, sodass in der tat *skipta v. f.* einen kriegerischen sinn hat[1]. den ring selbst hält Nicolaissen für nordische arbeit; aber vielleicht darf man fragen, ob nicht auch er fränkische beute sein kann. das würde gut dazu passen, dass hier offenbar ein teilnehmer an der fahrt seine genugtuung über ihren guten verlauf ausgedrückt hat.

Aber ich glaube nicht mit Bugge und Olsen, dass er mit einem deutlichen 'wir' anfängt. es steht nicht *fórum* da, sondern *fóru*, und in der tat erwartet man die 3 person, trotz *skiftum* am ende. denn vor *skiftum* liest man deutlich ein den übergang in die 1 person markierendes *uir* = *vér*. (dass *uir* für *viđr* stehe, ist doch nur ein notbehelf.) bleiben wir bei *fóru*, so erregt allerdings das folgende *drengja* anstofs; es muss *drengjar* gemeint sein. diese annahme scheint aber unbedenklich, denn der runenritzer hat zum schluss auch das metrisch geforderte *of* ausgelassen, der nom. *drengjar* war überdies ihm nicht geläufig (er wäre auch uns auffallend, spräche nicht auch mehreres andere gewichtig dafür, dass hier die handschrift eines schwedischen kameraden copiert ist, vgl. s. 19), anderseits ist erzählendes verbum + subject eine ganz gewöhnliche füllung des den helming eröffnenden vísuorđ (*báru brúdir, gengu iarlar, óku œrir, þǫgđu allir, hittusk æsir, stukku átta*, adän. *sattu drengjar*, usw.), während die von den herausgebern angenommene gliederung, die die cäsur verwischt, abnorm wäre; und ebenso stellt *Frislands á vit* eine fast selbstverständliche einheit dar, vgl. *lands sins á vit* (Akv.), *Rógheims á vit* (HHi.). '*drengjar Frislands*' wäre eine sehr unwahrscheinliche umschreibung. man erwartet mindestens *Frisa drengjar*, aber auch das wäre bedenklich, weil *drengr* als lobendes heiti, soweit ich sehe, immer von der eigenen

[1] correctur-note: die sache wird vollends klar durch ein auf schwed. steinen vorkommendes *skifta gulli, sk. gialdi* (Brage-Bugge, Runverser 173. 178 351). es ligt aber wol nicht die vorstellung des eintauschens zu grunde, sondern des verteilens, nämlich der beute.

Digitized by Google

partei gebraucht wird (man denke zb. an den Hedebystein: *þá drengjar sátu um Hédabý*). demnach scheint mir folgende fassung des helmings gesichert:

Fóru drengjar Frislands á vit,
ok vígs fǫlum vér of skiftum.

an jenen typischen helmingeingang angelehnt, nimmt der dichter die miene des objectiven erzählers an, um plötzlich mit überraschender pointe — stolz betontes 'wir' — sich und seine gefährten in den vordergrund zu rücken.

Die versnatur der inschrift ist über jeden zweifel erhaben. hier häufen sich die kriterien, die bei so manchem 'runenvers' hartnäckig ausbleiben. um nur eins hervorzuheben: durch die eddische poesie ziehen sich gewisse helmingtypen, charakterisiert durch eine bestimmte folge von versrhythmen, oft auch syntaktische gleichartigkeit, phraseologische anklänge. so erkennt man unschwer eine und dieselbe melodie (ABDA) in folgenden vier halbstrophen der Hymiskvida: 1. *fórut lengi / áðr líta nam // aptr Ódins sonr / einu sinni.* 2. *fórut lengi / áðr liggia nam // hafr Hlórriða / halfdaudr fyrir.* 3. *stukku átta / en einn af þeim // hverr hardsleginn / heill af þolli.* 4. *egndi á ǫngul / sá er ǫldum bergr // orms einbani / uxa hǫfdi.* zum gleichen typus darf man aber auch rechnen 5. *hrynia um herðar / þeims hamalt fylkia // grams verdungu / gullnar bryniur* (Innst.) und 6. *áðr en hitti / sá er hamalt fylkti // veðrsmiðr Viðurs / valska iarla* (Gísl). auf andere fälle dieser art habe ich in meinen Beitr. z. Eddaforschung (zb. s. 97. 119) aufmerksam gemacht. dass hier zusammenhänge vorliegen, ist unleugbar; wo nicht directe, da indirecte. nichts ist ja natürlicher, als dass den dichtenden die melodie ihrer vorbilder im ohre lag. wem es heute gelänge, stilgerechte eddische strophen zu bauen, der würde ebenfalls unbewust solche rhythmischen typen reproducieren. so schliefst sich auch unser *Fóru drengjar* wenigstens an eine Eddastelle eng an: *gengu iarlar / alsnotrir fram // ok (þeirs) hardz hugar / hána lǫttu* (Gudr. I). beide helminge zeigen die versfolge AECA, beide sind von verben eingerahmt, syntaktisch wesentlich parallel und eingeleitet durch sehr ähnliche kurzverse. es ist gewis keine zu kühne behauptung, dass sie — wenn auch vielleicht durch viele mittelglieder — auf ein gemeinsames vorbild zurückgehn müssen.

2. Olsen hat die deutung der 10 runenzeichen auf dem kleinen stein von Valby insofern gefördert, als er für die doppelform des ᚦ, an der Bugge anstofs genommen hatte, gute parallelen anführt und die selbständigkeit der schliefsenden ᛦ überzeugend begründet. seine anknüpfung an jüngere hexenformeln ist ansprechend, doch kann man sich nicht ohne weiteres überzeugen, dass wirklich die auf zwei zeilen verteilten runen das wort *ǫfund* darstellen. wegen *við* im sinne des gegenmittels

hätte auch auf Hávamál 137 verwiesen werden können. solche medicinischen gnomen wie die dort aufgezählten haben vielleicht dem verfasser der ae. Cottonsprüche (50 ff) vorgeschwebt. die bemerkung s. 10 über got. *nauþi- naudi-* erledigt sich dadurch, dass augenscheinlich die endbetonung in *naudiþaurfts* und *naudibandi* durch den wesentlich verstärkenden charakter des ersten compositionsgliedes bedingt ist wie in nhd. *kleinwinzig, freundnáchbarlich, nagelneú*, isl. *spānýr* u. dgl. (vgl. Kock Schwed. acc. § 490. DLZ. 1901, 2400).

3. Im sommer 1906 fand man in einem mittelalterlichen grabe zu Lund eine kleine quadratische beinplatte mit einer im viereck herumlaufenden inschrift in jüngeren runen. es handelt sich wahrscheinlich um ein webebrettchen. eine deutung der runen veröffentlichte zuerst EOlson. man mus MOlsen recht geben, wenn er diese deutung in einigen puncten unbefriedigend findet, und ihm einräumen, dass die seinige einen fortschritt bedeutet. erst er bestimmt den anfang der inschrift richtig, und erst er erkennt den magischen charakter der ganzen einen runenreihe. so erhalten wir einen unzweifelhaft besseren sinn. für abschliefsend kann ich aber auch diese lesung nicht halten. O. ist m. e. im irrtum mit seiner beurteilung der eigentümlichen binderune m͡n, die in der vorletzten reihe — die letzte bilden die zauberrunen — begegnet. die anwendung dieser binderune hat gewis nichts mit zahlenverhältnissen zu schaffen. sie ist einfach durch raummangel veranlasst. die runen des letzten wortes sind so eng an einander geschoben wie nur möglich. die R-rune ist zu auffallender schmächtigkeit zusammengeschrumpft und schräg in den winkel der ᛘ-rune hineingedrückt. dass der platz nicht ausreichte, merkte die schreiberin erst beim vorletzten worte *mēn* (so dürfen wir mit O. ergänzen). daher die verkürzte schreibung, und daher auch, wie ich vermute, das fehlen des letzten buchstabens a. *grāta* (für *grāt*) scheint eine entschiedene verbesserung. die lesung *(h)afa*[1] in der zweiten reihe würde eine recht auffallende syntax bedeuten, und das compositum '*mēngrāt*' bleibt stark hypothetisch. ebenso bedenklich ist Olsons *ā fā mīnn grāt* (obgleich Olsens einwand gegen die wortstellung s. 8 nicht ganz berechtigt ist). dagegen zeigt der satz *Sigvarar-Ingimarr afa man mēn grāta* völlig correcten bau. er zerfällt in zwei kola, deren zweites rhythmisch und zt. syntaktisch auf einer linie steht mit sprichwörtern wie *heima skal hest feita, heiptum skal mána kvedia, skǫmm man ró reidi*, ae. *cyning sceal rīce healdan*. die einschiebung des unbetonten hilfsverbs nach dem ersten wort des sprechtactes, auch wenn dieses dadurch von seinem zubehör getrennt wird, ist in archaischer diction reichlich zu belegen (*bana mant mér brœdra bœta aldrigi*

[1] das erste *a* ist auf der photographie nicht als solches zu erkennen; man würde *i* lesen.

Digitized by Google

Am.; *sá man Óðins sonr einnættr vega* Vegt.; *bǫls man allz batna* Vsp.; *þeir munu þér baugar at bana verða* Guðr I; *maga hefir þinna mist* Am.; *hiarta skal mér Hǫgna í hendi liggia* Akv.; *þau munu minni*... Álum. I; ae. *þrymmas syndan Christes miccle*) und entspricht einem uralten typus (JWackernagel ldg. forsch. I, 333 ff). in welchem verhältnis der *afe*, dessen *mēn* Ingimar zu beklagen haben wird, zu diesem stand, ist freilich nicht zu ersehen. vielleicht dürfen wir *arfa* lesen. ob ein erotischer sinn vorligt, bleibt zweifelhaft. doch darf man die inschrift mit O. einer weiblichen hand zutrauen. dafür lässt sich auch die þuríðr anführen, die den manxischen stein nr 26 geritzt hat (Bugge Aarb. 1899, 238 wollte allerdings einen þórðr aus ihr machen).

Breslau. G. Neckel.

Winiliod von W. Uhl. [Teutonia, arbeiten zur germ. phil. hrsg. v. W. Uhl, 5 heft] Leipzig, Avenarius 1908, VIII 427 ss. 8°. — 12 m.

Bei diesem buch ist es berechtigt und angezeigt, die besprechung von hinten zu beginnen. 'ehe und bevor jedoch die ökonomie zerstört würde, will ich mich lieber mit den worten Oskar Schrades bescheiden: *Ceteram adnotationum copiam in scriniis propter spatii exiguitatem* [in unserem falle ca 27 bogen] *reservandam esse doleo*'. dies steht auf der letzten textseite (s. 424), es ist eine ironie, die der verf. leider ernst meint. denn die ökonomie dieses buches war würklich nicht zu zerstören! man sehe sich nur die strafbare raumverschwendung der tabelle s. 23 f an. aber was sollen beispiele! von der angenehmen tautologie s. 297 anm. ('Steinmeyer soll an einem ahd. Wb.e [so!] arbeiten; dh. mit der herstellung eines solchen beschäftigt sein') bis zu der sinnlosen häufung von titeln irgendwoher aufgeraffter arbeitslieder oder liederbücher; von kritiklos hingeschriebenen einfällen wie s. 168 'das rosenfarbene blut Christi' ('ob hier eine geheimnisvolle beziehung zu dem dichternamen Rosenplüt vorligt') [!] bis zu haltlosen behauptungen über die 'urphonetik' (s. 115. 126 f) — überall dieselbe wissenschaftliche gedankenflucht, überall dieselbe unfähigkeit, wichtiges und unwichtiges, zum thema gehöriges oder fernst abliegendes zu scheiden.

Dem entspricht der stil mit seinen gehäuften geschmacklosigkeiten: *wini* 'gewissermafsen ein kleiner aktionär!' (s. 15; am rand widerholt: 'der aktionär'); die mittelalterliche geselligkeit ein vorläufer unserer 'vereinsmeierei' (s. 21). man lese die einfach unglaubliche witzelei zum spottlied (s. 139) oder die behauptung (s. 125), ein litterarisches phänomen erkläre sich aus dem umstand, dass so viele blaustrümpfe in jener epoche mit der feder beschäftigt waren, worauf drei männliche autoren genannt werden und die Birch-Pfeiffer mit dem zusatz: 'beide stücke nach fremdem vorbild' . . . übrigens beklagt sich Uhl

Digitized by Google

(s. 17 anm.) über Steubs stil und erklärt (s. 147 anm.) Uhlenbecks stil für nicht einwandsfrei.

Indes — das buch könnte so schändlich schlecht geschrieben sein wie es ist, und könnte so wunderbar den ausdruck 'homosexualität' auf die klöster anwenden wie es (s. 68) tut — das wissenschaftliche ergebnis könnte dennoch die lectüre lohnen. leider ist auch das nicht der fall.

Mit einer gründlichkeit, die zwar notiert, wenn Oskar Schade seinen vornamen mit *c* schreibt (s. 4), oder (s. 426) nachträgt, dass hr prof. Thurau gegenwärtig in Greifswald weilt, die aber bei der interpretation sofort ein ende hat, führt Uhl aus: 1. *winiliod* habe zum ersten bestandteil die verbalwurzel (s. 108 f) 'gewinnen'; 2. *mittere* heifse in dem berühmten capitular 'aufführen' (s. 89; denn *ibi mittere* habe doch keinen sinn — wer aber zwingt, das *ibi* weiter als zu *scribere* zu ziehen?); 3. *propter* bedeute 'auf dass' (s. 165). für diese drei behauptungen muss (s. 31 f) über die capitularien, über Karl d. Gr. als sociologen, über aderlass (s. 165 f) und badenfahrt, über Felix Dahns stil (s. 55) und die onomatopöetischen urwurzeln (s. 123), über zuzählreime (s. 276) und terminologieen (s. 130 f) — und de omni re scibili gehandelt werden! die ganze beweisführung aber hängt eigentlich nur an dem faden, dass *wine* immer eine dienende stellung (s. 8; vgl. s. 123) bezeichne, was aus den angeführten fällen absolut nicht hervorgeht: es handelt sich nur um die untergeordnete stellung der frau überhaupt.

Ist der vf. dieses unsere wissenschaft compromittierenden buches würklich berechtigt, von Jostes 'ergötzlichen purzelbäumen' (s. 424 anm.) zu sprechen? auch ich halte Jostes deutung (Zs. 49, 306) für völlig verfehlt, schon weil ich an so alte 'misverständnisse' nicht glaube; das masculinum *winileodes* scheint auch mir als anlehnung an *ludus* oder dgl. verständlich. ich möchte meinerseits den letzten satz als ein beispiel fassen: 'sie dürfen keine liebeslieder schreiben oder fortschicken, oder (lieder) in denen sie schildern, wie ihnen das blut entweicht und sie blass werden' (vgl. die von Wilmanns Leben und dichten Walthers s. 382 u. zusammengestellten verse En. v. 9836. 10503; Veld. 67,23 *daz dicke werdent schœniu wîp von solhem leide missevar*). doch wie man auch das capitular analysiere oder übersetze, wie man auch die etymologie von *winiliod* auffasse — von Uhls 'marmornem torso' (aao.) wird niemand der sich mit der geplagtesten aller belegstellen befasst, irgend welchen gewinn haben können!

Berlin, 15. 10. 08. RICHARD M. MEYER.

Die Schlettstadter Vergilglossen und ihre verwanten von JOSEPH FASBENDER. Strafsburger diss., gedruckt ebenda bei C. u. J. Goeller 1907. 119 ss. 8°.

Diese von prof. Henning in anregung gebrachte arbeit enthält eigentlich die beiden ersten capitel einer gröfseren abhand-

Digitized by Google

lung über die Schlettstadter hs. 1179, speciell über alle ihre ahd. glossen; cap. I (20 ss.) behandelt die hs. überhaupt, nämlich ursprung und geschichte derselben, cap. II (99 ss.) die Schlettstadter Vergilglossen insbesondere.

Im cap. I (s. 10ff) stellt der vf. fest, dass die hs. aus dem 12 jh. stammt, dass sie und vor allem ihre glossen nicht vor 1118, auch nicht lange nach 1124, jedenfalls vor 1130 geschrieben sind. es ist eine originalhs., keine abschrift, aber freilich eine sammlung verschiedener, von gleichzeitigen händen geschriebener, bezw. aus älteren hss. abgeschriebener teile. verschiedene anzeichen, namentlich vier auf Südschwaben hinweisende notizen, gegen die das zeugnis einer weiteren notiz über Mangold von Lautenbach nicht aufkommen kann, ferner ein bedeutsames interesse an Alemannien überhaupt, geben der ehedem (1845) von Bethmann geäufserten meinung eine neue, feste stütze, dass nämlich die heimat der hs. mit grofser wahrscheinlichkeit in einem südschwäbischen kloster (Reichenau, Zwifalten) und nicht nach Wackernagels (Zs. 5, 318ff) traditionell gewordener ansicht im Elsass zu suchen sei. von Schwaben ist die hs. dann wol aus einer südschwäbischen in die Strafsburger Johanniterbibliothek, von da 1746 (spätestens 1781) nach Schlettstadt in die ehemalige bibliothek des humanisten Beatus Rhenanus gekommen (s. 5—9).

Cap. II bringt zuerst unter A. eine berichtigung der beiden nach Steinmeyers vorbild eingebürgerten bezeichnungen 'VI' und 'IV Schlettstadter vocabular': vf. will nur vom 'Schl. Vergilvocabular' und den 'Schl. interlinear- und contextglossen' sprechen. ein vocabular ist ja in der hs. nur jenes erste, und auch dies war ursprünglich — nach Steinmeyers (Zs. 15, 2) jetzt vom vf. zur gewisheit erhobener annahme (s. 31) — die tatsächliche glossierung einer Vergilhs.; die glossen wurden aber von einem schreiber ausgeschrieben und vocabelartig hinter einander gesetzt, um schliefslich von einem zweiten schreiber alphabetisch (nach dem ersten buchstaben des ganzen ausdrucks) geordnet zu werden. die glossierung erfolgte nur dem sinne nach, oftmals mit rücksicht auf den commentar des Servius, jedoch auf eine im allgemeinen zutreffende weise, was Wackernagel verneint hatte; allerdings wird dabei, ebenso wie in den Teg. gll., das adj. nach dem genus nicht des lat., sondern des zu ergänzenden ahd. wortes construiert (s. 36ff, wo über solche und andere ungenaue oder schwierige gll. mit steter rücksichtnahme auf Steinmeyers vorarbeiten gehandelt ist).

Unter B. (s. 45ff) tritt vf. an das eigentliche problem heran, nämlich alter und beimat der originalglossen, also der ersten und ältesten vorlage der betreffenden partieen unserer hs., festzustellen; das war natürlich nur durch kritische analyse des lautstandes der überlieferten gll. zu erreichen, da der ur-

Digitized by Google

sprüngliche lautbestand jener vorlage aus den verschiedenen, erst näher abzugrenzenden einflüssen späterer abschreiber, bezw. der verfertiger der glossare, geradezu herausgeschält werden muste. eine geschlossene, rein statistisch-grammatische lautlehre, die übrigens schon mehrmals bearbeitet ist, war diesmal nicht zu bieten, sondern eine detaillierte vergleichung des lautstandes mit dem der übrigen, anerkannt ältesten denkmäler (um 800 herum), wie sie auf s. 48f samt datierung verzeichnet sind: Voc. SG., SGall. urk., Weiss. und Murb. urk., Rb, H (Murb. hymnen), B, Pa, Ra, K usw. handelt es sich doch diesmal um definitive alters- und dialectbestimmung der vorlage, in welcher frage recht abweichende ansichten bestehn, besonders auch die einer elsässischen heimat (Weinhold, Kögel) oder wenigstens einer elsässischen schlussredaction (Steinmeyer, z. t. Martin), während Socin den lautstand für s t r e n g a l e m a n n i s c h hielt, eine these deren bestätigung eben die vorliegende arbeit liefert.

Hier (vgl. 'Ergebnis' s. 115f) wird die abfassungszeit der urschrift r u n d u m 8 0 0 statuiert, uzw. nach dem stande des umlauts, den fünf resten des alten volltonigen *ō*, dem verhältnis von *ai* : *ei* = 3 : 42, dem stande des *eo* (s. 72), ferner den 4 *-o* im n. a. pl. der *ō*-st. dort, wo der lautliche habitus entschieden gegen das 9 jh. spricht, wird jüngerer einfluss späterer schreiber, hier wie auch sonst mit lobenswerter vorsicht, angenommen: beim umlaut von *ū*, beim d. pl. *din* st. *dēm* (s. 68; vf. sieht darin mit recht junge zusammenziehung aus diphthongiertem *deam*, *diem*, älterem *dēm* mit geschlossenem *ē*), vor allem aber bei der starken abschwächung der auslautenden, dann der mittelsilben- und suffixvocale (s. 116). — inbezug auf den dialect war nach F. die vorlage zwar oberdeutsch (wegen der umlautshemmung vor liqu. + cons., der sw. langsilbigen präterita ohne *i*, des n. a. der diminutiva *-ī* usw.), aber nicht bairisch (wegen *gan*, *gat*, fehlen von inl. *p* = germ. *b* und von *oa*, wegen der wenigen *ō* und des häufigen umlauts vor *i* in 3 silbe und vor *r* + cons.); sie war aber auch nicht oberelsässisch (d. h. murbachisch, nach Socins terminologie niederalemannisch) wegen mangels von *ai* (nur 3 mal), *th* und *gh*, dann wegen des consonantismus und seiner häufigen oder regelmäfsigen verschiebungen (anl. *k* zu *ch* usw.). das fehlen von *ua* (dafür *uo*) und eventuell das häufige ausl. *g* könnten freilich für Murbach sprechen, allein vf. hält die 8 *uo* der Murb. urk. wegen ihrer geringen zahl für nicht allzu beweiskräftig, sodass er ohne bedenken unsere glossen dem s t r e n g a l e m a n n i s c h e n dialect u. zw. einem südschwäbischen kloster (also genau so wie die uns erhaltene niederschrift und die ganze hs. 1179) zuweist. ganz markante kriterien sind da die scheidung zwischen st. und sw. verba im conj. prät. (*-e* neben 3 *-i*, 1 *-e* = urspr. *-ī*), *-o* im n. a. pl. der *ō*-st., die 1. 3 pl. ind. prät. *-on* bei allen sw. verba, *-iu* im pl. der diminutiva *-ili*, die

Digitized by Google

verschiebung von anl. *p* zu *f* und von *pp* zu *ff*. dagegen kann nach F. das vereinzelte *scefmenigi* (s. 55) statt des regelrecht hochalem. *managī* nicht ins gewicht fallen, und so ist in der urschrift ebenso wie bei den jüngeren ab- und zuschriften nichts unalemannisches, speciell auch nichts fränkisches zu constatieren.

Mit diesem resultat erklärt sich ref. einverstanden und gibt seiner freude ausdruck, dass hier auf streng methodischem wege wider eine streitfrage aus der welt geschafft ist; freilich, ein kleiner rest ungelöster fragen bleibt bei F. noch, zb. gleich jenes *menigi*, das durch individuelle beeinflussung eines der schreiber von seiten eines nachbardialects erklärt werden muss. die sonst typische sprache der Vergilglossen weist übrigens einige auffallende ausweichungen auf, so das durchgehende *ou* st. *au* (s. 70) und in analoger weise *eo* st. *ea*; wenigstens erkläre ich mir so das sonderbare *eo* (st. *ea, ie*) im prät. der redupl. verba der sog. I cl. bei Braune, zb. in *ceosun* (zu *zeisan*) oder *anakikeong* (zu *gangan*), das nach s. 63 auch sonst in den Schlettst. glossen vorkommt und eine eigentümlichkeit eben eines teiles derselben zu sein scheint. vf. selbst erläutert das *eo* als formübertragung aus dem prät. der sogen. II redupl. classe (zb. *steoz* zu *stōzan*) in das prät. jener I classe und fügt unter hinweis auf das ags. hinzu, er könne es im ahd. 'nicht mehr' nachweisen, d. h. er hält es wol für urwgm. und somit vorahd.? hier kann ich dem vf. nicht folgen. denn auch das würklich genau entsprechende ae. *swéop* (st. **swép* zu *swápan*, wol nach *séow* : *sáwan*; ae. *ʒeonʒ* uä. hat fern zu bleiben) kann am besten durch analogische entwicklung begriffen werden; eine solche (*eo* st. *ea, ia* in der I cl.) setzte aber im ahd. notwendig einen berührungspunct beider redupl. classen, also ein lautliches ausweichen des *eo* in der II cl. in *ea, ia* voraus, wie sich dieses zwar bei Otfrid (stets *stiaz*) und überhaupt im Weifsenburger dialect des 9 jh.s, sehr selten in den Murb. und SGall. urk., jedoch keineswegs in unseren glossen findet (s. 72 und bei Braune § 48, 2). es ist daher m. e. die oben erwähnte directe wandlung von präteritalem *ea* zu *eo* (*ceosun* st. *ceasun*) und ein erst dadurch bewürkter engerer anschluss an die II classe (*steozun*) anzunehmen.

Diese erörterungen sollen natürlich nicht das lob schmälern, welches die vom vf. in rein grammatischer hinsicht geleistete arbeit vollauf verdient: vollständigkeit der erscheinungsformen, gewissenhaftigkeit und verlässlichkeit in den einzelheiten (nur versehen ist s. 53 *sviztin*, ebenda Braune § 36, 2 st. 26, 2 uä.) seien rückhaltlos anerkannt. hervorgehoben sei auch mehrfache richtigstellung oder kritik der resultate anderer (so s. 72 a. 1 u. 2, s. 108; s. 47 a. 1). lediglich éin störender schatten scheint mir auf der sonst so lichtvollen arbeit zu lagern, nämlich nach der

Digitized by Google

richtung einer tieferen phonetischen auffassung und einer dementsprechend richtigeren terminologie[1].

Auch abgesehen von dem terminus 'gutturale' ist in phonetischer hinsicht folgendes zu beanstanden: (s. 103) *h* 'vergröbert' zu *ch* : *cichebitez* (m. e. überhaupt nur verschrieben); (s. 104) affricata *pf* zu *f* 'verdünnt'; (s. 107) 'harter einsatz' des verschlusslautes (gemeint ist stimmloses *p*); (s. 77) 'verhärtung' des des *j* zu *g* im conj. präs. *wazmachoge* neben *keroien*, wo doch überhaupt keine lautliche, sondern nur graphische variante vorligt (vgl. s. 94, 95 und Braune § 310, 4 u. § 117). eine merkwürdige vorstellung auch auf s. 91: 'zwischen *r* und *s* findet sich trotz der 'nahe' liegenden articulationsstelle des dentalen consonanten vocalentfaltung' in *durisis*, *duris* — wo *r* zwar alveolar (wie *s*), aber mit gleichzeitiger velarer hebung des hinteren zungenrückens gebildet war.

Derselbe mangel verrät sich noch auf andere weise. das problem bringt es mit sich, dass hier viel mit graphisch statistischen daten, also mit totem zahlenmaterial gearbeitet wird. doch zuweilen geht diese starre methode, die sich bei geringer belegzahl sozusagen auf der messerschneide bewegt, gar zu weit: so zb. wenn s. 66 von der entwicklung des *ō* zum diphthongen im bair. und elsäss. angenommen wird, dass sie in den vier letzten jahrzehnten des 8 jh.s zurückgegangen sei (aus 1 : 3·2 ist 1 : 2 geworden). ich frage: war es in der lebenden sprache auch so? oder herschte da vielmehr die ganze zeit ein unbestimmtes, die graphik verschiedener epochen ungleichmäfsig beeinflussendes schwanken? oder wenn *g* teils erhalten, teils verschoben ist zu *k*, im inlaut aber sich beides sogar in denselben wörtern findet, im auslaut *g* (wol durch späteren einfluss, s. 101 ff) überwiegt — kann hier nicht ebenfalls blofser graphischer wechsel vorliegen, hingegen derselbe laut (tenuis lenis; einmaliges *ch*, *cch* wäre ten. fortis, bez. aspirata, s. 102) gemeint sein? vgl. Wilmanns Deutsche gramm. I² s. 87 f, dann Braune Ahd. gr.² § 88 a. 2, wo ten. lenis wenigstens für spätes *-b*, *-g* zugestanden wird. —

Einige randglossen: warum soll für das aus *-ja* entstandene *-e*, bez. für analogisch davon beeinflusstes *-e* (im n. sg. *pechsceide*, *pinebluome* s. 75) sogar die urschrift unserer gll. aus dem anfang des 9 jh.s zu jung gewesen sein? — zu s. 75 f bemerk ich, dass um 800 die doppelformen *fora*, *fore* und *fona*, *fone* entweder lautgesetzlich oder durch analogische einsetzung der éinen endung möglich waren; überdies möcht ich weder in *hinnankiwisso* uä. noch in *danatrip* synkope, sondern ursprüngliche kurzformen sehen. — die auf s. 80 als *-ō* gedeutete endung des n. a. pl. f. der *ō*-decl. wäre jedenfalls als halblänge auf-

[1] nebenbei gesagt, ist die ausdrucksweise unklar oder unschön auf s. 63 z. 24, s. 56 z. 28, bezw. s. 107 z. 4. — für die citierten formen hätte sich die *cursiva* sehr wol empfohlen, vgl. s. 83 z. 19, s. 85 z. 15 ua.

Digitized by Google

zufassen; im übrigen ist die längung des *-o*, dessen quantität in B ebenso wenig bezeichnet wird wie die des allgemein nach Notker vorausgesetzten *-ā*, schon durch blofse analogie begreiflich. — *hazziza* (s. 110 a. 1) ist doch aus *hagzizza* nicht durch abfall des *g*, sondern durch assimilation des *gz* = *ks* entstanden (vgl. nd. nl., selten ahd. *wassan* für *wahsan, waxan*). — die von Braune § 160 statuierte doppelschreibung (kurzer voc. + *zz*, aber langer voc. + *z*) trifft in den Vergilgll. nicht zu und ist überhaupt selten oder (im alem.) durchaus nicht stricte durchgeführt (s. 112); die allgemeine fassung der regel bei Braune besagt aber dasselbe! — *fleod* (ebenda) dürfte nicht zum *d* erweichtes germ. *t* haben, sondern eher neben ae. *flet, fliete* die spur einer doppelbildung des stammes (vgl. *fliozan* neben *fluot, flōiar*) an sich tragen. — in *undir* uä. (s. 113) ligt sicher keine nachnotkerische erweichung vor, sondern blos die schreibung einer gesprochenen ten. lenis oder 'stimmlosen media': man fing eben schon früh im obd. an, keine richtige media zu artikulieren.

Prag-Smichov am 1 november 1908. JOSEPH JANKO.

Der heilige Georg Reinbots von Durne nach sämtlichen handschriften herausgegeben von CARL VON KRAUS [= Germanische bibliothek, dritte abteilung, hrsgeg. von C. von Kraus und K. Zwierzina: Kritische ausgaben altdeutscher texte, bd. I]. Heidelberg, C. Winter 1907. LXXXIV u. 308 ss. 8° — geb. 11 m.

Die von Kraus bereits im Anz. XXV 42 und dann in seinen Metrischen untersuchungen in aussicht gestellte ausgabe des Heiligen Georg ligt nun als erster band einer neuen bibliothek kritischer ausgaben altdeutscher texte vor. Kr. hat sich — und das ist wol zugleich programmatisch für die ganze durch ihn eingeleitete textbibliothek zu verstehn — das ziel gestellt, 'alles aus den handschriften herauszuholen, was sich bei anwendung der philologischen hilfsmittel von wort zu wort als ursprünglich erweisen lässt, und nichts im text zu dulden, was gegen die sprache und art des dichters, soweit sie mit sicherheit oder hoher wahrscheinlichkeit zu erkennen sind, verstöfst'. jahrelange beschäftigung und vertrautheit mit dem denkmal und seiner überlieferung, durchdringende und scharfsinnigste philologische kleinarbeit und umsichtigste sorgfalt haben den herausgeber auf dem wege zu diesem ziele geleitet und es ihm ermöglicht einen text vorzulegen, der nun wie aus einem gusse, wie ein vollendetes kunstwerk da steht. freilich erhebt sich ihm gegenüber die frage, ob dieses kunstwerk mit Reinbots werk als völlig identisch betrachtet werden darf, oder ob nicht manchmal aus der überlieferung mehr herausgeholt ist, als herauszuholen war. wenn aber auch, wie ich glaube, in einem wichtigen puncte, und ab-

Digitized by Google

gesehen davon in manchen einzelheiten diese letzte frage zu bejahen ist, so wird durch die etwa notwendigen änderungen das gesamtbild des textes doch nur in geringem mafse modificiert werden. noch weniger wird unser gesamturteil über ihn dadurch beeinflusst werden: dieser text wird auf lange zeit als ein vorbildliches und schwer zu erreichendes muster kritisch-philologischer arbeit gelten.

In der Einleitung finden wir manches nicht, was wir sonst in den einleitungen zu textausgaben anzutreffen gewohnt sind: erörterungen über den dichter selbst, seine zeit, heimat und sprache, seine litterarhistorische stellung und über den von ihm behandelten gegenstand. über den stoff zu handeln, erübrigte sich in unserm falle im hinblick auf das von anderer seite bereits geleistete (vgl. Anz. xxv 39).

Was über die sprache und die litterarische stellung Reinbots zu sagen war, ist in den reichhaltigen anmerkungen an passender stelle niedergelegt. wenn auch der einfluss, den Veldeke, Hartmann und vor allen Wolfram auf Reinbot ausgeübt haben, im allgemeinen schon bekannt war, so erhalten wir hier jetzt einen über frühere ansätze weit hinausgehenden nachweis im einzelnen. Reinbots einwürkung auf spätere ist nach Kr. geringer als man bisher annahm; er erkennt nur den durch Jahncke festgestellten einfluss auf Ulrich von Eschenbach an, lehnt aber einen einfluss auf Mai und Beaflor und auf die Martina ab. die von Wackernagel, Basler hss. s. 45 hervorgehobenen berührungen zwischen den beiden scheltreden (Martina 112^{b} ff und Georg 4154 ff) sind in der tat geringfügig[1] und können sich rein zufällig aus der situation ergeben haben. dagegen leg ich einer zweiten von Wackernagel nicht angeführten berührung zwischen beiden werken gröfseres gewicht bei; vgl. das unten s. 283 f zu v. 1080 gesagte.

Dass auch über Reinbots sprache nur in den anmerkungen gehandelt wird, ist zu bedauern, da wir eine befriedigende, zusammenfassende darstellung der sprache R.s bisher nicht besitzen. ich vermute, dass rücksicht auf den raum hier mafsgebend war.

Aus der sprache auf die heimat Reinbots oder seines werkes zu schliefsen, hat nun allerdings seine grofsen schwierigkeiten. wir besitzen nur ein directes kriterium gegen Oberbaiern in der strengen scheidung von *ë* und *ę* in allen stellungen. Zwierzina hat bekanntlich den Georg mehrfach mit dem oberdeutschen Servatius zusammengestellt; ihm schliefst sich auch Kr. an (anm. zu v. 1557 f) und neigt dazu, den Heil. Georg dort zu localisieren wo der Servatius zu hause ist, ohne allerdings zu übersehen, dass

[1] überdies beruht der wichtigste aao. citierte parallelismus dieser reden (Martina: *dem tiefel bist du sipper* — Georg: *lucifers sipper*) auf einer falschen lesung des Reinbotschen verses 4186 (*kipper!*), ist also schon deshalb zu streichen.

Digitized by Google

auch sprachliche differenzen zwischen beiden gedichten vorliegen.' auch die heimat des Servatius ist aber noch nicht definitiv festgelegt: während Zwierzina früher in erster linie an die Oberpfalz dachte, aber auch Augsburg für möglich hielt (Zs. 44, 364 f), betrachtet er, wie Kr. angibt, jetzt Augsburg mit gröfserer bestimmtheit als die heimat. hierher auch R. zu setzen, erlaubt uns sein reimgebrauch, aber er nötigt uns nicht dazu, und ebenso steht es mit der localisierung in der Oberpfalz. für schwäbisches gebiet gegen die Oberpfalz könnte vielleicht sprechen, dass R. im reime die quantitäten aufs strengste beachtet und scheidet. aber wenn auch Schwaben die heimat des gedichtes ist, so ist damit doch noch nicht unbedingt die entscheidung für Augsburg getroffen. das hat, wie mir scheint, doch auch eine sachliche schwierigkeit. denn hätte R. zu dieser stadt beziehungen gehabt, so dürften wir wol erwarten, seinem namen oder wenigstens dem seiner familie dort urkundlich zu begegnen; — und zweitens: wie erklären sich von Augsburg aus R.s beziehungen zu dem herzog von Bayern?

R. selbst macht, wie bekannt, nur einmal eine angabe über einen ort wo er sich aufhielt und am Georg arbeitete[1]: *dâ ze Werde hie* (v. 1558). die frage, welches *Wert* (Wörth) gemeint sei, kann allerdings in verschiedenem sinne beantwortet werden. Reinbots beziehungen zu herzog Otto und seiner gemahlin, die localen anspielungen auf den Chiemsee und auf das kloster Geisenfeld (*Gîselvelt*) legen es natürlich nahe, zunächst an eines der verschiedenen innerhalb des damaligen bairischen staatsgebietes gelegenen *Werd* zu denken. ein marktstädtchen gab es unter diesen aber, soviel ich sehe, nicht; auch Wörth an der Donau, für das sich Vetter und Zwierzina übereinstimmend erklären, war damals noch nicht bairisch, sondern gehörte dem bischof von Regensburg und wurde erst 1285 an herzog Ludwig den Strengen verpfändet. ein argument gegen dieses W. lässt sich daraus natürlich nicht herleiten; auch sprachliche schwierigkeiten ergäben sich kaum, — aber wir haben keine sicherheit dafür, dass dieses Wörth das *Werd* R.s ist, und es gibt noch eine andere möglichkeit. ich denke trotz Zwierzinas Zs. 44, 278 geäufsertem zweifel an Donauwörth, im 13 jh. *Werd* oder *swæbisch Werd* genannt, und vermute, dass diese stadt Reinbots aufenthaltsort war. Donauwörth war damals natürlich ebenfalls noch nicht bairisch, es gehörte zum staufischen hausbesitz. deshalb wird die stellung herzog Ottos zu den Staufern für uns von

[1] eine andere interpretation der stelle ist nicht möglich; denn *hie* kann nicht als blofses flickwort aufgefasst werden, das seine existenz nur dem reim verdankt. eine spätere interpolation, wie Docen und Lachmann meinten, oder etwa eine improvisation beim vortrag des gedichtes zu *Werde* können die verse auch nicht sein, denn sie sind durch das übergreifen der reime 1555/6 und 1559/60 fest in den zusammenhang gekettet.


Digitized by Google

wichtigkeit sein. sie war schwankend. vorübergehend war Otto mit dem jungen könig Heinrich liiert und einige jahre in offener fehde mit kaiser Friedrich. seit 1236 schloss er sich aber immer entschiedener an die kaiserliche partei an, er war einer der elf fürsten, die in diesem jahre auf wunsch Friedrichs den jungen Konrad (IV) zum römischen könig wählten, und wurde 1246 dessen schwiegervater. so wäre es nicht undenkbar, dass R. zwar im staufischen Donauwörth lebte, aber doch beziehungen zu herzog Otto hatte.

Dieses *Werd* hatte altes marktrecht, das von kaiser Konrad II im jahre 1027 dahin erweitert wurde, dass jedes jahr ein dreitägiger markt vom 1—3 mai abgehalten werden durfte. da dieser markt sich bis auf den heutigen tag gehalten hat, so ist es nicht zweifelhaft, dass er auch zu R.s zeit in ansehnlichem umfang abgehalten wurde. zu dieser localisierung würde endlich auch die sprache Reinbots mindestens so gut passen, wie zur localisierung in Augsburg [1], besser vielleicht als zur localisierung in Wörth an der Donau.

Der in einem gewissen gegensatz zu *Werd* genannte ort *Leine* ist jedenfalls in weiterer entfernung zu suchen. eine entscheidung zwischen den beiden von Kr. genannten orten ist kaum möglich, aber ebensogut wie der österreichische, dem Kr. zuneigt, kann der bei Würzburg liegende gemeint sein, und eine bekanntschaft R.s mit diesem würde nicht schlecht zu Schröders hypothese stimmen, dass R. möglicherweise ein ministeriale der herren von Durne im Odenwald gewesen sei. nur müssen wir daran gleich die frage knüpfen, ob er als solcher nicht von geburt Ostfranke sein muste. das anzunehmen, scheint mir durchaus nötig. wir müsten also, da er nicht ostfränkisch schreibt, schliefsen, dass er infolge seines ortswechsels auch einen dialektwandel durchgemacht hat; für diesen vorgang fehlt es ja nicht an anderen beispielen. der ortswechsel und die übersiedelung in staufisches gebiet würde kaum schwierigkeiten machen, da auch die herren von Durne verbindung mit den Staufern unterhalten zu haben scheinen [2].

Was die quelle Reinbots betrifft, so glaubt Kr. mit Matzke, dass er nicht, wie bisher meist angenommen wurde, eine fran-

[1] da Augsburg an Lech und Wertach liegt und zwei vororte ebenfalls Wertach heifsen, könnte man auch fragen, ob unter R.s *Werd* nicht ein teil der stadt Augsburg zu verstehen sei. aber die vororte sind jung, und anzunehmen, dass in alter zeit die Augsburger märkte aufserhalb der stadt, etwa auf einem in der niederung zwischen beiden flüssen liegenden *werd* abgehalten worden wären, ist nicht statthaft, da wir keinen anhaltspunct dafür haben und die natürliche lage für den markt der alte stadtmittelpunct war.

[2] ich kann mich dafür allerdings nur auf Schröders angaben Anz. XXIV 318 berufen; die dort angekündigte arbeit von anderer seite ist bisher nicht erschienen.

Digitized by Google

zösische sondern eine lateinische vorlage gehabt hat, durch die jedoch an verschiedenen stellen noch das griechische hindurch fühlbar ist (siehe anm. zu 114).

Für die entstehungszeit des gedichts verweist Kr. (anm. 4) auf die schon bekannte begrenzung durch die regierungszeit Ottos als herzog von Baiern; wenn meine vermutung über Donauwörth richtig ist, so könnten wir auf grund der politischen beziehung zwischen Otto und den Staufern vielleicht das jahr 1236 als neuen terminus post quem für den beginn der arbeit annehmen.

Enthalten ist in der einleitung alles was sich auf die überlieferung bezieht: die beschreibung und charakterisierung der handschriften. über das handschriftenverhältnis konnte kurz hinweggegangen werden mit einem hinweis auf Anz. XXV 43 ff. die dort gewonnenen resultate sind gröfstenteils beibehalten, nur gibt Kr. jetzt (s. LXVII) die engere zusammengehörigkeit von B und W mit recht auf. die hauptgruppierung bleibt unverändert: BWw gegenüber Z. den fragmenten und den beiden prosaauflösungen wird ihre stellung im handschriftenschema angewiesen, soweit dies möglich ist (m ist zu kurz, als dass sich bestimmte anhaltspuncte böten). aufserordentlich wichtig ist die zusammenstellung der fehlgewohnheiten der einzelnen hss. den ausgangspunct für deren erkenntnis gaben die verse, in welchen aus dem handschriftenverhältnis oder aus inneren gründen eine zweifellose entscheidung über die echtheit einer lesart getroffen werden konnte; — das war für BWw meist leicht, für Z, das eine gruppe für sich allein bildet, schon schwieriger. von der so gewonnenen grundlage aus liefs sich dann die kenntnis der fehlgewohnheiten für alle die stellen verwerten, in welchen sich die echten laa. nicht ohne weiteres ergaben, besonders für die verse in welchen Z und BWw sich anscheinend gleichwertig gegenüberstehn, oder wo variantenkreuzungen vorliegen, was nicht gerade selten der fall ist. es sind das ja erwägungen, die jeder anstellen muss der einen text behandelt, aber gerade das sichere methodische vorgehen und solche systematischen zusammenstellungen, wie sie Zwierzina für den Gregorius und jetzt seinem beispiel folgend Kr. gibt, sind geeignet, die bedeutung dieses punctes ins rechte licht zu stellen.

Zu diesen zusammenstellungen nur wenige, teilweise berichtigende bemerkungen: s. LI, d 3) in v. 4784 ligt kein numeruswechsel vor, sondern änderung des ausdrucks: *sol allez dinc gelîchen* gegen *sô a. d. gelîchet*. — s. LII g) in v. 5421 ligt nicht auslassung eines vollwortes durch Z vor, vielmehr hat Z das richtige (das auch in den text aufgenommen ist) und BWw haben eingeschoben. — s. LII o) in v. 5337 geschieht Z wol zu viel ehre, wenn man an bewuste einführung des adhortativs denkt, es wird nur ein aus flüchtigkeit entsprungener schreibfehler sein,

Digitized by Google

der überdies den sinn entstellt. — s. LIII unten b): zu 400 ist zuzusetzen: (aus 441).

Für die textgestaltung war aufser dem hss.-verhältnis und den beobachtungen über die fehlgewohnheiten natürlich all das mafsgebend, was Kr. in seinen Metrischen untersuchungen festgestellt hat. an den ergebnissen dieser abhandlung hält Kr. fest mit einer einzigen schwerwiegenden ausnahme (s. LXXXVIff). er ist jetzt der ansicht, dass die zahl der zweisilbigen senkungen bei Reinbot weit geringer sei als er früher annahm, und dass sie sich auf die fälle beschränken, in welchen die zweisilbigkeit schon durch Lachmanns gesetze gestattet ist. hatte Kr. in den metrischen untersuchungen § 223 formen wie *wær, möht* deshalb für überhaupt unmöglich erklärt, weil diese worte nie in senkung stehn, so ist er jetzt der überzeugung, dass deren fehlen in der senkung einen anderen grund hat: nicht die zweisilbigkeit sondern die überlänge der eventuell durch apokope entstanden kurzformen. diese kurzformen selbst genügen aber sehr wol für die hebung vor folgender senkungssilbe, so dass Kr. nun also nicht mehr *möhte niht* sondern *möht niht* usw. schreibt. hierdurch verschwinden also ziemlich viele zweisilbige senkungen. soweit stimm ich Kr. völlig bei, in anderer richtung geht er aber meines erachtens mit der beseitigung der zweisilbigen senkungen zu weit. in den Untersuchungen hat er schon erklärt, dass von den zweisilbigen senkungen, die gebildet sind durch unbetontes *e* + consonant und eine weitere, vocalisch anlautende senkungssilbe (*glouben an* u. ä.) bei schnellem sprechen viele einsilbig werden; entsprechend ist nun im text *glaúbn an* uä. geschrieben. dieses argument scheint mir nicht stichhaltig. phonetisch ist der vorgang natürlich denkbar, wenn die von Kr. gestellte vorbedingung des schnellen sprechens gegeben ist. würklich schnelles sprechen ist aber beim vortrag eines werkes — und damit müssen wir immer rechnen — selbst heute selten, es war gewis vor siebenthalb hundert jahren, da man wahrscheinlich überhaupt langsamer sprach als heute, noch seltener, es dürfte für R. kaum angenommen werden, wenn er wirklich zu dem stamme der langsam sprechenden Schwaben gehörte, und es war vollends ziemlich ausgeschlossen bei einem gedicht, in welchem, wie Kr. selbst gezeigt hat, das declamatorische moment eine so hervorragende und für die versbehandlung vielfach ausschlaggebende rolle spielt. ich glaube deshalb, dass in fällen wie *glaúbn an, máchn ein* usw. die einsilbigkeit nur fürs auge hergestellt ist. wirkliche einsilbigkeit ergäbe sich nur, wenn auf rein lautlichem wege diese verbalformen einsilbig geworden wären: etwa *glaúben* > *glaum*; das liefse sich für gewisse fälle bei einem Baiern wahrscheinlich machen aber nicht bei einem Oberpfälzer oder bei einem Schwaben. ich bleibe deshalb bei der ursprünglich von Kraus vertretenen ansicht, dass Lachmanns

Digitized by Google

gesetze über die einsilbigkeit der senkung für R. zu streng sind. auch in den versen 5715 und 5995 scheint mir die annahme, dass sich R. des namens wegen eine metrische freiheit gestattet habe, besser zu sein als die andere, dass er des verses wegen den namen verstümmelt habe. es ergeben sich aus dieser ansicht über die möglichkeit zweisilbiger senkungen bei R. durch das ganze gedicht hindurch eine reihe von änderungen auf die im einzelnen nicht eingegangen zu werden braucht, umsoweniger als sie nur graphischer natur sind.

Auch im übrigen kann ich mich mit meinen bemerkungen zu text und apparat kurz fassen. v. 110 anm. lis 3852 (statt 3825). — 328 da der erste ictus auf *hin* ligt, wird, wie in v. 329, *gén* zu schreiben sein. — 364 statt gegen alle hss. *en* zuzufügen zieh ich vor, mit teilweisem anschluss an die überlieferung zu lesen: *ich môht es nimmèr volsâgen.* — 500 ff. die verse 500 und 502 gehören eng zusammen, deshalb ist v. 501 als parenthese zu setzen. — 669 lies: *geruotiu ros kouftens sâ.* dieser wortlaut erklärt sowol die lesart von WwZ, als das ausfallen des pronomens in B. die auf *rós* fallende beschwerte hebung kann nicht abhalten so zu schreiben; denn sie trifft nicht das wort *ros* allein sondern gibt dem ganzen ausdruck *geruotiu ros,* der im gegensatz zu *die müeden* (v. 670) steht, ein starkes gewicht. — 820 die zweisilbigkeit von *Ol(i)vet* ist nicht notwendig; denn es ergibt sich eine sehr eindrucksvolle declamatorische wirkung, wenn man mit schwerem auftact liest: *wær(e) ez grôz als móns Ólivèt.* auch an der von Kr. citierten Heslerstelle ist es nicht nötig *Olvéte* zu sprechen, denn H. gestattet sich ja ausnahmsweise auch neun- und zehnsilbige verse. — 833 mit bZ ist *berg* statt *berge* zu lesen. — 978 die beobachtung der fehlgewohnheiten von Z und besonders von W sind allerdings eine starke stütze für den von Kr. gewählten wortlaut; denn es ist merkwürdig, dass W bei seiner abneigung gegen artikellose substantiva einen artikel ausgelassen haben sollte. möglich ist dies in einem einzelnen fall aber immerhin einmal, deshalb möcht ich das in BwZ überlieferte *ein* beibehalten. der zweisilbige auftact kommt dem accent der auf *were* ligt zu gute, und die ganze aufzählung erhält einen sehr würkungsvollen abschluss. — 1007—1009 sind parenthese; v. 1010 ist direct an 1006 anzuknüpfen. — 1037 ff. die verse 1040 f geben denselben gedanken nochmals wider, der schon in 1037 steht; deshalb werden sie besser von 1038 f abgetrennt und zum folgenden gezogen. ich interpungiere also: . . *zunge. Daz . . . . geschehen, dâ bî . . .* — 1080 ff. eine stelle in salomonischen schriften zu der dies citat gut stimmt, gibt es nicht. dagegen passt nicht schlecht Ecclesiasticus (Jesus Sirach) 40, 1 ff. es ist wol eine verwechslung zwischen dem Ecclesiasticus und dem Ecclesiastes (prediger Salomonis) anzunehmen; eine solche erklärt sich ja leicht daraus, dass das werk des Jesus Sirach

Digitized by Google

auch ganz den charakter der salomonischen schriften hat. da es aber doch nicht gerade wahrscheinlich ist, dass zwei schriftstellern dieselbe verwechslung untergelaufen ist, scheint mir Martina 44, 102 ff [1] von dieser Reinbotsstelle beeinflusst zu sein (s. o.). — 1160. die änderung *reht* gegen das durch alle hss. gestützte *rehtes* ist kaum nötig. das mit *lant* correspondierende *rehtes* kann sehr gut beschwerte hebung tragen. — zu 1266 fehlt im apparat die la. von Z (nach Vetter: *gewunnen*), auf die s. XLVII zeile 2 v. u. hingewiesen wird. — 1389 es ist mir doch zweifelhaft, ob wir würklich hier eine abweichende form des namens einsetzen dürfen; denn der indicativ in solchen eingeschobenen indirecten fragesätzen ist zwar auffallend aber nicht unerhört und erklärt sich leicht, wenn wir annehmen, dass gröfseres gewicht auf die gefragte tatsache als auf den in der frage enthaltenen zweifel gelegt werden soll. — 1910 die eine parallelstelle 702 genügt nicht, um *sterben* zu gunsten von *tœten* zu beseitigen. im gegenteil ist es wahrscheinlicher, dass der ungewöhnlichere ausdruck der echte ist. — 1996 wenn *gegen* ungeeignet scheint einen ganzen fufs zu füllen, so ist daraus wol zu schliefsen, dass R. eine contrahierte form *gên* sprach. diese kann hier und ebenso in v. 1096 natürlich nur in der senkung stehn, woraus sich für beide verse beschwerte hebung auf dem verbum ergibt: *ich wil mich rihtèn gèn got* und *jâ fröüt sich gèn dîner kumft.* in beiden fällen entspricht diese hebung den von Kr. aufgestellten regeln; denn der vers 1996 bringt einen sich stark steigernden abschluss der schilderung des empfangs den G. im himmel zu erwarten hat, und v. 1096 bildet den abschluss einer feierlichen willenserklärung. — 2172 es ligt kein grund vor, gegen alle hss. *und* zu tilgen. — 2679 *geselleschaft : daz vleisch* ... — 3020 die conjectur *ûfen* reicht kaum aus den vers in ordnung zu bringen; aber ich weifs keine hilfe. — 3154 bei der flüchtigkeit von W wird man das in allen andern hss. stehnde, metrisch unanstöfsige *und* beibehalten müssen. — 3381 vielleicht ligt hier das echte doch in Z *rete* = *ræte* : ich mache die anschläge auf sie, dass .. — 3649 *Mir ze helfe* .. ? oder vielleicht mit beschwerter hebung auf *ger* (contrast zu *hân* 3646): *ich engér* (BZ) *oùch deheines* | *mè ze helfe* ... — 3773—3782 würden am besten auch im druck als parenthese gekennzeichnet. — 4952 ist die einsilbige senkung erst recht nur fürs auge vorhanden. — 5214 entsprechend dem überwiegenden gebrauch bei R. ist doch wol mit Z: *hie hât ende* zu lesen, vielleicht sogar gegen alle hss. in v. 2201: *dô dáz gedránc énde nâm.* der stärkere ictus auf *dáz* hindert nach Untersuchungen

[1] Wackernagel vergleicht nur die stelle Martina 120d, 103 ff, die sehr weit von unserer stelle absteht und überdies, wie Köhler Germania 8, 21 ff feststellt, auf dem siebten capitel von pabst Innocenz III schrift De contemptu mundi beruht.

Digitized by Google

§ 31 die beschwerte hebung auf *gedranc* nicht. wollte man in v. 2201 und 5214 die la. *ein ende* anerkennen, so wäre auch in v. 5940. 5971 und besonders 1264 das masc. *ende* nicht festzuhalten. — 6001 durch einsetzung von *alle*, wie Kr. in der anm. vorschlägt, würde der vers eher überlastet, während er ohne diesen zusatz einwandfrei ist; über die beschwerte hebung vgl. Unters. § 79. auch in v. 4778 kann man lesen: *diu seite mir sünder vâr* (jetzt hat die kaiserin recht. diese sagte mir nämlich . .).

Zum schluss nur noch ein kurzes wort über einen punct der druckeinrichtung, in welchem Kr. vom bisherigen usus abgewichen ist: er hat darauf verzichtet, das was nicht handschriftlich belegt ist cursiv zu setzen. die gründe die ihn dazu bestimmten kenn ich nicht. cursivdruck sieht ja, wenn er sich häuft, nicht gut aus und verteuert auch den satz; beides kann aber nicht mafsgebend sein, namentlich bei einem text, in welchem die fälle in der er hätte angewendet werden sollen, so selten sind wie in dem unseren. dass die änderungen und conjecturen grofsenteils geringfügig scheinen, darf auch nicht als triftiger grund für diese unterlassung gelten; denn daneben stehn doch verse wie 4322: *ja beginnet man dîn kunter* (hs.: *wunder!*) *sagen* ua., bei welchen doch unbedingt schon auf den ersten blick erkennbar sein sollte, dass der wortlaut nicht handschriftlich bezeugt ist. ebenso wär es wünschenswert gewesen, dass auch die initialen im druck besonders kenntlich gemacht worden wären, die nur rechnerisch erschlossen sind, zumal einige derselben zweifelhaft bleiben müssen. so sehr die vorliegende kritische ausgabe wissenschaftlich als vorbild gelten darf, so ist doch zu wünschen, dass sie in diesem einen äufserlichen punct keine nachfolge finde, und dass der cursivdruck der conjecturen in den späteren bänden dieser sammlung wider eingeführt werde.

Giefsen, 30. oct. 1908. KARL HELM.

Die verfasser der Epistolae obscurorum virorum von WALTHER BRECHT. [= Quellen und forschungen etc. 93 heft.] Strafsburg, Karl J. Trübner 1904, xxv u. 383 ss. 8°. — m. 10.

Das buch zerfällt in vier capitel. im ersten werden die äufsern zeugnisse geprüft; resultat: 'äufsere zeugnisse gibt es für niemanden aufser für Crotus und Hutten'. das zweite capitel, 'Der anteil des Crotus', charakterisiert den ersten teil der Epistolae, ausschliefslich der Appendex. das dritte capitel untersucht andere satiren des Crotus. Brecht betrachtet ihn als verfasser folgender nicht unter seinem namen überlieferter stücke: Processus contra sentimentum Parrhisiense, Triaden, Eubulus Cordatus an Montesinus, Tractatulus quidam solemnis de arte et modo inquirendi quoscunque haereticos; Dialogi septem festive

Digitized by Google

candidi, Oratio pro Ulricho Hutteno et Martino Luthero, authore S.Abydeno Corallo Germ., Oratio Constantii Eubuli Moventini de virtute clavium et bulla condemnationis Leonis Decimi contra Martinum Lutherum. die untersuchung deckt mannigfache beziehungen zum stil der Epistolae auf; aber die reformatorische strömung mit ihrem ernst trägt schliefslich neue elemente hinein, die der eigentlichen natur des Crotus nicht homogen sind. es bildet sich 1520 'ein neuer, gemischter, ästhetisch betrachtet, unreiner stil'. den schluss macht eine gesamtcharakteristik des Crotus. das letzte capitel ist dem anteil Huttens gewidmet. jeder einzelne brief der Appendex I und des zweiten teils wird eingehend analysiert, alles was für Huttens verfasserschaft spricht hervorgezogen, seine abhängigkeit von Crotus und die ganz verschiedene art seiner satire in helles licht gesetzt.

Das ergebnis ist: der ganze erste teil ist das eigentum des Crotus, Hutten ist der verfasser der sieben briefe der Appendex I und des zweiten teils, wenn auch für sechs briefe (13. 17. 29. 42. 61. 62) die sicherheit nicht absolut ist. Hutten hat erst in Bologna das werk des Crotus kennen gelernt und ist sogleich zur fortsetzung angeregt worden.

Aber wichtiger als das ergebnis ist die art wie es gewonnen wird, die tief eindringende, ganz vortreffliche stiluntersuchung. der unterschied der beiden teile war schon Böcking und Straufs aufgefallen. aber wenn Straufs auch bemerkte, dass im zweiten teil durch die ironie öfters das pathos durchschlage und die sprache minder gut gehandhabt sei, so hielt er doch den zweiten teil für dem ersten ebenbürtig; er gab zu, dass Crotus in dem fach der mimischen satire eine specialität war, erklärte aber den nachahmer für den phantasiereichern, genialern kopf. diese werturteile werden von B. gründlich widerlegt. er zeigt, dass ästhetisch betrachtet der zweite teil durchaus zurücksteht, weil Hutten alle augenblicke den rahmen der mimischen satire sprengt; wie an stelle typischer darstellung pathetisch-satirische erörterung des actuellen und individuellen tritt; wie Hutten keineswegs originell genannt werden kann, weil seine briefe sehr oft motive des ersten teils fortführen, der zweite teil also nicht nur im ganzen, sondern auch in einzelheiten durch den ersten bedingt ist. auf schritt und tritt begegnet man der copie des ersten teils, aber auch der selbstcopie; der zweite teil würkt eintönig.

Das beste in B.s buch ist die charakteristik des ersten teils. anschaulich wird der kreis der Obscuri geschildert, in seiner harmlosen selbstgenügsamkeit und dummheit, die den neuen humanistischen geist wol als unbequeme störung empfindet, aber keine ahnung hat von seiner bedeutung und gefährlichkeit für das eigene idyllische leben. sehr gut ist auch die darstellung der satirischen kunstmittel, namentlich der sprache. B. zeigt die armut des wortschatzes der Obscuri auf, die kunstlosigkeit des

Digitized by Google

ausdrucks, die doch wider gepaart ist mit lächerlichem schwulst, das colloquiale der redeweise, die trotz aller vorliebe für die formen der logik so oft erscheinende unfähigkeit der gedankenführung.

Nur scheinen mir die germanismen ein wenig überschätzt auf kosten der traditionellen latinität. B. spricht selbst s. IX die befürchtung aus, er habe manches dem Crotus als eigen zugeschrieben, was gemeingut der mittelalterlichen sprache war. ich glaube zb. nicht, dass die wortstellung einfach die deutsche ist. dagegen spricht die tatsache, dass in der stellung des verbs zwischen hauptsatz und nebensatz kein ersichtlicher unterschied ist[1], und die ganz gewöhnliche nachstellung der bestimmungen des infinitivs und gerundiums, zb. *movere unam questionem*, Böcking, Hutteni operum suppl. I, 3, 11; *tentare dominationem seu venerabilitatem vestram* 3, 13; *loquendo poetice* 3, 19; *loqui artificialiter de magnis questionibus* 3, 29; *ad fiendum doctor in theologia* 3, 31; *dicere contra eos* 4, 19, und so beinahe auf jeder seite. die wortstellung schliefst sich vielmehr im grofsen und ganzen an den 'ordo naturalis' an, dh. an jenes traditionelle aus dem altertum überkommene schema zur auflösung schwieriger constructionen, von dem sich die wissenschaftliche, auf schmuck der darstellung verzichtende prosa des mittelalters nicht allzuweit entfernte. auch die voranstellung des adjectivs kann hieher gehören. vgl. Thurot, Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque impériale XXII, 2, 87 ff. 341 ff, und das höchst interessante stück in Pipers Notkerausgabe I, s. XIII ff.

Kein 'schuljungenschnitzer' (s. 100) ist die setzung des reflexivums statt des demonstrativums. das ist in der mittelalterlichen latinität gar nicht so selten. vgl. FKaulen Sprachliches handbuch zur biblischen Vulgata 2 aufl. s. 165 § 61; Seiler Ruodlieb s. 118; Trojel Andreas Capellanus s. XLV und aus den Gesta Romanorum ed. Oesterley zb. 274, 12; 313, 28; 323, 1; 336, 5; 341, 36; 347, 12; 358, 29; 361, 30; 379, 40; 395, 29; 499, 8.

ipse statt *is* ist gleichfalls traditionell, vgl. Gröbers Grundriss I (2 aufl.) 484; Voigt Ysengrimus s. 440; Trojel aao. s. XLV; Gesta Romanorum zb. 312, 14. 15. 16; 351, 1. 13; 366, 21; 379, 33; 381, 23. 24; 397, 3. 5. 7; — auch bei bessern stilisten, vgl. Gottfried von Monmouth hg. von San-Marte I 5, 7. 8. 9; 8, 26; 9, 1; XII 1, 23.

[1] man beachte nur sätze wie die folgenden: *quoniam dubitare de singulis non est inutile* 3, 9; *quod instruatis me super dubium illud* 3, 14; *quia dedistis mihi initium sapientie* 3, 19; *quod domini magistri novelli bene expediverunt se* 3, 27; *qui est Scotista subtilissimus* 4, 3; *qui tamen habet multos terminos* 4, 22; *una res que facit mihi magnam conscientiam* 5, 24; *quod sunt duo magistri nostri* 5, 28; *quia feci ignoranter* 5, 33; *scribatis mihi an videtur vobis* 6, 30 usw. ich habe solche beispiele ausgewählt, wo das verbum nur wenige bestimmungen hat, oder doch eine ein unbetontes pronomen ist.

Digitized by Google

Dem gebrauch der Vulgata entspricht das schwanken zwischen indicativ und conjunctiv in nebensätzen, Kaulen §§ 186. 189. 194, der infinitiv nach *dare* und *habere*, Kaulen §§ 163. 168, s. auch Thurot s. 85; die construction der städtenamen mit präpositionen, Kaulen § 157, die verwendung von *de*, Kaulen s. 238 f (*gracias de vita sua regi reddidit* Gesta Rom. 500, 11, *de nocte* = *noctu* ebenda 273, 11. 21; 398, 21; 406, 24). auch instrumentales *cum* zeigt sich schon in der Vulgata, Kaulen s. 238.

Ganz unrichtig beurteilt ist *inconsutilis*. es ist kein 'barbarenneologismus' (s. 238) [1], es darf auch nicht mit andern abgeleiteten adjectiven zusammengestellt werden (s. 104). das wort stammt einfach aus der Bibel: Joh. 19, 23!

Keine erfindung des Crotus sind *semel* in der bedeutung von *aliquando* und *unus* als unbestimmter artikel, vgl. Gesta Rom. 273, 14; 324, 10; 341, 30; 355, 2; 357, 16; 360, 35; 375, 16 und 319, 33; 349, 32; 350, 34; 361, 20; 389, 30; 397, 24; 403, 5; 406, 27; 407, 12. 15. 18. dass Crotus diese und andere eigentümlichkeiten der mittelalterlichen latinität absichtlich gehäuft hat, ist natürlich nicht zu bestreiten. — die zahl der lexikalischen neubildungen wird wol auch einzuschränken sein; so ist *depauperatus* bei Du Cange belegt, steht auch Gesta Rom. 279, 6.

In *non pati quod* 6, 35; 30, 29, vgl. B. s. 97, verstöfst nur das *quod* gegen den klassischen gebrauch, *circumducere* in der bedeutung 'an der nase herumführen' (s. 99) kommt nach Georges (abgesehen von Plautus) bei den römischen juristen vor. *dat horribilem sonum* 46, 11 ist an sich ganz gutes latein [2]. die grammatische unwissenheit der Obscuri wird s. 99 übertrieben, wenn ihnen ein dativ *officiali consistorii* zugeschrieben wird; *consistorii* ist genitiv abhängig von *officiali* (6, 23). und was hat B. an *actibus* 34, 14 auszusetzen?

Schliefslich ein paar einzelheiten. s. 158. die polemik gegen Böcking scheint mir ihr ziel zu verfehlen. an einen französischen verfasser der Oratio funebris in laudem Johannis Cerdonis hat doch Böcking nicht gedacht. — s. 172 unten. der nachsatz der 491, 11 mit *quoniam* beginnenden periode kommt erst z. 17 und ist mit *Ideo* eingeleitet; der vorwurf der unlogik ist hier unbegründet. — dass im Tractatulus de arte et modo inquirendi das motiv der laienweisheit hervortrete, scheint mir B. allzusehr zu betonen. wenn es 495, 11 heifst: *si autem ceperit haereticus alte clamare et Doctores cum scripturis iactare*, so ist doch kaum an bibelfeste laien gedacht. — s. 212. *odio* ist keine willkürlich fehlerhafte bildung, vgl. Voigts nachweise Ysengrimus 448. — s. 254. dass Plato und Porphyrius nicht in das obscure gehirn passen, ist unrichtig. Böcking, Suppl II, 631

[1] *non novum quidem, sed barbarum vocabulum* nannte es Böcking an der von B. citierten stelle.

[2] wenn nämlich nicht folgte *de extremo iudicio*.

Digitized by Google

hat doch gezeigt, wie es damit steht. Plato wird von Porphyrius citiert in einem von Boethius übersetzten commentar zu den Kategorieen des Aristoteles. — s. 255 z. 20. 32 ist übersehen, dass Appendex 3 nicht an Ortwin adressiert ist. — s. 290 fufsnote. 199, 28 ist gewis nicht mit Böcking *fuisset* zu lesen. *nisi fecisset Heckman* ist germanismus: *thet Heckman (nicht), wo H. (nicht) thet.* — s. 349. so unwahrscheinlich ist das citat aus Vergil 211, 17 nicht; vgl. Thurot s. 475, z. 6 vu.

Wien, 17 november 1908. M. H. Jellinek.

Johann freiherr zu Schwarzenberg. Von Willy Scheel. Berlin, J. Guttentag, 1905. xvi u. 381 ss. — 8 m.

Seinen früheren verdienstlichen arbeiten über Joh. von Schwarzenberg hat Scheel vor drei jahren die biographie seines helden folgen lassen. oder besser gesagt, eine umfassende würdigung seiner gesamten lebensleistung: als politiker, dessen würken in ungezwungenem anschluss an die erzählung seines lebens dargestellt wird, als jurist, als schriftsteller.

Von den drei teilen des buches ist der biographisch-politische der umfangreichste. die tätigkeit Schwarzenbergs im getriebe der grofsen und kleinen machthaber Frankens, in seinen reichsherschaften Schwarzenberg und Hohenlandsberg, seine teilnahme an der ritterschaftlichen bewegung von 1507 und am bauernkrieg, seine würksamkeit in bambergischen, preufsischen, schliefslich ansbachischen diensten, vor allem aber im reichsregiment, wird klar und kurz, wenn auch nicht gerade anschaulich erzählt. die hauptsache ist der endgiltige nachweis: Schwarzenberg ist nicht nur der urheber der Bambergensis, er hat auch am Wormser entwurf der Carolina von 1521 mitgeholfen, ja den zweiten Nürnberger entwurf von 1524 in der hauptsache selbst verfasst.

Von dieser sicheren grundlage aus geht der zweite teil zur eingehnden würdigung der hauptleistung Schwarzenbergs, der juristischen, über. in einem einleitenden abschnitt über die quellen der Bambergensis constatiert Scheel, dass in der altbamberger gerichtspraxis des 15 jh.s 'und nicht in quellenmäfsig pedantischer vergleichung des lückenhaften alten stadtrechts die wahren wurzeln vieler deutschrechtlicher gedanken der Bambergensis liegen'. von den litterarischen quellen bilden die wichtigste gruppe die italienische criminalistik und ihre deutschen populären darstellungen; an zweiter stelle stehn zwei deutsche reichsgesetze (art. 47. 127 Bamb.) und die populärwissenschaftliche litteratur des römisch-canonischen rechts. gegenüber Brunnenmeister, nach dem Schwarzenberg diese und noch andere werke quellenmäfsig in natura benutzt haben sollte, lehrt Scheel:

Digitized by Google

Schwarzenberg hat grōstenteils mit notizen gearbeitet, die ihm je nach bedarf von seinen freunden zur verfügung gestellt wurden. diese notizen, einzelne pergamentstreifen, enthielten übersetzungen einzelner partieen aus italienischen criminalisten: mehr oder weniger verarbeitet wurden sie von Schwarzenberg seinem werke einverleibt. auf diese weise erklärt sich, warum bald aus diesem bald aus jenem juristen ein stückchen genommen ist, bestimmte quellen bei der eigenart jener populär-criminalistischen quellenlitteratur also nur selten sicher festzustellen sind. vom Corpus iuris dagegen sind Schwarzenberg nachweislich directe übersetzungen einzelner stellen geliefert worden (s. 175ff). dem beweise dieser sätze dient der gesamte zweite teil. der hauptinhalt der schöpfung Schwarzenbergs wird auf die quellen hin durchgeprüft, und die sich hierbei ergebende gegenüberstellung deutscher und römisch-rechtlicher gedanken charakterisiert überall die ganz eigentümliche und reiche tätigkeit Schwarzenbergs auf dem gebiete des strafrechts wie des processes. von deutschrechtlichen grundanschauungen ausgehend, hat Schwarzenberg sein werk mit hilfe italienischer stellen zusammengearbeitet. beide quellenmassen halten sich im materiellen strafrecht die wage; nicht so im strafprocess, bei dem das fremdrechtliche quellenmaterial überwiegt. der tact, mit dem die beiden oft so heterogenen elemente verschmolzen und deutschen verhältnissen angepasst sind, bleibt auf immer bewundernswürdig. desgleichen die durchdachtheit und abrundung der neuen processierform, die in vollem mafse die factische anerkennung der sogleich an sie anknüpfenden folgezeit verdiente. dazu erweist die nähere untersuchung hinsichtlich der mithelfer, dass Schwarzenberg in wahrheit der verfasser, nicht blofs der redacteur der Bambergischen halsgerichtsordnung ist, ein schöpferischer juristischer schriftsteller, dem auch die form der niederschrift allein zugehört. forschungen und folgerungen, die dem fernerstehnden auch ohne die autorität Kohlers (Geleitwort s. XI—XIII) einleuchtend erscheinen.

Die würdigung Schwarzenbergs als schriftsteller geht, nach einem einleitenden hinweis auf die gewis auch für weitere kreise der deutschen renaissance bezeichnende ungelehrtheit des wissensdurstigen Ciceroübersetzers, von seiner stellung innerhalb der entwicklung der nhd. schriftsprache aus. man wird geneigt sein Scheel zu folgen, wenn er, ohne irgendwie in Schwarzenberg 'einen süddeutschen Luther auf sprachlichem gebiet' sehen zu wollen, gerade auch in dem Bamberg Georgs III jenen geheimnisvollen zusammenhang von bildung und sprache wittert, der uns bei der aufhellung des grofsen problems sicher noch lange beschäftigen wird (s. 285). ob man geradezu von einer 'süddeutschen reichssprache im 16 jh.' wird reden können, ist noch zu erweisen, auch wenn man zu ihrer annnahme geneigt ist. dass Schwarzenbergs syntax (nur diese?) auf die deutsche rechts-

Digitized by Google

sprache bis zum ende der geltung der Carolina starken einfluss geübt hat, ist ja ohne weiteres klar.

Gelegenheit zur charakteristik der sprache Schwarzenbergs bietet weiter die sich organisch anschliefsende darstellung seiner übersetzertätigkeit. hier sind die in frage kommenden hauptgesichtspuncte mit geübtem blick hervorgehoben und näherer untersuchung namentlich der stilelemente von Schwarzenbergs sprache, ihrer herkunft aus der ritter-, kirchen-, rechtssprache, der weg gewiesen.

Neben den so aufserordentlich wichtigen übersetzungen treten die selbständigen dichtungen Schwarzenbergs in die zweite reihe. sie sind insgesamt nicht mehr als mittlere vertreter bekannter litterarischer gattungen der zeit; sowol den 'Trostspruch um abgestorbene Freunde' (inzwischen von Scheel herausgegeben, Hall. neudr. 215) als namentlich das 'Büchlein vom Zutrinken' scheint mir der biograph stark zu überschätzen.

Dagegen wird man ihm bei seiner lobenden charakterisierung von Schwarzenbergs rhythmik und reimkunst ohne weiteres beistimmen. Schwarzenberg gehört in die erste reihe der metrisch sorgfältigen dichter des 16 jh.s: er hat schon 1502 im 'Trostspruch um abgestorbene Freunde', der ersten fassung des 'Kummertrost', bewust die strenge achtsilbigkeit angestrebt. infolge dieses frühen datums muss die bekannte stelle des von Szamatólski (Huttens deutsche schriften s. 127) entdeckten briefes Huttens vom 12 april 1520 dahin gedeutet worden, dass Hutten von Schwarzenberg zu metrischer regelmäfsigkeit (in ihrem gemeinsamen 'Spruch von Kaufleuten') angeregt worden ist, nicht umgekehrt, wie Sz. (s. 67) wollte: woran eine psychologische interpretation der briefstelle nie hätte zweifeln sollen. aus dieser metrischen 'schülerschaft' Huttens nun aber gleich zu schliefsen, dass Schwarzenberg Hutten die unmittelbare anregung zu deutscher schriftstellerei überhaupt gegeben habe (s. 327), ist mindestens vorderhand nicht mehr als eine vermutung, die kaum viel i n n e r e wahrscheinlichkeit für sich hat.

Ein wirkungsvoll für den schluss aufgespartes capitel behandelt die stellung Schwarzenbergs zur reformation und seine reformatorische schriftstellerei. er ist überzeugter anhänger Luthers, ohne jedoch das 'sola fide' mit gleicher ausschliefslichkeit zu betonen. in seinen praktisch-reformatorischen vorschlägen, namentlich hinsichtlich der aufhebung des mönchtums, verleugnet sich der realpolitiker nicht.

Ein gedrängtes nachwort (dem noch einige interessante actenstücke als beilagen und eine dankenswerte übersicht der drucke Schwarzenbergscher schriften folgen) präcisiert, und das ist nach den vielen einzelheiten in der tat nötig, noch einmal Schwarzenbergs bedeutung: 'in rechtlichen fragen ein führer, in religiösen ein mitstreiter, in staatlichen wenigstens auf kurze zeit der stell-

Digitized by Google

vertretende verweser des heiligen römischen reiches deutscher nation.'

Dass seine persönlichkeit, von der im buche explicite viel die rede ist (zb. s. 278), dennoch nicht plastisch herauskommt, ligt gewis grofsenteils an dem mangel überlieferter individueller züge. wir bekommen mehr einen begriff als eine anschauung — aber auch der begriff ist dankenswert genug. —

Von kleineren versehen will ich den vf. nur auf das s. 123 oben aufmerksam machen: 'Kloster zum heiligen Grabe in Nürnberg' statt 'in Bamberg', wie es s. 130 und 329 richtig heifst.

Göttingen. WALTHER BRECHT.

Della poesia latina in Germania durante il rinascimento. memoria del dott. G. MANACORDA. [Reale accademia dei lincei, anno CCCIII 1906.] Roma, tipografia della r. accademia dei lincei, proprietà del cav. v. Salviucci, 1907. 113 ss. 4°.

So erfreulich es auch ist, dass ein italienischer gelehrter der bisher, wie sattsam bekannt, überaus stiefmütterlich behandelten neulateinischen dichtung in Deutschland seinen eifer zugewendet hat, so kann uns das doch nicht hindern, an diese verhältnismäfsig ausführliche darstellung denselben mafsstab anzulegen, mit dem wir eine deutsche arbeit über den gleichen gegenstand messen würden. und da muss denn von vornherein gesagt werden, dass die bemühungen des verfassers ohne rechten ertrag geblieben sind. wol verfügt er über eine ausgedehntere belesenheit in den neulateinischen dichtern als die mehrzahl der deutschen forscher; wol gelingt ihm hie und da eine beobachtung, die unsre einsicht in die art und kunst der deutschen renaissancepoesie ein wenig zu fördern vermag; aber abgesehen davon dass auch seine kenntnisse mitunter bedenkliche lücken zeigen und er sich allzu oft mit einem blick in die 'Deliciae' begnügt hat, — woran es ihm in erster reihe mangelt, das ist eine sichere methode, die ihm gestattete, die fülle der erscheinungen einheitlich zu erfassen, übersichtlich zu ordnen, kritisch zu zergliedern, historisch zu erklären, ästhetisch zu bewerten.

Mit recht beschränkt er sich im allgemeinen auf eine darstellung der lyrik und epik; die unoriginellen bemerkungen über die dramen ThNaogeorgs (s. 52ff) wären besser weggeblieben. allein er geht viel zu biographisch vor. Wimpheling, Brant, Celtis, Aesticampian, Hermann von dem Busche, Locher usw. lässt er hintereinander aufmarschieren und streut freigebig lebensdaten und allerlei details aus, die man in den üblichen handbüchern und in der bekannteren speciallitteratur mühelos finden kann. ebenso freigebig ist er mit seinen bibliographischen angaben: es ist ein zeichen von ehrlichkeit, dass er alle bücher und abhandlungen, die er nicht selbst gelesen hat, in eckige

Digitized by Google

klammern einschliefst (s. 8), aber man versteht nicht recht, wozu er sie dann überhaupt anführt; wollte er gleichzeitig eine bibliographie der neulateinischen dichtung liefern? dann hätte er aber ganz erheblich mehr zeit und kraft aufwenden müssen und nicht bei Celtis, Hermann von dem Busche, Micyllus die ergibigsten, bei vielen anderen mindestens wichtige untersuchungen ungenannt lassen dürfen. so stellt er gelegentlich fragen, die längst erledigt sind, etwa s. 17 über den einfluss der griechischen anthologie auf die emblemendichtung, dem doch Rubensohn eingehnde forschungen gewidmet hat (vgl. Anz. xxv 171 ff).

Sehr wenig einwandsfrei scheinen mir die allgemeinen ergebnisse zu denen M. gelangt ist (s. 5). er unterscheidet zwei schulen in der neulateinischen dichtung, 'l' una gnomico-religiosa', 'l' altra classicheggiante e pagana', die eine mehr national, die andre mehr von Italien inspiriert; die eine stehe in nahen beziehungen zur reformation, von der sie leben und kraft empfange und der sie ihrerseits anregung gebe; die andere halte sich abseits vom nationalen leben, gefalle sich in verfeinerter kunst und habe weniger anhang. im ganzen seien drei perioden ziemlich deutlich erkennbar: 'nel primo (1450—1517 circa), anteriore all' opera di Lutero, l'arte latina, rude ancora, tarda a farsi strada a traverso la barbarie contrastante; nel secondo (1517—1548 circa), contemporaneo al maggior rigoglio dell' opera luterana, si raffina il gusto, si purifica la lingua, ed il verso prende suono e movenze non indegne dei classici dei tempi aurei e degli italici; nel terzo (1548—1610 circa), sotto l'influsso dei decadenti greci e dei fiamminghi, la poesia latina si fiacca, nè più trova forza di resistere alla rinascente poesia volgare tedesca.' mit diesen behauptungen weifs ich schlechterdings nichts anzufangen. die unterscheidung der beiden hauptrichtungen ist viel zu weitmaschig, um ein fruchtbares einteilungsprinzip zu liefern. die beziehungen der neulateinischen poesie zur reformation sind gewis nicht ohne interesse, aber keineswegs so eng wie M. meint. die periodisierung endlich ist nicht aus einer geduldigen betrachtung der objecte geschöpft, sondern offenbar unabhängig von ihnen aus der culturgeschichte gewonnen; namentlich anfang und ende sind rein aus der luft gegriffen, die neulateinische dichtung beginnt weder um 1450 noch endet sie um 1610. über den terminus a quo wage ich keine vermutung; die anfänge der neulateinischen lyrik und epik liegen noch im dunkel, sie sind lediglich vom mittelalter aus zu erhellen; nur darf das nicht so geschehen, dass man nach dem vorgange Gustav Bauchs (Die universität Erfurt im zeitalter des frühhumanismus, Breslau 1904, s. 4 ff) specifisch mittelalterliche producte wie Nicolaus von Bibras 'Carmen satiricum' kurzweg als 'vorhumanistisch' bezeichnet. den terminus ad quem kann man getrost ein jahrhundert nach 1610 ansetzen: bis 1640 erscheinen in Deutschland jahr für jahr be-

Digitized by Google

trächtlich mehr lateinische als deutsche dichtungen, und noch späterhin hat die lateinische poesie rein quantitativ oft genug das übergewicht; 1693 ist das erste jahr, in dem überhaupt keine lateinische dichtung als buch gedruckt wird, ein vorgang, der sich erst 1702 widerholt; aber der strom versiegt auch dann noch nicht völlig, im messkatalog von 1710 sind sogar noch sechzehn poetische werke in lateinischer sprache verzeichnet. es kostet wenig anstrengung, diese dinge aus den tabellen in GSchwetschkes Codex nundinarius Germaniae literatae bisecularis (Halle 1850) abzulesen.

Glücklicher als in diesen allgemeinen auseinandersetzungen ist der verfasser da wo er einzelheiten erörtern kann, etwa das naturgefühl des Celtis und andrer Neulateiner (s. 23ff), die städtegedichte (s. 44ff), die feuerwaffen in der neulateinischen dichtung (s. 46 anm.), die rosenpoesie (s. 88, vgl. dazu Michels Anz. XXI 96f). auch die bemerkungen über sprache und metrik (s. 26. 28. 38) sind beachtenswert, freilich viel zu knapp und abrupt. ganz oberflächlich ist dagegen die würdigung der reisegedichte ausgefallen (s. 25 anm. 1. s. 88), die doch — mag man sie nun goutieren oder nicht — eine der wichtigsten gattungen der renaissancedichtung bilden: schon die kleine anthologie des Nathan Chytraeus 'Hodoeporica sive itineraria' (zb. Francof. 1575), vor allem aber Nicolaus Reusners reiche sammlung 'Hodoeporicorum sive itinerum totius fere orbis libri septem' (zb. Basileae 1582) hätten dies den vf. lehren können. es wäre auch zu prüfen gewesen, ob das Hodoeporicon des Micyllus tatsächlich nach dem wunsche Melanchthons, der es 1527 herausgab, ähnlichen gedichten zum vorbilde gedient hat (vgl. Classen Jacob Micyllus, Frankfurt a. M. 1859, s. 274ff). indessen, M. ist mit den poesieen Micylls, der gewis mehr war als ein durchschnittspoet, nur ungenügend vertraut, er erwähnt sie lediglich nebenbei, während er die klägliche dutzendware Peter Lindebergs wider und wider citiert.

Ein paar hübsche einzelheiten enthält der anhang (s. 97—106), in dem der vf. die beziehungen der deutschen Neulateiner zu Italien untersucht, ohne natürlich das weite thema zu erschöpfen. hier findet man allerdings manches was besser in der hauptabhandlung stehn würde, zb. die zusammenstellungen über den cultus des Arminius (s. 102, vgl. WUhl Das portrait des Arminius, Königsberg 1898, s. 15. 21) oder den preis der buchdruckerkunst (s. 103, vgl. dazu auch den panegyricus Wernhers von Themar, Zeitschr. f. gesch. d. Oberrheins 33 [1880] s. 34f; vergeblich hofft man, an dieser stelle auf nähere mitteilungen über die in Italien verschollene schrift Wimphelings 'De arte impressoria' zu stofsen, vgl. Knepper JWimpheling, Freiburg i. B. 1902, s. 236). was M. s. 104 über die wertschätzung Petrarcas bei den deutschen humanisten und über die deutschen Petrarcaübersetzungen be-

Digitized by Google

richtet, liefse sich unschwer ergänzen; aber mit einer hand voll bibliographischer notizen darf man diesen gegenstand nicht abtun: er fordert eine selbständige darstellung, die nicht erst am ende des quattrocento, sondern bereits ein jahrhundert früher einzusetzen hätte (vgl. Burdachs akademiebericht 'Über forschungen zum ursprung der nhd. schriftsprache und des deutschen humanismus', Berlin 1903, s. 10ff).

Berlin, 21 october 1908. HERMANN MICHEL.

Sophie von La Roche und Wieland. zum hundertjährigen todestage der dichterin (18 februar 1807). von dr KUNO RIDDERHOFF. Hamburg 1907. gelehrtenschule des Johanneums zu Hamburg. III u. 42 ss. gr. 8°.

Sophie von La Roche Geschichte des fräuleins von Sternheim. herausgegeben von KUNO RIDDERHOFF. [Deutsche litteraturdenkmale des 18 u. 19 jh.s 138]. Berlin, B. Behr 1907. XXXIX u. 345 ss. 8°. — 6 m.

R. will in dem programm Wielands persönliches und litterarisches verhältnis zu Sophie von La Roche darstellen und ein bild der La R. zeichnen. die aufgabe ist lohnend. seit den älteren lösungsversuchen sind, besonders durch Hassencamps briefband, so viele neue urkunden bekannt geworden, dass eine überprüfung nötig war. die hälfte der schrift ist denn auch mit briefauszügen und deren erläuterungen gefüllt. die auffassung ist nicht überall sicher zu stellen und mir selbst da nicht immer einwandsfrei, wo R. die sachlage klar findet, zb. s. 11. denn von den briefen der La R. sind wenige bekannt und W.s briefe sind lückenhaft erhalten, auch bereitet ihre datierung grofse schwierigkeiten. R. verweilt länger bei der verlobung und entlobung, kürzer bei der wideranknüpfung des verhältnisses und gibt von 1772 ab überhaupt nur eine rasche übersicht. das erklärt sich wol zuerst durch den knappen raum der ihm zur verfügung stand (s. 1), dann auch daraus, dass die zeit der ruhigeren verbindung weniger ergibig ist.

S. 23 wendet R. sich zur darlegung der litterarischen beziehungen. hier kommt er leider über allgemeine und allbekannte andeutungen wenig hinaus. und gerade hier war gewinnbringende arbeit zu leisten. es muste meines erachtens im einzelnen untersucht werden, wie Sophie in W.s dichtung, wie er in ihrer dichtung auftritt. daraus lässt sich für die gegenseitige auffassung viel mehr erschliefsen als aus dem briefwechsel. der verschönernde zusatz, der sich allenfalls durch die einfügung in die dichtwerke bildete, ist zumeist leicht abzuziehen. vor allem war das bild das sich aus den an sie gerichteten gedichten W.s ergab — R. hat sie nicht einmal verzeichnet (vgl. Freundesgaben für CAHBurkhardt s. 126f 132ff, auch 130ff) —, zu entwerfen. es war zu erörtern, ob änderungen der vorstellung mit dem wechsel der dichtnamen ein-

Digitized by Google

treten. gerade weil sinnliche leidenschaft und seelische schwärmerei neben einander auflodern und in den verschiedenen stimmungen der bräutigamszeit, des bruches, der auf- und abschwankenden freundschaft sich äufsern, geben die dichterischen abbilder eine vielseitige und vollständige vorstellung Sophiens. und auch ihre zeichnung W.s lohnt es sich ins einzelne zu zergliedern, wobei allerdings die rücksicht auf ihren gatten bei der bewertung hoch einzuschätzen ist. eindrucksvoller ist was sie über sich sagt; mit offener selbstgefälligkeit lobt sie ihre schönheit, ihr benehmen, ihre bildung, ihre güte; von der fast unterwürfigen bescheidenheit ihrer briefe ist hier wenig zu spüren. Sophie war ein andringliches frauenzimmer, unersättlich und ermüdend in ihren freundschaftsansprüchen. hätte W. nicht die treue der ersten liebe und die dankbarkeit für ansprache während der Biberacher einsamkeit bewahrt, er würde sie ebenso wenig wie andere auf die dauer ertragen haben. das bild das R. von ihr gibt, ist nicht scharf umrissen und blass.

S. 30 ff behandelt R. die entstehung der Sternheimgeschichte, teilweise der anregung Hassencamps (Neue briefe s. 144 anm. 1, s. 157 anm. 5) folgend. das gleiche thema hat er in seiner einleitung zum neudruck erörtert. diese darlegungen halte ich für das wichtigste ergebnis der beiden schriften. darnach entstand der roman langsam, aus unzusammenhängenden briefen und geschichtchen sich umbildend. dass die widerholt in briefen erwähnte 'anecdote silesienne' einzelnes dazu abgegeben hat, glaube ich Hassencamp und R. aber ich nehme, entgegen R. s. 32 und XI, an, dass sie überdies noch in der 'anecdote allemande' vorligt. ich kenne diese allerdings nur in der überarbeitung der La Fite (Mémoires de mlle. de Sternheim 1774, II 231 ff), und die namen sind hier andere als in den briefen; dieser wechsel ist aber auch bei den Sternheimpersonen zu beobachten. die heldin reist aus Holland über Berlin in den deutschen 'canton', in dem die geschichte spielt: das spricht nicht gegen Schlesien; und die vier damen und der neveu, vor denen die hauptperson singt und, zwar nicht laute, aber klavier spielt (Hassencamp s. 145), sind auch da vorhanden (La Fite s. 248).

In seiner einleitung gibt R. sodann einen überblick über die aufnahme des romans. es ist lehrreich zu sehen, wie diejenigen welche W. für den verfasser halten, das buch schelten, und jene welche die verf. kennen, den herausgeber wegen seiner einleitung und seiner anmerkungen schelten. dass W. damals mehr feinde denn freunde hatte, ist bekannt; eine hinreichende begründung dafür weifs ich nicht. auch nicht, ob W. über seine litterarische geltung völlig klar war. wenn man aber die La R. auf seine kosten lobte, so war das doch wol der berechnete erfolg. W.s einleitung ist fiction, die verf. wurde nicht durch die drucklegung ihres werkes überrascht; man sieht, W.

Digitized by Google

will durch diese entstellung etwaigen tadel von ihr auf sich ziehen; um den recensenten den wind aus den segeln zu nehmen, weist er selbst auf die schwächen des patronisierten buches hin. das war nicht so ungeschickt und tactlos, wie R. s. 38 und XXII meint; das war vielmehr sehr geschickt und würksam. ohne W.s namen und kritik hätte das werk nicht entfernt das aufsehen erregt, das lob geerntet. überdies konnte das gedruckte buch andern besser zu sein scheinen als es W. vorkam, dessen urteil von den vorstufen bestimmt war. wieviel er während der entstehung daran tat, ist aus den briefen mehr zu ahnen als zu beweisen; wie viel er und Riedel an der fertigen handschrift noch feilten, ist nur an den dankbezeugungen der La R. für W.s mühe mit ihren rêveries zu messen; vgl. auch Böttiger Litterarische zustände und zeitgenossen I 159. wer eine gröfsere reihe briefe von ihr vor sich hat — ich kenne aufser der Dresdner sammlung, aus der Muncker einiges mitteilte, noch andere —, der sieht wie unbeholfen ihr Deutsch ist, wie dringend es des correctors bedarf. W. hat der verf. niemals seine bedenken übers ganze und über einzelnes verhehlt; er muss das was poetisch an dem werke ist, doch sehr deutlich verspürt haben; sonst hätte er sich nicht so viel um etwas bemüht, was ihm künstlerisch nicht genügen konnte, ja was ihm bei seiner abneigung gegen den überwundenen Richardson und dessen briefform widrig war. dies gieng so weit, dass er der übersetzerin La Fite vorschlug, 'de fondre les lettres en récit', wie mich deren (ungedruckter) brief vom 3 februar 1772 belehrt. sie hat sich nicht darauf eingelassen, weil sie briefromane andern vorzog, und vor allem, weil ihre übersetzung schon zu weit vorgeschritten war; sie beschränkt sich darauf, die nachlässigkeiten auszubessern, deren sie beim übersetzen mehr bemerkte als beim lesen. und sie befolgt W.s rat frei zu übersetzen: *je tacherai de finir les Lettres un peu moins brusquement qu'elles ne finissent dans l'Original, je permettrai quelquefois d'abréger les réflexions et de supprimer certaines figures telles par exemple que Das Feuer der Untersuchung und das Wafser der Wiederwärtigkeit.* das erklärt manche änderung, die R. in den anmerkungen zum neudruck gebucht hat.

In diesen ist auch knapp auf vorbilder aus Sophiens lebenskreis hingewiesen, ferner auf die anlehnung an Richardson, die auch in der einleitung s. XXXIII ff allgemeiner behandelt wird; R. hat bekanntlich schon 1895 in seiner dissertation Erich Schmidts beobachtungen in dieser richtung ergänzt. frau La R. war freilich sehr ärgerlich, als sie von Gemmingen hören muste: die porträts wären alle aus Pamela und Clarissa, und entrüstet sich in einem (ungedruckten) briefe vom 19 februar 1772: *ist Wielands Bild aus der Pamela, sind es meine Gesinnungen für ihn? der alte Stadion — La Roche und meine Damen sinds auch nicht.*

Digitized by Google

Der letzte teil der einleitung gibt die bibliographie; R. verzeichnet drei Weidmannsche drucke der Sternheim von 1771 und bis 1787 fünf nachdrucke. (GWendt hat in der Litterar. beilage der Karlsruher zeitung 9 november 1879 nr 32 behauptet, es seien in kurzer frist neun auflagen erschienen). dass R. sich die mühe der collation der nachdrucke gemacht hat, ist zu bedauern; sie sind doch sofort an den firmen Walthard-Bern, Fleischhauer-Reutlingen, Schmieder-Karlsruhe als solche erkennbar. die Weidmannschen drucke stammen gewis nicht alle aus dem einen jahr ihres titels; die handlung hat hier wie sonst 'nachschüsse' sich erlaubt. irgendwelchen anteil der verfasserin oder des herausgebers an den späteren auflagen anzunehmen, ligt keinerlei anlass vor; wären die 'doppeldrucke' nicht heimlich veranstaltet worden, so würden sie sich durch jüngere datierung als neue auflagen bekennen. auch wären solche fehler beseitigt worden, wie sie die verf. in (ungedruckten) briefen an W. vom 28 juni und 27 october 1771 rügt. sie schreibt: s. 100 des ersten teiles fehle nach: '*den treuen Seegen Ihres Vatters*': '*und alle Tugenden Ihres Geschlechts mitbringen*' (neudruck 58, 23 f); das folgende '*mit all diesen Schäzen' schicke sich ohnmöglich allein auf den* '*Seegen des Vatters*'. s. 230 des zweiten teiles heifse es: '*und weinst über seine Vergessenheit*'; es sollte heifsen: '*nun fragst du was würde er sagen? und weinst — — Vergessenheit! o nimm diesen Theil meiner Geschichte aus meinem Gedächtnisse weg*' (neudruck 300, 1 ff). in der tat ist die druckstelle sinnlos: ihr herz fragt, was würde Seymour sagen, und weint über seine vergessenheit und soll diesen teil wegnehmen und ihn nimmer in ihr gedächtnis kommen lassen! der brief gibt das richtige. war derlei beobachtet, so muste es bei neuauflagen desselben jahres gebessert werden. da es nicht geschah, ist erwiesen, dass die Weidmannschen doppeldrucke nicht authentisch revidiert sind, was übrigens von vorn herein anzunehmen war. darnach ist derjenige druck einem neudruck zu grunde zu legen, der als der älteste erkannt wird; diesen hat R. richtig bestimmt nach der grössten zahl der druckfehler, über die sich die verf. ja beklagt. er durfte aber nicht den 'besten' der Weidmannschen drucke als vorlage wählen, wie er getan hat; denn was factor und setzer 'gebessert' haben, gilt für uns nicht, dies amt gebührt nur dem philologisch geschulten herausgeber.

Der druck den R. benutzt hat ligt mir nicht vor. bei stichproben hab ich keine einzige seite seines neudrucks in voller übereinstimmung mit meinem exemplar (seinem A oder B) gefunden. einige beispiele lassen überdies erkennen, dass die von R. gewählte ausgabe auch keineswegs den 'besten' druck bietet. 8,30: *bey denen gar niemals eine Frage seyn soll, ob sie auch gefallen werden*; neudr.: *bey denen es* usw. 25,22 *Du hast . . . gemissbraucht*; neudr.: *missbraucht*. 40,3 *seine junge Leute*; neudr.: *seine jungen L.* um-

Digitized by Google

gekehrt 56,20 *ihrem innerlichen Wesen*; neudr.: *innerlichem*. 81,27 *der verdienstvolle Mann*; neudr.: *der verdienstvolleste*. 113,17 *ich .... suchte indessen die R* folgend* [adverb.] *auszulocken*; neudr.: ...*folgendes* .. 304,18 *'Das Wasser floss*; neudr.: *d. W. schoss*. [La Fite: *couloit]*. 305,32: *hinter einem Bette*; neudr: *h. e. Brette*. usw. widerholt hat der neudruck, also doch seine vorlage auch, die sperrung beseitigt, was gewis nicht authentisch ist.

Wenn ich nun noch einzelnes an den ausführungen R.s zu ergänzen und zu berichtigen suche, verwahre ich mich dagegen, dass es als tadel aufgefasst werde; es ist wahrlich kein kunststück, wenn ich bei so langer beschäftigung mit W. in der litteratur etwas besser bewandert bin.

Zum programm s. 7: die aus W.s brief vom 30 juni 1752 angeführten verse stammen teils aus der Thomsonübersetzung (Bodmers, oder wie Vetter Bodmer-denkschrift s. 341 nahe legt: Sulzers) D. Litteraturdenkmale 22, 158, teils aus Bodmers Noah 1752 3, 625 ff. — s. 9 f: wie W.s mutter in die entlobung eingriff, zeigt ein in der Neuen Züricher zeitung 22.24 september 1883 nr 265.267 veröffentlichter brief. — s. 13 f: den brief W.s vom 12 december 1753 hat Sophie doch wol erhalten, sonst wär er nicht in ihrem nachlass gefunden worden; dass sie ihn nachträglich eingefordert habe, nachdem sie seinen inhalt aus dem brief vom 30 januar 1754 erfahren hatte, halt ich für sehr unwahrscheinlich. aus ihrer verlobung mit La Roche erklärt sich zur genüge, warum sie nicht antwortete; W. nahm daraufhin an, der brief sei unterschlagen worden. — s. 16: im sommer 1755 wurde der briefverkehr unterbrochen und durch Cateau v. Hillern neu angeknüpft: Hartmann, Besondere beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 29 juli 1904 nr 11.12 s. 181 ff. — s. 26: 'Die erste Liebe' ist nicht nach der trennung von Sophie verfasst, sondern 1774 nach der verlobung der adressatin Julie vKeller: Freundesgaben f. CAHBurkhardt s. 135 f. — s. 27 klingt der wortlaut, als ob Agathon zeitlich vor Don Sylvio liege; er ist zwar früher begonnen, wenn man von der vorstufe des Don Sylvio, der in der Schweiz ersonnenen lügengeschichte, absieht, aber zwei jahre später erschienen. — s. 28: für die einführung der La R. in die dichtkunst ist nachzutragen: Euphorion (1906) 13, 468 ff. — s. 40: dass W. am 2 band von Rosaliens briefen teil hat, konnte R. aus der ihm bekannten abhandlung Munckers, Sitzungsberichte der bayr. akad. der wissenschaften 1903 2, 184 schliefsen: da ist erwähnt, dass brief 67 in W.s nachlass handschriftlich in einer vom druck abweichenden form erhalten sei. ich würde meine collation gerne hieher setzen, wenn raum wäre; so wie dieser brief werden auch die Sternheimbriefe umgemodelt worden sein.

s. XXII der einleitung zum neudruck: der rec. der Allg. deutschen bibliothek Sr. ist nicht Sulzer, sondern Musäus,



wie Parthey lehrt. — s. XXXIII: nach dem Almanach der deutschen musen auf 1773 s. 141 hat die La Fite 1772 Utrecht auch die übertragung der Sternheim ins holländische geliefert u. d. t.: De hoogduitsche Clarissa, of geschiedenis van de freule van Sternheim. BERNHARD SEUFFERT.

Das naturgefühl in Goethes lyrik bis zur ausgabe der schriften 1789, von dr phil. ARTHUR KUTSCHER. [Breslauer beiträge zur litteraturgeschichte hg. von WKoch und GrSarrazin VIII.] Leipzig, MHesse, 1906. X 178. — 5 m.

Wenn eine arbeit über Goethes naturgefühl um die italienische reise herum abbricht, so lässt sich das innerlich kaum rechtfertigen: wir sind ja wol einig, dass für dieses zugleich künstlerisch und organisch sich entwickelnde leben Italien keinen scharfen einschnitt, sondern eine notwendige, erfüllende und ruhig fortleitende daseinsphase bedeutet. aber der doctordissertation will ich den traditionellen haltepunct nicht verübeln, so sehr ihr abschluss darunter leidet. bedenklicher ist die beschränkung auf die lyrik, neben der wesentlich briefe und tagebücher von K. ausgenützt werden. ihn bestimmt dabei wol die vorstellung, dass diese unmittelbaren lebensäufserungen ein echteres bild des naturgefühls geben als die gröfseren werke mit ihren stark gesteigerten ansprüchen an künstlerisches bewustsein. aber auch die naivste improvisation des augenblicks ist immer abhängig von dem tiefer gegründeten verhältnis der dichterischen gesamtpersönlichkeit zur natur. und nun gar bei Goethe: wie soll man seine fühlbarkeit für die natur ohne Werther und Faust würdigen, ganz zu schweigen von den unschätzbaren zeugnissen, die zb. Stella und Proserpina und Nausikaa, jede für ihre zeit, ablegen. die stoffbeschränkung hat denn auch für K. ihre schädlichen folgen gehabt: die allzu starke betonung des lyrischen gefühls macht das bild einseitiger als K. das beabsichtigte. nur die Leipziger und Strafsburger periode kommt würklich zu ihrem recht; beim sturm und drang wird K. mit dem überschwall des persönlichkeitsgefühls nicht fertig; besser gelungen sind dann wider die ersten Weimarer jahre; aber von dem augenblicke an, wo mit dem naturgefühl die mächte der naturanschauung, -erkenntnis, -symbolik immer dominierender ihren unlöslichen bund eingehn, in der vorbereitung und gegenwart Italiens, flaut die zu lyrisch eingestellte betrachtungsweise ab, weil der standpunct die freie ausschau hindert. ich betone das, grade weil K. keine specialisierende zeugnissammlung geben, sondern von seinem centrum aus in das herz dichterischen lebens vordringen möchte.

K. geht so vor, dass er die einzelnen gedichte im wesentlichen nach chronologischer folge durchspricht. die zusammen-

Digitized by Google

fassung fällt meist viel zu mager aus; in der einzelbetrachtung erfreut weniger schärfe der auffassung als wärme und feinheit der nachempfindung; ein, namentlich für die frühere zeit, reicher kranz von parallelstellen, der sich in kleindruck anreiht, bringt zumal aus der englischen poesie, aus Ossian, Thomson ua., aber auch aus Klopstock ua. allerlei hübsche und erhellende nachweise, die geeignet sind, den anteil der anakreontik an G.s lyrik noch mehr einzuschränken, als das ohnehin in den lezten jahren geschehen ist. für die interpretation der G.schen lyrik hat K. rühmenswertes geleistet, wenn auch nicht so viel wie er selbst wol glaubt: seine belesenheit in andern autoren hat ihn von der eigentlichen Goethelitteratur anscheinend etwas abgezogen. nirgends zb. begegnet Veit Valentins name; die recht unbefriedigenden bemerkungen über das 'Heidenröslein', 'So ist der held', 'An den mond', über die zwischen Lenz und Goethe strittigen lieder, über die Mahomethymnen ua. deuten auf vernachlässigung der einzelforschung: beachtet K. doch nicht einmal, dass Mahomets nachthymne ihrem wesentlichen inhalt nach auf der 6 sure des Koran beruht. aber auch abgesehen davon dürfen verse, die aus einer rolle heraus gesprochen werden, nicht so uneingeschränkt für den dichter selbst verwertet werden, wie K. das sogar für Christi worte im 'Ewigen juden' tut: es braucht da eine andre methode. das liederbuch 'Annette' kommt bei K., so viel ich sehe, überhaupt nicht vor. während er selbst vor dem harmlosen vertrauen zu 'Dichtung und wahrheit' warnt, eine heutzutage ziemlich überflüssige warnung, verwertet er doch die evident anachronistischen stimmungsbilder des 6 buches für G.s vor-Leipziger naturgefühl, ohne sie nach dem kindlichen brief vom 21 juni 1765 zu corrigieren. und so wäre noch manches, auch von tatsächlichen versehen, zu bessern. anderseits sei betont, dass K. zb. den Oden an Behrisch gerechter wird als die meisten Goethedarsteller (ich schätze sie, schon um ihrer unbegreiflich reifen rhythmischen energie willen, noch höher ein), dass er an die 'Schöne nacht', an 'Willkommen und abschied', 'Herbstgefühl' ua. vortreffliche bemerkungen schliefst, dass er auch fruchtbare allgemeinere beobachtungen macht, zb. über G.s geringen und allzu typischen farbensinn vor Italien.

Die vorzüge des fleifsigen und feinfühligen buches würden weit stärker hervortreten, wenn sich sein verf. halb so kurz gefasst, wenn er seine materialien energisch verarbeitet hätte. handelt es sich um handschriftliches, nicht ohne weitres zugängliches material, wie es Freye in seiner studie über Jean Pauls 'Flegeljahre' zu verwerten hatte, so ist reichliche mitteilung im interesse der philologischen nachprüfung notwendig: ich bin da sehr andrer meinung wie Walzel (oben s. 80). aber bei Goethe? dass der anfänger alles für neu hält, was er zufällig nicht schon gedruckt gelesen hat, ist nun einmal nicht zu ändern. doch auch

Digitized by Google

so ist es nicht zu rechtfertigen, wenn uns zb. Herders einfluss auf den Strafsburger Goethe zum fünfhundertsten male vorgetragen wird, keineswegs in scharfer und dadurch eigenartiger beschränkung auf das besondre thema! ganze bogen werden von K. mit abdrucken bekanntester gedichte gefüllt, denen dann womöglich noch eine breite paraphrase folgt; die geläufigsten, vom eigentlichen thema zum teil ziemlich abliegenden brief- und tagebuchstellen werden in extenso mitgeteilt; — kurz, in dem ermüdenden übermafs des längst geläufigen verliert der leser die geduld, auf das förderude gute und feine zu achten, das dazwischen oft genug begegnet. ich bedaure diese selbstschädigung: K. hat, wenigstens für den jungen Goethe, jugendlich helle augen, die selbst sehen. das ist schön: warum macht er uns durch seine vereinzelnde breite die schwächen seiner erfahrung und schulung gar so fühlbar? Roethe.

Serbische trochäen. eine stiluntersuchung von Oskar Masing. [= Probefahrten hrsg. von Albert Köster, 10 bd.] Leipzig, R. Voigtländer, 1907. 50 ss. 8°. — 1,60 m.

Man hat bisher angenommen [1], unsere metrik verdanke die reimlosen trochäischen fünftacter den versuchen Herders und Goethes, die klingend ausgehnden zehnsilbler der serbischen volkslieder deutsch widerzugeben. der verf. weist indes gleich zu anfang der vorliegenden arbeit nach, dass der anakreontiker Götz schon 1764 zwei hendekasyllabische gedichte des Catull in dem versmafs welches wir heute 'serbische trochäen' nennen, übersetzt hat, also mehrere jahre ehe Herder die drei 'morlakischen' volkslieder und Goethe den berühmten 'Klaggesang' kennen lernten und übertrugen; ein drittes, ebenfalls 1764 an Gleim übersantes und metrisch gleiches gedicht Götzens scheint frei erfunden zu sein. vielleicht hat Götz überhaupt den akatalektischen trochäischen quinar dem römischen lyriker, der ihn gelegentlich anwendet, abgeborgt, und da die eine seiner übersetzungen, 'An den Fabullus', im Göttinger Musenalmanach auf 1772, also an sehr sichtbarer stelle, erschienen ist, lässt sich die vermutung nicht ganz abweisen, dass dies von Götz dem Catull entlehnte versmafs sich dann Herdern empfahl, als er die italienischen endecasillabi seines gewährsmanns, des abbate Fortis, übertragen wollte.

Weiterer historischer betrachtung entschlägt sich der verf., um sich, anregungen der 'Neuhochdeutschen metrik' Minors folgend, mit den syntaktischen und stilistischen begleiterscheinungen

[1] vgl. zb. die [in der folgenden recension besprochenen] schriften von Milan Ćurčin und Camilla Lucerna, ferner Ćurčins aufsatz 'Petostopni (srpski) trohej' (Srpski Književni Glasnik, jg. 1905, heft 6—8), woselbst geschichte, wesen und verbreitung des 'deseterac' — so nennen die Serben das metrum — erörtert werden.

Digitized by Google

des metrums zu befassen. das material aus dem er seine schlüsse zieht, umfasst 164 dichtungen gröfseren oder kleineren umfangs von insgesamt 21 dichtern (Götz, Herder, Goethe, Kosegarten, Joh. Mich. Hamann, Seume, Chamisso, Immermann, Platen, Kopisch, Gaudy, Rückert, Mörike, Kurz, Hebbel, Geibel, Schack, Heyse, Keller, CFMeyer, Liliencron). da von jedem dieser dichter die gesamte in trochäischen quinaren abgefasste production berücksichtigt ist und in der angeführten reihe aufser Baumbach (mehrere abschnitte des 'Zlatorog') kein namhafter fehlen dürfte, ist den aus solchem material richtig gezogenen schlüssen beweiskraft zuzuerkennen. zu billigen ist auch, dass M. directe übertragungen aus dem serbischen und sonst südslavischen (Talvj, Gerhard uaa.) aus seiner statistik ausgeschlossen hat, weil es ihm darauf ankam, nachzuweisen, 'dass gewisse seltsamkeiten des stils lediglich durch das metrum provociert werden können, und nicht durch adoption der ausdrucksmittel eines vorbildlichen kunstwerks entstanden zu sein brauchen'. dass dennoch eine kleine fehlerquelle offen bleibt, wird sich der scharfsinnige verf. nicht verhehlt haben: wol bei den allermeisten der von ihm untersuchten dichter haben sich während des poetischen processes gleichzeitig mit dem metrum auch reminiszenzen an die Talvjschen übertragungen der serbischen volkslieder eingestellt und wortwahl, satzbau, stil beeinflusst — dem dichter bewust oder unbewust. — übersehen hat M., dass Schack im bd 3 von 'Orient und Occident' (1890) das epos 'Raghuvansa' des Kalidasa in 'serbischen' trochäen übersetzt hat. ich würde nicht darauf hinweisen, wenn M. nicht s. 3 sagte: 'die trochäenproduction jedes einzelnen dichters ist, soweit sich dies irgend tun liess, in ihrem vollen umfange berücksichtigt.' das versmafs des indischen originals ist natürlich ein ganz anderes,

Die wichtigsten und durch den eben gemachten einwand keineswegs angefochtenen ergebnisse der untersuchungen Masings sind die folgenden: das metrum bevorzugt (53 proc. gegen 29 proc. in classischer prosa!) aussagesätze, die durch object, adverb, prädicatives attribut, nominale prädicatsteile eröffnet werden, was nicht selten zu gewaltsamen und kühnen inversionen führt und dem ausdruck würde und emphase verschafft; dagegen tritt das verbum finitum verhältnismäfsig selten (7 proc. gegen 12 proc. in der prosa) an die spitze. auch im innern und am ende des satzes übt das versmafs invertierende kraft: 'gewichtigere, stärker betonte worte tauschen ihren rechtmäfsigen standort gegen den platz subalterner satzteile, auf dem sie sich nur behaupten können, indem sie ihren accent emphatisch verstärken'. nach sparsamkeit des ausdrucks strebt der serbische trochäus, wenn er zahlreiche sätze durch ein gemeinschaftliches subject coordiniert, um womöglich vers auf vers mit dem verbum finitum, also mit einer arsis beginnen zu können; selbst das schlussglied wird, entgegen

Digitized by Google

unserm sonstigen sprachgebrauch, sehr häufig ohne conjunction angeschlossen. gleichen metrischen bedürfnissen werden gerne die bestimmten artikel preisgegeben und so, nach des verf. feiner bemerkung, die gattungsnamen zum rang von eigennamen erhoben. hierher gehören auch conjunctionslose fassung von conditional- und concessivsätzen, participialconstructionen nach art des ablativus absolutus, dann ellipse des hilfszeitworts. umgekehrt stellt sich mit dem versmafs häufig ein bedürfnis nach fülle des ausdrucks ein: interjectionen (*Ja! ach! oh! weh! traun! pfui!*), interjectionelle imperative (*horch! sieh! schau!*; vom verf. nicht ganz passend unter der rubrik 'wortstellung am anfang des satzes' abgehandelt) müssen zur herstellung trochäischer satzanfänge dienen, desgleichen die conjunction *und*, und ähnlich widerholungen von substantiven und verben. überall im verse, besonders aber an seinem ausgang, herscht eine vorliebe für formen wie: *sahe, leichte, zurücke, all das gold ist deine, gegrüfset, melket, treuelosen, mundeswinkel* udgl. andere erscheinungen synkopischer und apokopischer natur eignen, wie der verf. wenigstens bei einer derselben hervorhebt, diesem versmafs so gut wie vielen andern.

Es ergibt sich hieraus, dass das innere metrische gesetz der serbischen trochäen eine ganze reihe grammatischer erscheinungen hervorruft, welche insgesamt dazu beitragen, einen stil 'würdevoller ruhe und emphatischer eindringlichkeit, fremdartiger, antikisierender oder volkstümlich primitiver redeweise zu erzeugen'. ein derartiges versmafs ist natürlich in der stoffwahl beschränkt, oder umgekehrt: nicht jeder beliebige stoff kann in die form der serbischen trochäen gegossen werden. die statistik M.s zeigt, dass es mit verschwindend wenigen ausnahmen gegenwartsfremde themen sind, denen sich das metrum bequemt: historisches, sagenhaftes, legendäres, exotisches; das drama weifs mit den trochäen nur selten etwas anzufangen, und wenn, dann nur in monologischen oder ausgesprochen lyrischen partieen.

Der arbeit Ms. fehlt nicht eben viel zur mustergiltigkeit für ähnliche metrische monographieen. sie ist im ganzen sehr gut disponiert, von angemessen bescheidnem umfang und daher übersichtlich, in ihren schlussfolgerungen überzeugend und verlässlich, überdies noch anziehend geschrieben, und verrät durchaus eine gute schule. analoge betrachtungen andrer trochäischer, dann der iambischen versmafse würden Masings ergebnisse erst ins rechte licht setzen, nämlich dartun, wie viele von den beobachteten erscheinungen dem serbischen trochäus allein, wie viele dem trochäus überhaupt, wie viele schlechterdings dem regelmäfsigen wechsel betonter und unbetonter silben gutzuschreiben sind.

Beiläufig: über die eröffnung des epischen berichts 'durch exponierende fragesätze' (s. 14), genau gesagt: durch im frageton

Digitized by Google

vorgebrachte, zuletzt abgelehnte erklärungsversuche irgend eines phänomens — die in letzter linie das phänomen gleichnisartig illustrieren, so zb. der eingang des 'Klaggesangs' — ein schema, das, wie M. ja einsieht, direct der slavischen volksdichtung entlehnt ist und daher in seiner syntaktischen systematik nichts zu suchen hat, handelt (mit ausführlichen litteraturangaben) Ćurčin aao. s. 74 f; vgl. auch meine notizen Euphorion 2 erg.-heft s. 136; Zs. f. d. ö. gymn. 1904, 1122 f.

Wien. ROBERT F. ARNOLD.

Das serbische volkslied in der deutschen litteratur. Wiener dissertation von MILAN ĆURČIN. Leipzig, Gustav Fock 1905. 8°. 220 ss. 8°. — 4 m.

Sein programm entwirft der verfasser in folgenden worten (Einl. s. 2/3): 'es ist ein zusammenhängendes bild zu geben von der rolle des serbischen volksliedes in der deutschen litteratur; insofern die beschäftigung mit ihm bei verschiedenen vertretern, nach der intensivität ihres einflusses auf die weitere entwicklung der litteratur, eingehend geprüft und festgestellt, ihre beziehungen zu einander und zu den quellen erschöpfend dargestellt werden können, wird die fülle bisheriger zerstreuter berichte, aufsätze und studien zum teil entbehrlich gemacht, zum teil berichtigt auf eine stelle zusammengebracht. dadurch würde die übersicht über das vorhandene erleichtert werden und die grundlage zur bequemeren weiteren forschung auf diesem gebiete geboten'. dass hinter dem wollen das vollbringen nicht zurückgeblieben ist, glaub ich nach durchsicht der arbeit feststellen zu können, soweit dies ohne genaue nachprüfung von einzelheiten möglich ist.

In der einleitung weist Ćurčin auf die tatsache hin, dass das gebiet der serbischen volkspoesie von der deutschen forschung noch lange nicht in wünschenswertem mafse ausgebeutet worden sei, und nennt die einzelnen strecken, deren noch jungfräulicher boden reiche ernten verheifse; sodann leitet er zum hauptstück der arbeit über, das sich seinerseits in zwei gröfsere abschnitte gliedert. der erste (unter dem etwas umständlichen titel 'Die zeit des aufblühens der pflege des volksliedes in Deutschland') handelt von den Morlakendichtungen in Herders Volksliedern. die in betracht kommenden stücke werden textgeschichtlich erklärt, ihrem inhalte nach charakterisiert und im einzelnen commentiert, und zwar wird Goethes 'Klaggesang' besonders eingehend untersucht. den zeitpunct der entstehung des Herderschen 'Gesanges von Milos Cobilich und Vuko Brankovich' glaubt Ćurčin in den jahren nach 1775 suchen zu müssen, und begründet seine meinung auf s. 25 folgendermafsen: '. . , die blofse tatsache, dass Herder das gedicht 1773 bereits in den händen gehabt hat, genügt nicht als beweis, dass er es auch gleich in die arbeit nahm; da-

Digitized by Google

gegen aber sprechen mehrere umstände. vor allem wäre es unerklärlich, dass Herder, ohne vom originalverse eine ahnung zu haben, diesen an die stelle des Fortisschen endecasyllabo richtig eingesetzt haben sollte. und dieser vers weicht gar nicht im einzelnen von der metrischen form der beiden anderen morlakischen geschichten ab, die wir sicher datiert aus der Weimarer zeit wissen. überhaupt ist die ganze übersetzungsart die gleiche, so dass der 'Gesang von Milos Cobilich und Vuko Brancovich' kaum viel früher als die beiden andern in deutsches gewand gekommen sein kann'. ich muss gestehn: was der verfasser hier zu gunsten seines datierungsversuchs anführt, erscheint mir nicht völlig überzeugend. in einer arbeit über Goethes Klaggesang [1] hat Camilla Lucerna darauf hingewiesen, dass wie für den rhythmischen bau des Goethischen gedichtes, so auch für das metrum der Herderschen übersetzung der erste vers des originals mafsgebend gewesen sein kann: *Belle a veder son le vermiglie rose* lässt sich wol nicht natürlicher und treuer übertragen als durch die worte: *Schön zu sehen sind die roten rosen* (s. 20). und kurz vorher, auf s. 19, heifst es: 'er mochte wol in seiner heimat lieder ähnlichen tonfalls gehört haben. seine estnischen, lettischen, litauischen volksgesänge weisen vorwiegend fallenden rhythmus auf'. ich möchte noch hinzufügen, dass Götz bereits im jahre 1764 reimlose trochäische fünftacter mit klingendem ausgang gebaut und vor 1772 ein gedicht von derselben rhythmischen form veröffentlicht hat. wenn dieses Herder bekannt gewesen sein sollte, so wäre damit ein grund mehr gewonnen für die annahme, die trochäenverse der geschilderten art seien Herders ohr geläufig gewesen.

Das thema des zweiten hauptabschnittes bilden die litterarischen bestrebungen, die vom zweiten jahrzehnt des 19 jh.s an in Deutschland dem serbischen volkslied zugute kommen. die tätigkeit die Vuk Stefanović Karadžić und seine deutschen förderer, Jacob Grimm, Goethe, Talvj und Gerhard, auf diesem gebiete entfalten, wird eingehend betrachtet, und auch der epigonen gedenkt Ćurčin in zwei schlusscapiteln, wobei eine fülle gedruckten und handschriftlichen materials verwertet wird. interessant ist die beleuchtung, in die der vf. die person des frl. vJacob rückt: das 'frauenzimmerliche' im wesen und tun der talentvollen dame ist es, das den wert ihrer leistungen etwas herabstimmt und ihnen den idealen schein der begeisterung für die sache, an dessen stelle die anbetung der person Goethes tritt, raubt. diese strenge kritik wird auf grund beachtenswerter tatsachen eingehend motiviert.

[1] die südslavische ballade von Asan Agas gattin und ihre nachbildung durch Goethe. von Camilla Lucerna . . . Berlin, A. Duncker, 1905 [Forschungen zur neueren litteraturgeschichte, hrsg. von Franz Muncker . . . XXVIII]. Ćurčin hat diese abhandlung nicht mehr berücksichtigen können.

Digitized by Google

An den schlufs seiner schrift stellt Ćurčin ein umfangreiches bibliographisches verzeichnis.

Was die äufsere form der abhandlung betrifft, so wird man die nicht ganz seltenen sprachlichen unebenheiten (zb. s. 81 'frau des Asans', s. 83 'den der bruder an kadi schreiben soll', s. 179 'setzte er morgen darauf', s. 157 'so soll sich Savigny . . . mit den volksliedern befreundet haben und las sie widerholt', s. 180 'wenn man tiefer dahintersehen würde' usw.), vielleicht auch gewisse seltsamkeiten der orthographie (s. 5 'fasen', s. 151 'syrenen und nymphen' usw.) und interpunction (s. 141 'dass die meisten ausländer, aber auch einige einheimische, deuter mit unrecht die vila . , . hinstellen', s. 65 . . 'die dunklen stellen im originaltext selbst, werde ich im commentar anführen' usw.) auf rechnung der nationalität des verfassers setzen müssen. von druckfehlern ist die arbeit leider nicht frei (s. 134 'Tavj', s. 163 'fasst' = beinahe, s. 5 'büchleins, dass nur 100 gedichte . . . . enthielt' usw.).

Riga. OSKAR MASING.

Novalis Schriften. hrsg. von J. MINOR. Jena, E. Diederichs 1907, 4 bde. LXXXIII u. 289. 316. 388. 313 ss. 8°. — 12 m.

Während so mancher dichter des 19 jahrhunderts, wie Uhland, Hebbel, Grabbe, bereits zu einer wissenschaftlichen kritischen ausgabe seiner werke gelangt ist, hat ein poet vom range Friedrichs von Hardenberg über hundert jahre auf die seine warten müssen. er, der jetzt wider so allgemein zu hohen ehren gekommen ist, war lange jahrzehnte weiteren kreisen völlig fremd, und als man endlich wider nach ihm fragte, da wurde er von editoren vorgeführt, die ihrer aufgabe nicht im mindesten gewachsen waren. in der sehr gehaltvollen Novalis-kritik, die Minor vor einigen jahren in diesen blättern (Anz. XXVIII 82—122) veröffentlicht hat, erzählt der verfasser, der selbst früh schon gerade diesem dichter verdienstliche arbeit gewidmet hat, wie er vor zwanzig jahren noch einer ganzen reihe von verlegern vergeblich eine kritische ausgabe von Novalis gedichten angeboten habe. und allen litterarhistorikern sprach Walzel aus der seele, als er in einer gleichfalls sehr aufschlussreichen Novalis-recension des Euphorion (9 [1902], 456—86) bemerkte: 'jammerschade, dass Minor seinen plan, Novalis zu edieren, nicht verwürklicht hat!' die beiden angezogenen kritischen abhandlungen hatten es mit der beurteilung der Heilbornschen Novalis-ausgabe zu tun, die endlich eine so fühlbare lücke auszufüllen bestimmt schien und die alsbald so gründlich enttäuscht hat. als 'sammelsurium' hat Walzel aao. Heilborns nichts weniger als kritische ausgabe gebrandmarkt und auch in den Jahresberichten f. neuere dt. litteraturgeschichte (1900. IV 10 : 58) über diese 'unmethodische, aber auch für laien geradezu abschreckende ausgabe' als eine

Digitized by Google

'durchaus dilettantische' berichtet. ebenso vernichtend lautete die eingehende Kritik Minors, in der uns am meisten die folgende bemerkung erfreute: 'trotzdem bleibt eine kritische ausgabe der gedichte schon um der von Heilborn unbegreiflicher weise ignorierten varianten willen ein bedürfnis. ich hoffe sie in absehbarer zeit doch zu stande zu bringen'[1]

Per aspera ad astra! Minors lang erwartete neuausgabe ist erschienen. aber obwol sie nun schon zwei jahre vorligt und so dankbar sie aufgenommen worden ist, eine wissenschaftliche kritik ist ihr bis heute noch nicht zu teil geworden, und auch diese kurze besprechung will und kann nichts sein als eine vorläufige anzeige. der grund hierfür ligt darin, dass diese wissenschaftliche ausgabe den wissenschaftlichen apparat nicht, wie sonst üblich, mit enthält, sondern dass wir es vorerst mit den nackten texten zu tun haben, ohne begründung der neuen textrecension. M. will diese vielmehr erst in der folge nachliefern, und zwar in den Sitzungsberichten der Wiener akademie der wissenschaften. bis uns dieser begründende bericht mitsamt den lesarten vorligt, müssen wir uns demnach, wollen wir die ganze textkritische arbeit des herausgebers nicht selbst noch einmal vornehmen, auf stichproben und auf allgemeine bemerkungen beschränken.

Dass eine solche trennung von text und textkritischem apparat für den wissenschaftlichen benutzer eine erschwerung der arbeit bedeutet, ligt auf der hand; hier ist der wunsch des verlegers mafsgebend gewesen, der nicht eine gelehrte, sondern eine für weite kreise berechnete ausgabe im auge hatte. gottlob, dass endlich auch für diese weiteren kreise das beste gerade gut genug erscheint! vielleicht dankt die neue Novalisausgabe mit dem romantischen blau ihrer biegsamen deckel nur dieser anlage die prächtige, gediegene und nicht teure ausstattung, wie sie die Diederichssche verlagsbuchhandlung rühmlicher weise allen ihren publicationen angedeihen lässt; anderseits hat der herausgeber aber auch kleine zugeständnisse machen müssen, wie die modernisierte orthographie und vor allem die fehlende vers- und zeilenzählung, die dem forscher das citieren recht erschwert.

Vollständiger als es in einer der früheren ausgaben geschehen ist, legt M. Novalis werke vor, und er tut es auch in einer neuen, wol einleuchtenden anordnung. und hatte Heilborn sich höchst naiv eingebildet, ein kritischer editor zu sein, wenn er sich unkritisch an die handschriften anschloss, ohne sorgsam der gedruckten überlieferung nachzugehn, so hat M. selbstverständlich die drucke in erster linie, und ebenfalls vollständiger als es je zuvor geschehen, zu rate gezogen. und aufser dem von ihm

[1] Vgl. auch Antonie Hug von Hugenstein Zur textgeschichte von Novalis Fragmenten im Euphorion 13, 79ff. u. dazu Minor ebenda 14, 221f.

Digitized by Google

bereits vor einem vierteljahrhundert und nun neuerdings noch einmal durchgearbeiteten Oberwiederstedter nachlass hat M. auch handschriften verwertet (Berliner und Weimarer), an denen Heilborn leichtfertig vorbeigegangen war. 'so wird diese ausgabe', erklärt M. selbst in seinem vorwort, 'von unberechenbaren funden abgesehen, für die dichterischen werke wol als eine abschliefsende gelten können'. wir hoffen es zuversichtlich.

Ich gebe im folgenden nur kurz den inhalt der einzelnen bände an und hebe dabei hervor, was in ihnen überhaupt zum ersten male dargebracht wird.

Band I enthält zunächst die fünf vorreden von Tieck und Bülow zu den ersten Novalis-ausgaben, die damit gottlob endlich für den litterarhistoriker entbehrlich gemacht worden sind. es folgt alsdann Minors eigene vorrede, die in aller knappheit art und bedeutung seiner arbeit beleuchtet. daran schliefst sich zu unserer freude ein abdruck der kleinen Novalis-biographie vom kreisamtmann Just. und dann kommt das corpus der Gedichte. hatte man hier bisher alles wüst durcheinander geworfen, so hat M. daraus eine anzahl zt. freilich recht lockerer gruppen gefügt. an erster stelle stehen mit gutem fug die 'Hymnen an die Nacht', und zwar werden in sehr übersichtlicher weise die handschriftliche und die Athenäum-fassung in synoptischem druck einander gegenübergestellt. daran schliefsen sich die 'Geistlichen Lieder', das letzte, 'Die Auferstehung', hier zum ersten male gedruckt. mit vollem recht hat M. alsdann, was Heilborn verschmäht hatte, die lieder aus dem 'Ofterdingen' vereinigt. es folgen 'Vermischte gedichte', darunter nicht weniger als 11 bisher völlig unbekannt, ferner solche 'Zu festlichen gelegenheiten' und 'An personen', auch unter ihnen 6 zum ersten male veröffentlicht. die 'Sonette' schliefsen sich an und ein der hauptmasse nach ebenfalls neues corpus: 'In antikem versmafs'. den schluss bilden dichterische fragmente und entwürfe: 2 fabeln, 3 entwürfe zu novellen und das dramatische fragment 'Kunz von Kauffungen'. neben dem systematischen register fehlt dem bande auch ein alphabetisches nach den gedichtanfängen nicht.

Band II zerfällt in drei abteilungen. wir haben erstlich vier stücke, unter denen 'Die Christenheit oder Europa' (von Heilborn höchst befremdlicher weise unter die 'Fragmente' eingeordnet) das wichtigste bleibt. daneben stehn die dialogen, monologen, ein predigtfragment und, zum ersten mal in eine Novalis-ausgabe aufgenommen, eine kurze 'Apologie von Friedrich Schiller', die die 'Götter Griechenlands' gegen Stolberg in schutz nimmt. zu zweit enthält der band die biographisch (Sophie von Kühn!) so wichtigen journale und tagebücher, zu dritt den ersten teil der 'Fragmente', an der spitze natürlich den 'Blütenstaub' aus dem Athenäum. den Fragmenten ist auch der ganze III band eingeräumt worden, der die nach-

Digitized by Google

lese von Bülow und auf 270 seiten die zum gröfsten teil zuerst von Heilborn in so unkritischer weise aus des dichters studienheften veröffentlichten aphoristischen notizen enthält. auf die grofsen, vielleicht nie ganz zu besiegenden schwierigkeiten, die gerade der edition der Fragmente entgegenstehn, hat M. in seiner gesamtvorrede selbst deutlich hingewiesen. zumal für die beurteilung dieses teils der Minorschen leistung müssen wir seinen apparat abwarten.

Der IV und letzte band ist wie der erste wider ganz den poetischen werken von Novalis gewidmet. er bringt 'Die Lehrlinge zu Sais' und den 'Ofterdingen' mit den paralipomena und dem Tieckschen bericht über die geplante fortsetzung des grofsen romans. ein 100 spalten füllendes register zu allen 4 bänden macht den beschluss. es verzeichnet erstlich 'Personen und sachen', zweitens unter dem titel 'Novalis' das biographisch-bibliographisch-litterarische, und drittens was speciell für den 'Ofterdingen' wichtig ist.

Kleine textkritische zweifel und bedenken müssen bis zum erscheinen von Minors apparat beschwichtigt werden. obwol des dichters interpunction lange nicht so individuell und bedeutungsvoll ist wie etwa diejenige HvKleists oder Hebbels, ist sie doch nicht normiert, sondern beibehalten worden. normiert und modernisiert ist dagegen die orthographie, indessen, wie es scheint und soweit nicht blofse druckfehler vorliegen, nicht ganz consequent. ich verzeichne nur einiges aus bd IV: s. 82 *eintrit*, 169 *seit* statt *seid*, 191 *fürchtlichen* statt *fürchterlichen*, 222 *wunderstäten*, 204 und 209 *Eros* statt *Eros*'. auch ist nach der neuen orthographie die pronominale anrede an mehrere personen mit minuskel zu geben gegenüber 196ff, (der schreiber zu den alten) und 215: *Ihr*, *Euch*, *Euer*. nicht ganz vollständig erscheint das Ofterdingen-register. unter der rubrik 'Länder und städte' vermisse ich zb. 'Sizilien' und 'Ätna' (IV 235). auch die namen 'Cäsar', 'Rhodope' usw. aus den zweiten fragment wären wol erwünscht und unter dem 'Sagenhaften motiven und figuren' der 'goldene schlüssel'.

An bildschmuck endlich enthält die schöne ausgabe neben dem bekannten porträt des dichters selbst solche von Sophie vKühn und Julie vCharpentier in guten reproductionen, und zudem findet sich im IV bande noch ein stück der Ofterdingenhandschrift aus dem Weimarer Goethe-archiv facsimiliert.

Bern. HARRY MAYNC.

„Des Knaben Wunderhorn" und seine quellen. ein beitrag zur geschichte des deutschen volksliedes und der romantik von FERDINAND RIESER, bibliothekar an der gr. hof- und landesbibliothek in Karlsruhe. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus 1908. XII u. 560 ss. gr. 8°. — 16 m.

Die hundertjahrfeier des Wunderhorns hat das interesse an diesem nie vergessenen und immer jugendfrischen werke wider

Digitized by Google

lebhaft angeregt. Grisebach schenkte uns eine zuverlässige neue ausgabe, eine probe von 'Arnims und Brentanos romantischen volksliederneuerungen' gab 1906 JEVMüller (Programmbeilage der Hansaschule in Bergedorf), und im herbst vorigen jahres erschien vor meiner noch im druck begriffenen Berliner arbeit das umfängliche buch von Ferdinand Rieser.

Der vf. bemerkt im vorwort, dass er mit grofsen methodischen schwierigkeiten zu kämpfen gehabt habe, da ein vorbild für eine derartige, so verschiedenartiges und verschieden gestaltetes umfassende textvergleichung fehlte. er hat nun den zu bewältigenden stoff so gegliedert, dass er zunächst band I des Wh. von den fast drei jahre später erschienenen bänden II und III (mit ausschluss der kinderlieder) ganz trennt und innerhalb dieser beiden abschnitte wider unterscheidet einen allgemeinen teil und einzelbesprechung der gedichte.

In dem allgemeinen teil schliefsen sich an einander ein capitel über theorie, entstehung und wandlung des planes, absichten des werkes, ein überblick über die zeitgenössische und spätere kritik sowie die kritik die die herausgeber selbst übten, dann, bereits mehr dem einzelnen zugewant, eine ordnung der lieder nach ihren quellen, übersicht über die dichtungsgattungen und die behandlung der den verschiedenen gattungen angehörenden lieder, wo eine zweiteilung getroffen wird in gedichte des 15—17 jh.s und neuere, endlich als fünftes capitel eine übersicht der bearbeitung der gedichte sowol in hinsicht auf ihre äufsere gestalt wie auch nach bedeutung und inhalt der änderungen und zusätze. da aufserdem gleich darauf alle nummern einzeln untersucht werden, so kommt unter umständen dieselbe erscheinung an drei stellen von verschiedenen gesichtspuncten aus zur sprache, und das ist nicht ohne reiz.

Die einzelnen gedichte sind im zweiten hauptteile nach gattungen gruppiert. nun ligt es im Wh. freilich in der regel nicht so, dass ein bestimmter typus Arnimscher bearbeitung mit einer bestimmten gattung von vorlagen zusammenfällt. zwar sind zb. die historischen lieder fast sämtlich nach demselben princip, nur die gipfel der handlung zu beleuchten, gekürzt, tagelieder und legenden meist in romantische beglänzung gerückt, aber die behandlung von balladen ist mannigfaltig bunt, und im höchsten grade waltet Arnimsche willkür bei liebesliedern. im allgemeinen würde also in einem buche über die bearbeitung der vorlagen des Wh. ein schema, das die lieder nach bestimmten typen Arnimscher zu- und umdichtung anordnet, in der art wie cap. v bei R., die widerkehrenden formeln und eigentümlichkeiten Arnimscher volksliedbearbeitungen klarer hervortreten lassen, eine methode also, die von der darstellung unveränderter oder wenig betroffener nummern fortschreitet durch alle stufen ändernder tätigkeit bis zu völlig freien

Digitized by Google

eigenen gedichten der herausgeber. anderseits kann R. den nachteil dieser methode vermeiden, dass in den späteren partieen kleinere momente, die bereits im anfang abgemacht sind, vernachlässigt werden müssen, und kann in der einzelbetrachtung an jedes lied von allen seiten herantreten. als beispiel einer solchen eingehnden untersuchung sei genannt die von Weckherlins klagelied auf Gustav Adolfs tod: '*Ach könnt' ich meine Stimm dem Donner gleich erheben!*' s. 399. die sprachlichen momente kommen hier ebenso zur geltung wie die tendenz, unwichtige züge zu gunsten der hauptmotive zurückzuschieben, und bei diesen ausgewählten motiven die glanzvolle ausschmückung.

In cap. I ist R. durchaus zuzustimmen, wenn er Steigs satz ablehnt, unter dem einflusse der zeit sei die fürsorge für ihre eigenen lieder, der plan der 'Liederbrüder', bei Arnim und Brentano hinter der rettung der lieder des volkes zurückgetreten, und statt dessen die vorgeschichte des Wh. mit Kreiten und Müller so fasst, dass der plan einer volksliedersammlung zwar schon in der luft lag, Brentano ihm aber erst durch den brief vom 15 februar 1805 bestimmte gestalt verlieh. nur in dem einen puncte wird man, wie ich glaube, anderer meinung sein können als R., wenn ihm nämlich der briefwechsel kaum einen anhalt dafür zu bieten scheint, dass die herausgeber des Wh. selbst lieder aus dem munde des singenden volkes gesammelt hätten (s. 25, auch 275). wir erfahren doch von den sechs mädchen auf der ruine der Landschaden am Neckar (Steig 176), wir wissen aus Arnims schluss des Wintergartens (Werke XII 243), dass Brentano 'den schönen töchtern des städtleins melodien lehrte für ihre alten lieder von dem goldnen hause auf bergen', die ballade von der Schlangenköchin hat Clemens von seiner amme gehört. aufserdem aber gibt der briefwechsel reichlich kunde von bemühungen, namentlich wider Brentanos, durch vermittlung gleichgesinnter helfer lebenden volksgesang zu gewinnen. er wirbt unablässig in nahestehnden und entfernteren kreisen, verfasst circulare, schafft eine bewundernswerte organisation der sammeltätigkeit über ganz Deutschland. besorgt für möglichst getreue aufzeichnung gerade des mündlichen gesanges, macht er sofort die eben erst aufgekommene fertigkeit der stenographie seinen absichten nutzbar, die viel später erst wider etwa Dunger zur aufzeichnung der vogtländischen rundâs gebraucht hat; das lied vom schönen Nannerl: '*Josef, lieber Josef, was hast du gedacht*', ist von Horstig, wie er berichtet, in wort und weise stenographisch aufgenommen aus dem gesange jenes 'knaben vom berge,' auf den Brentano seine aufmerksamkeit gelenkt hat. Arnims nachlass wies, um nur einige nummern herauszuheben, die ballade '*Stand ich auf hohen Bergen*' I 70 in 6 fassungen auf, er besafs 5 hsl. versionen der ballade vom Grafen und der magd I 50, in 7 handschriften war ihm zugekommen '*Nichts schöneres*

kann mich erfreuen' II 17. in 6 aufzeichnungen bot sich '*Es war einmal ein junger Knab'*' III 34. die mündliche überlieferung ist also für das Wh. doch nicht von so untergeordneter bedeutung neben den litterarischen quellen, wie man in einer reaction gegenüber der häufigen täuschung durch lieder, die sich als 'mündlich' ausgeben, leicht anzunehmen neigt. die meisten hss. im nachlasse Arnims, wie band 10 der Alemannia sie aufzählt, bieten lebenden volksgesang, und der noch nicht veröffentlichte teil des nachlasses, der R. nicht zur verfügung stand, enthält noch viel mehr beiträge aus dem singenden munde des volkes von der insel Rügen bis in die Schweiz. jedenfalls ist dort wo bis jetzt noch die vorlagen fehlen, bei der fülle hsl. materials das die herausgeber besafsen und ihrer staunenswerten belesenheit, vorsicht geboten, und die von R. an anderer stelle selbst wider eingeschränkte annahme (s. 25. 275) geht doch wol etwas zu weit, dass lieder die aufser im Wh. weder gedruckt noch mündlich nachweisbar sind, 'mit grofser wahrscheinlichkeit unter die werke der herausgeber zu setzen' seien. so ist zb. das lied vom 'Habersack', Wh. II 392 alt und echt. Brentano hat es aus einem fliegenden blatt, 'Drey hübsche newe Lieder, das erst, genant der Habersack. Das ander die stolze Müllerin. Das drit, Ich het ein Meydlein aufserkorn', das freilich nur in einer abschrift von Brentano in seinem hsl. sammelband (ms. Germ. 4⁰ 709 bl. 108) in Berlin vorligt, dessen sprachform aber seine echtheit aufser zweifel setzt. freilich konnte R. diese vorlage, weil sie ihm nicht zugänglich war, nicht kennen. sonst wird man immer durchaus mit ihm übereinstimmen müssen, wo er interpolationen der herausgeber aus modernen zügen erschliefst. ohne kenntnis der vorlage bezeichnet er zutreffend zb. den spott des liedes '*In den finstern Wäldern*' II 196, namentlich die schlusspointe '*Das glaubst du nur nicht*', als neu. hier ligt ein ms., das von Gräter herrührt, abgedruckt 1812 in Idunna und Hermode nr 18, zu grunde. überhaupt hat R. sich ein richtiges gefühl für Arnimschen und Brentanoschen stil angeeignet. nur führt ihn leider, so selbständig er sonst sein urteil wahrt, ein unangebrachtes vertrauen zu der halbschürigen ausgabe von Birlinger und Crecelius manchmal irre. er gibt wie diese als quelle zum 'Dollinger' I 36 Büschings Wöchentliche nachrichten an, die später sind als das Wh., bei dem diebessegen '*Maria in den Garten trat*' I 75 die version vDitfurths, die, bei Birlinger und Crecelius abgedruckt, doch nichts mit dem Wh. zu tun hat und ihm noch nicht einmal so nahe steht, wie die beschwörungsformeln aus dem anfang des 18 jh.s, die in der Alemannia 2, 127 abgedruckt sind. dem unzuverlässigen Böhme sollte man auch nicht glauben, dass das Rattenfängerlied '*Wer ist der bunte Mann im Bilde*' 'ein bänkelgesang der drehorgler, mit beigefügten bildern an jahrmarktsbuden abgesungen' sei. es ist auffallend, dass die

Digitized by Google

quelle, Samuel Erichs Exodus Hamelensis, Hannover 1654, noch nie genannt worden ist. die brüder Grimm haben sie zu nr 244 der Deutschen Sagen benutzt und Jostes sie, doch dieser wider ohne auf das Wh. zu verweisen, in seiner abhandlung über den Rattenfänger von Hameln (Bonn 1895) s. 32 abgedruckt.

Cap. v gibt, wie das vorhergehnde in tabellenform, schlagwortmäſsig, übersichten über die äuſsere gestaltung der gedichte und gewisse widerkehrende motive. zu der ersten gruppe sei nur bemerkt, dass die 'Schlacht bei Murten' I 58, der R. eine sehr eingehnde genaue untersuchung widmet, nicht in die rubrik 'sprachlich erneuert, gekürzt und durch zusätze bereichert' gehört, weil die herausgeber hier nicht Diebold Schilling eingesehen haben, sondern das gedicht aus der von Archenholtz herausgegebenen 'Litteratur- und völkerkunde für das jahr 1791', die ja auch in der quellenangabe mit erwähnt ist, übernahmen; die modernisierende umarbeitung in der Chevy-chase-strophe, die das lied dort schon hat, gehört Bodmer. als tendenzen, denen die vorgenommenen änderungen entsprungen sind, findet R. unterdrückung realistischer momente, idealisierung der motive, confessionelle rücksichtnahme, galante änderungen, milderung des erotischen elements, weitere ausführung gegebener motive in zusätzen, einfügung neuer motive. davon sind die zwei letzten die wichtigsten, und jenes ausbeuten eines nur angedeuteten motivs, so gänzlich fremd dem wesen des volksliedes wie es ist, macht neben der vorliebe für contaminationen überhaupt das bemerkenswerteste charakteristikum Arnimscher Wh.-arbeit aus. '*Wär ich ein wilder Falke*' mit der grotesken ausmalung, wie der liebende das mädchen mit dem schnabel packt und davonträgt, '*Es wirbt ein schöner Knabe*', wo das eine von den zwei wassern der see ist, das andere die trähnen, '*Zu Koblenz auf der Brücken*', '*O weh der Zeit, die ich verzehrt*', beide mit dem motiv der wasserflut seltsam spielend, sind in band I die hervorstechendsten belege für diese liebhaberei. sie erscheint auch in der 'Reveille', im 'Unkraut', in der zerdehnenden fassung von '*Geh ich zum Brünnelein*'; einschmeichelnd, wenn in '*Wohl heute noch und morgen*', einem der wenigen beispiele aus dem Wh. von 1808, es würklich rote rosen schneit und kühlen wein regnet; zum schaden für die zartheit des originals in jenen gedämpften strophen von unglücklicher liebe '*Ich hört ein Sichlein rauschen*'. virtuos ist dieses anknüpfen und fortspinnen gemeistert in '*Ich soll und muss ein Buhlen haben*' mit 13 Arnimschen strophen zu einer Forsterschen. '*Es ist kein Jäger, er hat ein Schuss*' reiht sich dem an. hier und in anderen fällen freien dichterischen waltens gibt Arnim auch andere formeln seines stiles zu erkennen. wörtliche wideraufnahme liebt er sehr, noch mehr die responsion. R. hat diesen minder erheblichen momenten des stiles infolge

Digitized by Google

der methode seiner gruppierung nicht soviel aufmerksamkeit zuwenden können. aber die veränderungen der motive sind erschöpfend behandelt und überall klar erkannt und präcisiert.

Zur untersuchung der einzelnen gedichte möge erwähnt werden, dass '*Phönix der edle Vogel wert*' I 261, nach der quellenangabe 'aus einem alten buche ohne titel', von Hans Sachs ist (Keller I 324).

R.s scheidung zwischen dem Wh. von 1805/6 und dem von 1808 bewährt sich trefflich, wenn die quellen von band I mit denen der späteren bände verglichen werden und sich herausstellt, dass von musikbüchern bei band I nur Forster und Orlando di Lasso vorlagen, in II/III dagegen 26 solcher werke, für I Nicolai, Herder, Elwert, Gräters Bragur vieles hergaben, für II/III fast nichts mehr. auch der gegensatz der bearbeitung ist zutreffend erfasst (s. 301): in band I erscheinen die lieder meist stark bearbeitet und ergänzt, 1808 waltet ein viel schonenderes verfahren. die einteilung und darbietung des stoffes geht in der zweiten hälfte des buches dem ersten hauptteil ganz parallel. die vorgenommenen änderungen sind wider scharf herausgehoben, manches noch besser als im ersten hauptteil. bei der einzeluntersuchung müssen die beiträge von Auguste Pattberg sich gefallen lassen, von den übrigen getrennt behandelt zu werden. R. hält sie alle für neudichtungen der frau Pattberg. ich bemerke gleich zu ihnen, dass '*Wohl heute noch und morgen*' nicht auf die einsendung von Auguste Pattberg zurückgeht, wie R. nach Steig annehmen muste, sondern auf ein anderes ms. im nachlass, und das 'Prager lied' '*O allerschönstes Jesulein*' mit der quellenangabe '1636' wol überhaupt als beitrag von frau Pattberg ausscheiden muss; es trägt weder ihren namen wie '*Bald gras ich am Neckar*' und '*Hab ein Brünnlein mal gesehen*', noch ist, wie bei allen übrigen einsendungen die Steig ihr zuweist, das ms. vorhanden. die briefstelle aber, auf die Steig sich allein stützt, scheint mir durchaus nicht zwingend, insbesondere wenn die interpunction erst vom herausgeber gesetzt sein sollte: '*Ich nahm ein lied von der Pattberg, ein Prager Jesuslied; von Nehrlich habe ich zwei genommen . . .*' das original bleibt vorläufig unbekannt. auch sonst müssen wir uns bei den meisten die R. als anderweitig nicht nachgewiesen bezeichnet, immer noch bescheiden; doch ist wenigstens bei einigen der ursprung festzustellen. für die bufspredigt '*Es ist nit alle Wege Festabend*' bot die vorlage Meusels Historisch-litterarisch-bibliographisches Magazin von 1794, das eine Meininger hs. des Sachsenspiegels mit der jahreszahl 1477 abdruckte, neuerdings genannt von Franck in der Zs. 44,123 und von Bolte in der Zs. d. ver. f. volksk. 12,216. '*Mit der Muschel schöpft das Büblein*' ist nicht ein gedicht von Kuen, sondern tatsächlich aus mündlicher überlieferung eingegangen, vgl. Bolte das. 16,90 und Meier Schwäbische volkslieder nr 157.

Digitized by Google

'*Jungfrau merk auf meinen Schall*' stammt aus Abeles 'Künstlicher Unordnung' 418, unmittelbar hinter den alexandrinern '*Ein schönes Jungfräulein*' Wh. III 50. '*Wie war ich doch so wonnereich*' ist gewis eine variation des gedichtes von Hölty. die parodie '*Ich stand an einem Morgen mein wo?*' haben die herausgeber dem 'Musicalischen Zeitvertreiber', Nürnberg 1609, entnommen; sie steht vorher mit einigen Varianten im 'Hortulus lieblicher Lieder' des Ott-Siegfried Harnisch, Nürnberg 1604. im 'Sankt Meinrad' III 170 ligt die versification einer prosalegende vor 'Vom Leben und Sterben SMeinradts, Auch vom Anfang desselben Gottshauss zu den Einsidlen', die 1587 zu Freiburg in der Schweiz erschienen ist und sich im besitze Brentanos befand (katalog nr 1119). '*Ich weifs nicht wie mirs ist*' kommt, übereinstimmend mit der quellenangabe, auf fliegenden blättern vor, vgl. John Meier 72 nr 458. auch die 'Frühlingserwartung': '*Schlagt ihr muntern Nachtigallen*' haben die herausgeber von einem fliegenden blatte genommen, freilich den harmlosen text eines ziemlich platten schäferliedes sehr komisch umgedichtet.

(1) Schlagt ihr muntern nachti-
[gallen,
lasst den hell und reinen ton
durch die dichten sträucher fallen,
seyd gebeten singet schon,
denn mein rohr
geht euch vor,
also wird ein ganzes chor.

(2) Hör doch, welch ein reines
[singen,
ach so süfse kann wol kaum
Aeronis leibrock klingen,
dessen bundgefärbter saum,
vorm altar
ganz und gar
voll metallner cymbeln war.

(3) Hört die laute lerchen-
[stimme,
und den hellen finkenschlag,
von den bienen das gesümme,
von den wachteln barbrabac,
ist es nicht
meine pflicht,
dass mein herze lieder dicht.

(4) Seht, so kann ich stets
[im grünen
lustig und vergnüget seyn,
denn das summen von den bienen
schläfert mich zuweilen ein,
meine schuh
haben ruh,
mops hol mir das vieh herzu.

(5) Wenn denn endlich meine schaafe
satt genug gefüttert sind,
geh ich freudig heim und schlafe,
bis der laue morgenwind
meinen geist
wachen heifst,
und mich aus dem schlafe reifst.

Wie hier die blofse erwähnung des namens Aaron für den bearbeiter anlass wurde, sich mit den Schach, Schimmel, Hirsch, Esra, Saul und Mürsch, Pincus, Moses, Meyer einen barocken spafs zu machen, so bestätigt sich reichlichst im Wh. Brentanos beobachtung, dass plötzliche einfälle bei Arnims dichterischer

Digitized by Google

tätigkeit eine wesentliche rolle spielen. '*Es sollte nur eine Erzählung werden*' schreibt er an Görres von der Gräfin Dolores (Görres Schriften III 78/9, schon von Friedrich Schulze verwertet), '*kaum aber hatte er sie als eine solche vollendet, als ihm noch allerlei dazu einfiel, und es wurde nun ein mit schönen Novellen und Liedern durchwebter Roman*' — genau wie aus einem lyrischen wallfahrtsliede in zweimaliger umarbeitung, zu der die entwürfe sich im nachlass erhalten haben, die romanhafte ballade entsteht '*Ihrer Hochzeit hohes Fest Gräfin Elsbeth still verlässt*' I 178.

Ebenso gehört der witz der 'Vision', '*Über den Kirchhof ging ich allein*', erst der Wh.-bearbeitung. auch hier bot ein fliegendes blatt die vorlage, wie denn überhaupt die schätze der Berliner Bibliothek und inbesondere des Erkschen nachlasses, der die abschriften von Arnims originalen aufbewahrt, eine reiche ausbeute gestatten. es ligt in den verhältnissen begründet, dass der verfasser des vorliegenden buches, dem diese materialien nicht zur verfügung standen, schon dadurch ungünstiger gestellt war und nicht die möglichkeit besafs, über die von früheren forschern ermittelten hinaus die quellen des Wh. aufzuspüren. aber die bisherigen forschungen hat R. sorgsam und fleifsig ausgenutzt, und er hat durch seine auch methodisch sehr interessante arbeit die erkenntnis der tätigkeit Arnims und Brentanos am Wh. wesentlich gefördert.

Dresden. KARL BODE.

Hermann Hettners kunstphilosophische anfänge und litterarästhetik. untersuchungen zur theorie und geschichte der ästhetik von HUGO SPITZER. I band. Graz, Leuschner u. Lubensky, 1903. XVII u. 506 ss. 8°. 12 m.

Fünf jahre sind seit der veröffentlichung von Spitzers werke vergangen, in diesen fünf jahren aber ist es der litteraturforschung ziemlich fremd geblieben. unsere Jahresberichte begnügten sich in dem bande, der 1906 hervortrat, dem buche ganze acht zeilen zu widmen. umfänglichere, wissenschaftlich gedachte anzeigen sind ihm nur in sehr geringer anzahl zuteil geworden. so hat RMMeyer (DLZ. 1904 sp. 2798 f) mit der ihm eigenen fähigkeit, knapp und übersichtlich auf die wichtigsten stellen einer arbeit hinzuweisen, dem philologen und litterarhistoriker gezeigt, welche belehrung er aus Spitzers buch holen kann. die wissenschaftliche ästhetik aber setzte sich mit S. in Anna Tumarkins polemisch gehaltenem, scharfsinnigem bericht (Archiv für systematische philosophie 11 (1905), 516—522) auseinander.

Selbstverständlich verscheucht der von S. gewählte titel die leser. dankbar blicken wir alle zu dem manne empor, der mit künstlerischer kraft vor einem halben jahrhundert die litteraturgeschichte des 18 jahrhunderts so erfolgreich darstellte, dass seit-

Digitized by Google

dem kein zweiter gleiches versucht und erzielt hat. die starke und machtvolle persönlichkeit Hermann Hettners offenbart sich noch imponierender jedem, dem ein einblick in die geschichte der gegenwärtigen cultur Dresdens geworden ist. dennoch wagt man sich nicht leicht an ein werk, das — seinem titel nach — eine monographie über Hettners kunsttheoretische anschauungen sein will, und dessen erster band ein halbes tausend seiten umfasst; der verehrer Hettners legt nun gar das buch entäuscht aus der hand, sobald er erkannt hat, dass es irrtümer und fehlgriffe Hettners aufzudecken bestimmt ist.

Eine weitausholende und in die tiefe grabende arbeit hinter einem überbescheidenen titel zu verstecken, hat lange als ausdruck der stolzen bescheidenheit deutscher gelehrten gegolten. in Deutschland hat man inzwischen gelernt, sein licht nicht unter den scheffel zu stellen; dass ein österreichischer gelehrter es heute noch tut, darf für charakteristisch gelten. denn auf österreichischem boden gedeiht heute in wissenschaftlichen kreisen eine vornehm zurückhaltende herbheit, die sehr wol weifs, dass sie auf die aufmerksamkeit eines gröfseren publicums nicht zählen darf und allen äufseren erfolg einem marktschreierischen zeitungslitteratentum überlassen muss.

Hettner hat für das werk des ausgezeichneten Grazer forschers — wenn anders der vergleich gestattet ist — etwa die bedeutung, die der Laokoongruppe in Lessings werk zufällt. er ist der typische fall, an dem Spitzer seine anschauungen entwickelt. bei Lessing geht es von der erörterung des einzelnen kunstwerks und von der widerlegung irriger urteile, die sich an das kunstwerk knüpfen, weiter zu allgemeinen ästhetischen grundsätzen; auf diesem wege wird zugleich eine ganze reihe ästhetischer und kunstgeschichtlicher probleme berührt und zum teil gelöst. S. deckt den grundirrtum von Hettners ästhetischem glaubensbekenntnis auf und gelangt zu eignen theoretischen aufstellungen; dabei leitet er seinen leser kundig durch die geschichte wichtiger ästhetischer einzelprobleme hindurch. und wie Lessing ist auch S. bestrebt, scharf zu scheiden, was er in einer irrigen verbindung anzutreffen glaubt. sein buch könnte auch den titel führen: Hettner oder über die grenzen der ästhetik und der kunstwissenschaft, mit beiläufigen erläuterungen verschiedener puncte der geschichte der neueren ästhetik.

Von den drei elementen aus denen S.s monographie sich zusammensetzt, sind zwei den fachgenossen unbedingt wichtig: die widerlegung von Hettners annahme, dass er kein speculativer ästhetiker gewesen sei, und die darlegung der geschichte einzelner ästhetischer probleme im 18 und 19 jahrhundert. das eigentliche ziel S.s dürfte der grofsen mehrzahl der leser dieser zeilen Hekuba sein: seine these, dass kunstwissenschaft und ästhetik zu trennen sei, dass das gebiet des ästhetischen über die

Digitized by Google

grenzen des reiches der kunst hinaus gehe, und dass das wesen der kunst nicht aus dem ästhetischen allein sich erfassen lasse.

Durch diese these, der alles übrige in S.s monographie gedanklich untergeordnet ist, berührt der verf. sich aufs engste mit einer starken bewegung innerhalb der neueren ästhetik. S. legt indes eine neue und ihm eigentümliche beantwortung der frage nach den grenzen von ästhetik und kunstwissenschaft vor: ästhetik untersucht nur die ästhetischen gefühle, die freilich zum grofsen teil durch kunstwerke ausgelöst werden, kunstwissenschaft studiert die erzeugung der kunstwerke, nicht also die aufnahme, sondern das schaffen des kunstwerks. dort handle es sich um einen teil der allgemeinen psychologie. hier stehe die künstlerpsychologie in frage. welche bedeutung dieser scheidung zukommt, und welche einwände von seiten der fachwissenschaftlichen ästhetik gegen sie erhoben werden können, ist aus Anna Tumarkins geistreicher darlegung zu ersehen. das wesentliche und entscheidende von S.s auffassung ist, dass er das wesen der kunst nicht nach der ästhetischen würkung ihrer schöpfungen, sondern durch den charakter der künstlerischen production bestimmt sieht; und dass er meint, künstlerische production arbeite nicht einzig und allein mit ästhetischen factoren.

Die ganze auseinandersetzung konnte an Hettner angeknüpft werden, da Hettner ästhetik und kunstwissenschaft gleichgesetzt und die ästhetik ausschliefslich als kunstlehre aufgefasst hatte. auf dem nachweis, dass Hettner mit dieser annahme falsche wege wandle, baut S. seine eigne anschauung auf. Hettner, der anhänger Feuerbachs, hatte gemeint, selber als ästhetiker die postulate des positivismus zu erfüllen und auf alle speculation zu verzichten. S. erhärtet, wie viel speculation trotzdem in Hettners kunstphilosophie stecke, und wie sehr er — ohne es zu wissen — von Hegel abhänge. an treffenden beispielen offenbart S. (s. 90—105), wieviel reminiscenzen an Hegel in Hettners studie 'Drangsale und hoffnungen der modernen plastik' stecken; besonders zeige sich der speculative einschuss in der vermischung des ästhetischen mit andern gebieten des lebens und in der neigung, kunstweisen und geschmacksrichtungen aus religiös-metaphysischen grundanschauungen abzuleiten. so ist für den jungen Hettner die plastik die specifisch hellenische kunst, weil sie 'auf architektonischem gleichgewicht, auf immanentem schwerpuncte, auf gediegenem ebenmafs' beruht, während 'die specifisch-christliche denkweise mit innerster notwendigkeit' einen malerischen ausdruck verlange, da 'das christentum extravagant, eine beständige sehnsucht nach oben, ein ewiges unbefriedigtsein in sich' sei. S. bemerkt mit recht (s. 93): 'das sind, wie man sieht, selbst dem tatsächlichen inhalte nach grofsenteils Hegelsche gedanken'. wenn S. ein anderes mal (s. 71 anm.) ausdrücklich hervorhebt, um wieviel natürlicher, ja nüchterner

Digitized by Google

der romantiker AWSchlegel ästhetische probleme fasst, so hätte er auch an unserer stelle erwähnen können, dass Schlegel die typisch-romantische gegenüberstellung moderner neigung zur malerei und antiker neigung zur plastik weit weniger 'hegelisch' angesehen hat.

Nicht Hettner allein macht sich nach S.s darlegung solcher speculativer übergriffe schuldig. vielmehr erhebt Spitzer gegen die grofse mehrheit der kunst- und litterarkritiker der gegenwart (s. 105 f) den vorwurf, dass auch sie das metaphysische princip fälschlich heranziehen und dabei über 'schwungvolle phantasie- und witzesbetätigung' nicht hinausgelangen: 'wo das allgemeinere, über die äufserlichkeiten der technik, die gewöhnlichen schulrubriken und allfällige historische reminiscenzen hinausgehnde kunsturteil nicht völlig albernes geschwätz zu tage fördert, wo es einigermafsen von geist durchleuchtet und von höheren kenntnissen getragen ist, da erscheinen in der regel auch heute noch ausführungen nach dem muster der Hettnerschen raisonnements'; so urteilt S. scharf und doch auch wider mit voller anerkennung der aufgewanten geistigen kraft über die speculativen constructionen moderner kunst- und litteraturbetrachtung. seine erkenntnistheoretische einsicht lässt ihn in allen solchen versuchen fehlgriffe, und zwar unbewuste übergriffe ins transcendente erkennen.

Dürfen die einwände die S. gegen Hettner vorbringt, eben weil sie nicht blofs gegen Hettner erhoben werden, auf allgemeinere beachtung anspruch erheben, so bietet das buch an zahlreichen stellen wichtige beiträge zur geschichte ästhetischer begriffe, auseinandersetzungen die für den literarhistoriker und besonders für den erforscher der classischen ästhetik unentbehrlich sind. leider sind diese schätze nur für den auffindbar, der das ganze buch liest; kein register erleichtert den weg zu ihnen. sie sind meist in anmerkungsform gebracht, so etwa s. 428 ff die notizen zur geschichte des begriffes der ästhetischen interesselosigkeit, oder s. 423 ff die bemerkungen über die ästhetische würdigung des naturgefühls. am ausführlichsten erwogen werden die ansichten von einer 'schönen gartenkunst', die in der ästhetik des 18 jh.s eine bedeutende rolle spielen (s. 194 ff). für S. ist diese schöne gartenkunst der beste beweis, dass kunstwissenschaft und ästhetik nicht zusammenfallen. denn mit dem ästhetischen mafsstabe gemessen, sei — sagt er (s. 233) — schöne horticultur eine so reine, vollkommene, ideale kunst, wie sie nur irgend gedacht werden könne. um horticultur zu dem echt künstlerischen in ein richtiges verhältnis zu bringen, müsse das mafs höherer geisteskräfte in betracht kommen, das zur hervorbringung eines kunstwerks gehöre. und eben die betätigung höherer geisteskräfte, die S. beim künstlerischen schaffen entdeckt und zum wesen solchen schaffens macht, leitet ihn ja zu

Digitized by Google

seiner annahme, dass ästhetik und kunstwissenschaft, dass die lehre von der aufnahme und die von der schöpfung des kunstwerks zwei völlig verschiedene dinge sind. gleiche erkenntnis schenkt ihm auch der anteil, der in der älteren englischen ästhetik den einrichtungen des täglichen lebens und vor allem den kleidermoden zufällt (s. 159 ff). ein lehrreicher historischer excurs ergibt sich auch hier. wenn indes S. die bedeutung der geistigen anspannung die zur schaffung eines kunstwerks benötigt wird, so stark hervorhebt: er möchte darum künste und wissenschaften nicht vermengen, wie es die ästhetik der aufklärungszeit getan hat; und abermals kann er (s. 379 ff) in der geschichte der confusion des kunst- und wissenschaftsbegriffs einen wertvollen beitrag zur tieferen erkenntnis der ästhetik des 18 jahrhunderts vorlegen.

Die wenigen andeutungen die eine verspätete anzeige hier bringt, sollen selbstverständlich den inhalt von S.s werk nicht ausschöpfen, vielmehr nur dem buche nachträglich diesen oder jenen leser zuführen, der, durch den titel irregeführt, die reiche belehrung die es bietet in ihm nicht gesucht hat.

Dresden, 2 october 1908. OSKAR WALZEL.

ZU DEN MND. *ê*-LAUTEN BEI STATWECH
(oben s. 63 ff).

Prof. Seelmann hat meiner arbeit über Statwechs gereimte weltchronik eine sehr gründliche und fördernde besprechung gewidmet. ich benutze die gelegenheit, ihm auch an dieser stelle meinen dank dafür auszusprechen.

In bezug auf das was S. über die langen *e*-laute sagt, möcht ich aber einige bemerkungen machen.

Der dialekt-bezirk in dem Statwech zu localisieren ist, zeigt jetzt zusammenfall von germ. $\hat{e}^2$ ($>$ hd. *ie*) und wgerm. *eo* mit dem contractionsproduct von as. *eha, ehu* in dem diphthongen *aĕ*. dieser tritt auch als vertreter von germ. *ai* in einem (und zwar dem gröfseren) teile des wortmaterials auf. germ. *ai* hat sich ja im heutigen nd. mannigfach gespaltet. wenn man von der stellung vor *r* und im auslaut (bezw. vor urspr. *h, w*) absieht, ist zunächst eine beinahe für ganz Niederdeutschland (s. meine arbeit s. 139 f) geltende gruppierung zu constatieren, die besonders auffallend ua. in Soest (typen: *hòĕt* 'heifs', aber *raĕnə* 'rein') ist, und die man seit dem erscheinen von Holthausens Soester mundart durch vorhanden- oder nichtvorhandensein von *i*-umlaut zu erklären pflegt. aber in dem dem Papenteich benachbarten Meinersen existiert, wenigstens nach Bierwirths beobachtung, dieser gegensatz gar nicht: die eine wie die andere gruppe hat *aĕ*. dagegen erscheint hier deutlich eine andere spaltung, mit

Digitized by Google

der man links von der Elbe in einem grofsen teile (etwa der nordöstlichen hälfte) des gebietes, wo 'heifs' überhaupt diphthongiert, zu rechnen hat, und die auch rechts von der Elbe ein bedeutendes gebiet einnimmt, nämlich zwischen den (Meinerser) typen *haĕt* 'heifs' und *zēpə* 'seife' (s. darüber Wredes berichte Anz. xxi 271 und 289ff). dass auch diese letztere spaltung tief wurzelt, ist daraus ersichtlich, dass sie hier und da in kleineren bezirken recht weit aufserhalb ihrer beiden hauptgebiete auftaucht. so ua. in Waldeck, wo einige mundarten mit der Soester verteilung des wortmaterials, andere mit den Meinerser verhältnissen übereinstimmung zeigen. nur ist die jeweilige lautvertretung verschieden, indem auch 'seife' diphthong zeigt, obwol einen anderen als 'heifs' (s. m. a. s. 211).

Für das mnd. ergeben sich daraus zwei probleme. erstens zu ermitteln, ob und inwiefern die heutige spaltung schon zur mnd. zeit bestanden hat. zweitens, ob wol der jetzt auf dem einen oder anderen gebiete auftretende zusammenfall von anderswo getrennt gebliebenen vertretern des germ. *ai* vielleicht eine jüngere entwicklung ist.

Ich habe in meiner arbeit nicht zu behaupten gewagt, dass die reime bei Statwech für die lösung des einen oder des anderen dieser probleme entscheidend seien (St.s orthographie in diesem puncte ist es jedenfalls nicht). in bezug auf den mutmafslichen mnd. lautstand hab ich mich deshalb vorsichtig ausgedrückt. S. meint, weil 'die lebenden mnd. mundarten die heutigen entsprechungen der verschiedenen mnd. *ē* nach ihrer herkunft differenzieren, müsten sie schon in mnd. zeit phonetisch unterschieden gewesen sein'. diese notwendigkeit ligt nicht vor für die differenzierung die für Meinersen zunächst in betracht kommt, nämlich zwischen den gruppen die durch die typen 'heifs' und 'rein' vertreten sind einerseits, und der gruppe zu der 'seife' gehört anderseits. dort geht heutiges *aĕ* auf umgelautetes wie auf unumgelautetes *ai* zurück; welcher umstand das *ē* in *zēpə* usw. verschuldet, bleibt einstweilen fraglich (über eine erklärung vgl. unten).

Ich hätte nach S. in diesem capitel eine anzahl reimwörter falsch angesetzt. zum teil beruht diese behauptung auf einem misverständnis der von mir gebrauchten, allerdings ungenauen, überschriften bei der gruppierung der *ē*-reime und *ē*-schreibungen. ich habe das wortmaterial mit germ. *ai* in drei gruppen vorgeführt und die beiden ersten am besten dadurch zu kennzeichnen geglaubt, dass ich auf ihre verschiedene vertretung in der Soester mda. hinwies. dabei hab ich mich zu knapp ausgedrückt, indem ich nicht ausdrücklich hervorhob, dass bei einzelnen wörtern die verteilung in den dem Papenteichischen näher verwanten mdaa. eine andere sein kann, und dass diese dann für mich mafsgebend gewesen ist. es kamen vor allem solche mdaa. in betracht, die in übereinstimmung mit Meinersen

Digitized by Google

die gruppe 'seife' usw. selbständig entwickelt haben, während Soest diese mit 'heifs' hat zusammenfallen lassen. so hab ich die verbalformen *gheit* und *steit* deshalb nicht wie im soestischen zu 'heifs' geschlagen, weil ua. das waldeckische sie zu 'rein' stellt (s. m. arb. 212). *eit* 'eid' geht in Soest mit 'heifs'. das wort fehlt öfters in den berichten über die dialekte (ua. für Meinersen). in der nähe von Magdeburg gehört es zur gruppe 'rein' (m. a. s. 212); vergleiche noch Priegnitzer *mäinäit* (ebda). dass *teyken* 'zeichen' in Soest *öĕ* hat, hab ich (s. 212) erwähnt. die Magdeburger gegend und die Priegnitz haben es aber in der anderen gruppe; den *i*-umlaut erklärt Mackel (Nd. jb. 21, 109) durch anlehnung an das verbum (< as. *tèknian*). über 'schief' hat Holthausen meines wissens keine angabe; im waldeckischen erscheint es in der gruppe 'rein' (dass es nicht überall so geht, hab ich s. 212 — für Ditmarschen — erwähnt). das wort ist ja auch anderswo sprachhistorisch schwierig. in *scheiden* ist kein etymologischer umlaut vorhanden. bei mangelnden belegen des verbums vielerorts (zb. in der Priegnitz) fand ich für meine rubricierung eine stütze in dem *šaidəvant* des Magdeburger gebietes (m. a. s. 212). (an dem reim *scheiden*: *leiden* brauchte ich insofern keinen anstofs zu nehmen; für die textbesserung bin ich allerdings dankbar.) aber die stütze ist schwach, und es wäre richtiger gewesen, das wort zur gruppe 'heifs' zu führen (was übrigens versehentlich s. 218 auch geschah).

Ich bin also gerade nach dem von S. s. 65 gewünschten princip verfahren. unumstöfslich ist ja die so zu stande gebrachte verteilung nicht. im gegenteil, wenn man davon abweicht und *eit*, *gheyt*, *scheyf*, *steyt*, *teyken* gegen das zeugnis näher verwanter mdaa. (und aufserdem *bereyt*, vgl. unten) mit '*ē*²' (wie in Soest) ansetzt, kommt man zu dem ergebnis, dass Statwech 'nie *ē*³ (in 'rein') mit einem der übrigen langen *e* gereimt hat'. dass diese reconstruction dem tatbestande entspräche, ist ja nicht ausgeschlossen, obgleich etwas überraschend.

S. hat aber an sich wertvolle winke zur beurteilung einiger schwierigen reime beigesteuert. für die ableitungssilbe *-heit* macht er auf das as. paradigma des wortes aufmerksam, das formen mit und ohne endungs-*i* aufweist. da die meisten dialektuntersuchungen über diese ableitungssilbe keinen aufschluss gaben, hatte ich sie auf den einen beleg für die Priegnitz hin zu 'rein' gestellt. aber für die dortige form ist hd. beeinflussung denkbar. ferner schlägt S. vor, auch für *beide* und (*be*)*reit* mit alternativen entwicklungsmöglichkeiten zu rechnen. für ersteres bestätigt sich dies durch nachbarmundarten von Magdeburg (m. a. s. 212). für letzteres kann auf das Soester *röĕskōp* neben *raĕə* (Holth. § 71 u. 72) hingewiesen werden.

Wenn man aber S.s anregung folgt und in den letzten drei fällen '*ē*²' (wie in 'heifs') ansetzt, dann hat man Statwechs reime

Digitized by Google

dadurch doch nicht viel gebessert. freilich wird *bereyt: heyt* 'hiefs' 1391 erst dann tadellos. *-heyt : geleyt* kann ich nicht beurteilen, so lange dies part. in so vielen dialektuntersuchungen überhaupt fehlt. aber *-heyt : bereyt* 2817 reimen immer, einerlei ob beide formen *é*³ (wie 'rein') oder beide *é*² (wie 'heifs') haben. und erst die folgenden! wenn *beyde* mit *leyde* sb. 157 und 2987 reimt, *-heyt* mit *cleit* 3551 (so s. 219 zu lesen statt 355) und mit *leyt* sb. 2801, so hat es wenig zu bedeuten, ob *beyde* und *-heyt* zur gruppe 'heifs' oder zur gruppe 'rein' gehören. denn diese beiden gruppen haben jetzt diphthong (und zwar in Meinersen gleiches *aĕ*; über den stand der dinge im Papenteich teilt S. s. 66 interessantes mit; vgl. Bierw. § 97), während *cleit* und wol auch *leyt, leyde* jetzt zu der dritten gruppe ('seife') zu rechnen sind, die in Meinersen heute monophthong hat (zwar ist 'leid', sb. u. adj., nicht für Meinersen belegt, aber Waldeck, Bleckede und vielleicht Lippe geben ausweis, s. m. a. s. 219 n. 2 und 210). gerade mit solchen reimen ins klare zu kommen, scheint mir die hauptschwierigkeit zu sein. dagegen werden wol eher zwei diphthonge, deren unterschied jetzt (in Meinersen) ganz verwischt ist oder (wie im Papenteich) im begriffe steht, verwischt zu werden, im 15 jh. ohne härteren verstofs gereimt haben. — derselben art sind noch *leyt* adj. : *deyt* 'tut' (Meinersen *daĕt*, Bierw. § 232) 1877 und *ee* sb. : *vee* 143. 2681. 3605. anderseits ist *lede* zb. mehrfach (15 mal, m. a. s. 220) mit tonlangem *e* gebunden. unübersteiglich ist der zwiespalt allerdings nicht; S. lässt es (s. 66) von der ein- resp. zweisilbigkeit abhängen, ob *ai* oder *e* sich auf dem fraglichen gebiete aus (nicht umgelautetem) germ. *ai* entwickelt. dieselbe erklärung hat Wrede Anz. XXI 290 vorgeschlagen; sie wird durch die verschiedene entwicklung ostelbisch von 'kleid' und 'seife' (vgl. entsprechendes in Lippe, Anz. XXI 271 und 291) nahe gelegt. nehmen wir sie an, dann würden *-heyt : cleyt* unantastbar (heutiges Meinerser *klēt* wäre anlehnung an den öfter gebrauchten plural, oder wie S. annimmt, an das verbum), *-heyt : leyt* und *leyt : deyt* könnten als diphthongisch den monophthongischen reimen mit dem dativ *lede*, ferner *veil* 'fehler' mit diphthong dem verbum mit ē (Meinersen *fēln*, Bierw. § 133) gut zur seite stehen. damit der zweimalige reim *leyde* : *beyde* rein würde, müste dementsprechend *beyde* mit monophthong angesetzt werden (gegen Meinerser *baĕə*). dazu käme *ee : vee* 3 mal (m. a. s. 220); Meinersen hat *ēə*, Bierw. § 140, aber *faĕ*, § 230. letzteres hat ja möglichkeiten eines ausgleiches gehabt (vgl. Franck Anz. XIII, in der rec. von Holthausens Soester mundart). S. sieht von den auslautenden *e* ab.

Es können in dieser weise alle reime Statwechs mit germ. *ai* stimmen, ohne dass man S.s hypothese (s. 66) von wechselnder aussprache desselben wortes zu hilfe nimmt. zu dieser möcht ich folgendes bemerken: 1. wenn auch diese doppelte aussprache

Digitized by Google

'in mehreren ostelbischen mundarten' begegnet, ist sie deshalb noch nicht für den Papenteich, geschweige den für Statwechs zeit, verbürgt. 2. der eintritt von doppelgipfligem oder einfachem ē im zusammenhang der rede muss sich wol nach den betonungsstufen regeln; aber die reime sind ja alle starkbetont. 3. wenn plattdeutsche schriftsteller zb. *wenen* schreiben, obgleich die aussprache diphthongisch ist, kann es darauf beruhen, dass sie sich des diphthongischen charakters des betreffenden lautes nicht bewust sind (vgl. unten).

S. sagt (s. 65), es fänden sich bei Statwech 3 reime *ê*[1] (umlaut, Meinersen *ē*): *ê*[4] (Meinersen *aĕ* < germ. *ê*[2] und < westg. *eo*). gemeint sind *leyte : beseyte, vorleyten : seyten* m. a. s. 221 und *vordreyten : seyten* m. a. s. 222. diese sind aber vom gesichtspunct der zunächst in betracht kommenden lebenden mdaa. aus völlig berechtigt (was meine gruppierung der reime zeigt). ich habe in meiner arbeit s. 215 (vgl. s. 184) darauf aufmerksam gemacht, dass einige bestimmte prät. plur. ind. ('kamen', 'nahmen', 'afsen', 'frafsen', 'gaben', 'lagen', 'lasen', 'safsen') sich auf einem weiten gebiet von den anderen denselben ablautsclassen gehörenden verben in ihrer vocalisation scharf abheben. und zwar handelt es sich um einen diphthong, der auch dort wo das umgelautete *â* einen diphthong ergeben hat, nicht mit diesem identisch ist, sondern mit dem vertreter des germ. *ai* in 'heifs' zusammenfällt. da wir nicht wissen, wie alt diese spaltung innerhalb der betreffenden verbalclassen ist, verdient es in betracht gezogen zu werden, ob aus den reimen eine datierung zu gewinnen ist.

Es bleiben nach S. 4 reime *ê*[4] (Meinersen *aĕ*): lat. *e*; wenn man auslautendes *ê* mitberücksichtigt, kommen ein paar mit germ. *ai* hinzu (m. a. s. 219). unter jenen sind zwei reime auf *propheten.* möglich ist, dass dies wort als lehnwort so früh eingebürgert war, dass es einen diphthong entwickelt hat (vgl. Meinersen ua. *praĕstr, matáĕriə, aptaĕkə*; Bierw. § 22; Börssum *pokáĕt* 'paket', Heibey § 92; Waldeck *Paitersdăch*, Collitz Wald. wb. s. 65*).

Nachdem S. die zahlen der verschiedenen *ê*-reime vorgeführt hat, schliefst er ua. folgendes: 'Statwech vermeidet also die reime zwischen *ê*[1] [umlaut] und *ê*[2] [germ. *ai* in den beiden gruppen 'heifs' und 'seife' zusammenfassend] oder *ê*[5] [contractionsproduct]'. das nimmt sich zu dem hintergrund der vielen reime *ê*[2] : *ê*[4], *ê*[2] : *ê*[5] und *ê*[2] (dh. wenn Meinersen *ē* entsprechend): tl. *e* sehr hübsch aus. ich habe jedoch nicht ohne weiteres diese feststellung ins feld zu führen gewagt es ist nämlich erst in betracht zu ziehen, ob nennenswerte möglichkeiten der reimbindungen *ê*[1] : *ê*[2] oder *ê*[1] : *ê*[5] überhaupt vorhanden gewesen sind.

Das wortmaterial mit *ê*[1] ist bei Statwech folgendes. a. umlauts-*ê* = mein. *ē*: in reimen *mere, mertelere(n), swere* s. 220; *bre(y)ken, steken* s. 222; *gheve* adj., *vorveren, -de, -t*

s. 223; sonst noch *spreken*, *stedes*, *svevisch* s. 231. b. uml. -ê = mein. *aĕ*: in reimen *beseyte*, *seyten* s. 221; *eyten* s. 223; *seyn* plur. prät. s. 223; *neme(n)*, *queme(n)*, *scheghe*, *seghe* s. 223; sonst aufserdem *gheven* vb. s. 232. es handelt sich also mit einer ausnahme um 'weibliche' reimwörter. mustert man dann das wortmaterial mit ê² bei Statwech, so findet man, dass es zum allergrösten teil einsilbig ist (s. 217ff und 227ff). wörter die mit dem einzigen worte, wo ê¹ in einem männlichen reimworte steht, reimen könnten, sind *eyn*, *scheyn* sb. und *steyn* (s. 217), *dren* und *twen* (s. 227). dabei ist aber zu erinnern, dass auch *seyn* pl. prät. in Meinersen jetzt *aĕ* hat, Bierwirth § 234; eventuell wären also diese reime einwandfrei, und es bewiese dann gar nichts, dass Statwech sie 'vermieden' hat. in weiblichen reimwörtern steht ê² (wenn = mein. *aĕ*) in *scheyden* s. 218 und nach S.s annahme auch in *beide*, *reyde* adj., *teyken* (s. 219), von denen nur letzteres reime auf ē¹ (*breyken*, *steken*) hätte ergeben können; ferner aufserhalb der reime in mehreren wortformen (s. 218), von denen nur *leygen*, 'laien' auf *scheghen*, *seghen* (ebenso wie *reyke* vb., *weyke* adj. zu nicht belegten *breyke*, *steke*) hätten reimen können. einer probabilitätscalcüle bietet das herzlich wenig anhalt; ist es ja doch nicht nur die lautgleichheit, die für die reimwahl mafsgebend ist. und zu guter letzt hätten ja in zweisilbigen formen ê² nach einer wahrscheinlichen, von S. gebilligten hypothese keinen diphthong entwickeln sollen, weshalb widerum keine schlüsse in der von S. gewollten richtung möglich wären. von den wörtern die jetzt in der gruppe 'seife', also mit ē, belegt sind, muss dann auch abgesehen werden. reime hätten sich übrigens nur auf *geheten* (: *eyten*, *seyten*, die aber jetzt *aĕ* haben!), und in der stellung vor *r* ergeben (m. a. s. 220f, 229f).

Nicht besser steht es mit den reimmöglichkeiten ê¹ : ê⁵. das wortmaterial mit ê⁵ beschränkt sich bei Statwech auf folgendes: in reimen *geseyn*, *gescheyn* inf. u. part., *see*, *schee*, *vee* (s. 218. 220. 222 u. 223); sonst nach *teyn*, *teyne*, *teynde* (s. 232). hierzu wäre also mit ê¹ nur widerum *seyn* prät. plur. (vgl. oben) als reim zu gebrauchen, was ja auch einmal vorkommt (2217). dieser reim ist aber — eventuell — einwandfrei (vgl. oben).

Bei dem stand der dinge versagt also leider diese erkenntnisquelle praktisch genommen völlig.

Die gruppierung der ê-reime in Statwechs Weltchr. beruht überhaupt auf so vielem was vorläufig hypothetisch ist, dass von dem einen denkmal aus das ê-problem unmöglich gelöst werden kann. wenn aber die lösung in der richtung gehn wird, dass man als vertretung des germ. *ai* mit drei gruppen rechnen muss (ähnlich wie es Seelmann für die ô-laute gefunden hat) — dabei abgesehen von der stellung vor *r* und im auslaut —, dann werden sich Statwechs reime dieser lösung nicht widersetzen.

Digitized by Google

Auf die frage widerum, ob einer dieser '*ê*-laute' im 15 jh. so entschieden diphthongisch gewesen sei, dass dies zum gebrauch der bezeichnung *ey* (*ei*) veranlasst hätte, darauf antwortet m. e. Statwechs orthographie immer noch nein. was ja nicht ausschliefst, dass einer (oder sogar zwei) der aus germ. *ai* entstandenen *ê*-laute tatsächlich einen für die sprechenden als solchen unbewusten diphthongischen charakter (mit geringer differenzierung der componenten) gehabt bezw. einen keim zur diphthongierung eingeschlossen hätte.

Dass nd. lehnwörter gewisse mnd. *ê* als *ai* ins altschwed. herübergenommen haben, lässt zwar auf mehr als einen keim zur diphthongierung schliefsen, aber nur für die zeit und die gegend der entlehnung.

In einklang mit der eben ausgedrückten auffassung steht meine von S.s auffassung etwas verschiedene ansicht über das verhältnis zwischen den mnd. '*ô*-lauten'. S. scheint anzunehmen, dass zu Statwechs zeit *ô*¹ (westg. *ô*) und dessen umlaut ausgeprägte diphthonge *ou* und *oü* (jetzigen *aŏ* und *oĕ* entsprechend) gewesen seien. obgleich nicht ausgeschlossen, ist dies doch nicht sicher. zu irgend einer zeit müssen doch diese dem wg. *ô* entstammenden laute monophthongisch gewesen sein. sie können sich gleichwol von dem aus wg. *au* entstandenen *ô*² und dessen umlaut unterschieden haben, indem zb. jene geschlossen, diese offen gewesen wären. aber zu Statwechs zeit sind wahrscheinlich *ô*¹ und dessen umlaut keimende diphthonge gewesen, obgleich als solche von den einheimischen nicht empfunden. ich habe beobachtet, wie sogar gebildete Niederdeutsche aus gegenden, wo die mundart ein leicht diphthongisches *ō* hat (etwa *o*ᵘ), dies auch dann verwenden, wenn sie hochdeutsch sprechen. aber dass sie nicht ein 'richtiges' *ō* sprechen, sind sie sich selbstverständlich nicht bewust. ein Südengländer, falls er nicht gerade phonetisch geschult sein sollte, gibt nicht zu, dass er in *take*, *no* diphthonge spricht. ebensowenig meinen die Südschweden (in Schonen und benachbarten gegenden), in *leva*, *låta* etwas anderes als 'richtige' *ē* und *ō* auszusprechen, wo sie doch reine diphthonge haben.

S. findet, dass die heutige vertretung von umgel. *ô*¹, nämlich *oĕ*, 'wol auf *oü* aber nicht auf *ȫ* zurückweisen kann'. wenn hochd. *oü* oder *oi* in *häuser* auf ein *ǖ* zurückgeht, könnte wol auch *oü* mal aus geschlossenem *ȫ* entstehn.

Statwechs orthographie der laute *ô*¹ und *ô*¹ scheint mir eher auf monophthonge berechnet zu sein. das braucht allerdings nicht zu bedeuten, dass zu seiner zeit die betreffenden laute noch rein monophthongische gewesen wären. die orthographie ist ja öfters rückständig, weil mehr oder weniger traditionell.

Falun (Schweden). ARTUR KORLÉN.

Digitized by Google

Litteraturnotizen.

Über die bannungsorte der finnischen zauberlieder. academische abhandlung von O. J. Brummer cand. phil. Helsingfors, druckerei der Finnischen literaturgesellschaft 1908. 111 ss. [deutscher text] und 153 ss. [finnische versverzeichnisse] gr. 8⁰. — Der vf. dieser auch für uns germanisten lehrreichen schrift arbeitet nach der zuerst von Julius Krohn angewendeten und dann von seinem sohn Kaarle weiter ausgebildeten methode, deren grundlage scharfe geographische scheidung ist. sie führt allerdings zuweilen, wie auch im vorliegenden falle, zu einer breite und zu widerholungen, die ermüdend wirken, aber sie ermöglicht dem leser den freien überblick und die sichere controlle. B. behandelt als eigentliche beschwörungen diejenigen zaubersprüche, in denen die krankheit (oder sonst ein übel) durch einen austreibungsbefehl an einen bestimmten ort gewiesen wird: in eine würkliche oder fingierte ferne landschaft (Lappland — 'Schmerzensberg'), in das meer, in sümpfe und wasserfälle, in vögel und tiere usw. von derartigen beschwörungen umfasst sein material aus Westfinnland ca. 260, aus Ost- und Nordfinnland 1066. wie die menge der sprüche ist auch die zahl der verschiedenen bannungsorte, die uns wolgeordnet, in getrennten capiteln (I s. 4—38, II s. 38—101) für beide hauptgebiete, vorgeführt werden, im osten viel gröfser. bei dem vorurteil, das wir mitbringen für das alter und die bodenwüchsigkeit der finnischen zauberlieder, würden wir geneigt sein, im westen eine verkümmerung des ursprünglichen bestandes anzunehmen. B. tritt, den spuren seines lehrers KKrohn folgend, den beweis an, dass Westfinnland vielmehr die ursprünglichere schicht bewahrt hat, und dass sich diese im wesentlichen mit dem besitz der germanischen, schwedischen nachbarn deckt, von denen die Finnen die ganze gattung entlehnt haben. in Ostfinnland hat dann in verhältnismäfsig später zeit eine reiche und zum teil recht eigenartige weiterbildung und fortwucherung stattgefunden. den anteil der schöpferischen volksphantasie daran aber reduciert B. so stark, dass er ihn fast auszuschalten scheint. neben directen entlehnungen aus epischen und lyrischen liedern (vgl. bes. s. 72f!) werden in grofser anzahl analogiebildungen erwiesen. viele dieser fälle sind methodisch lehrreich: so etwa, wenn der 'auf schneeschuhen gejagte' (*hiihdetty*) elch zu einem 'gehenkten' (*hirtetty*) geworden ist (s. 42) und diese vorstellung nun einerseits eine ganze reihe ähnlicher ('an den balken das wild des waldes!') hinter sich herzieht (s. 43), anderseits mit einem andern bannungsort (meer oder stromschnellen) combiniert erscheint (s. 61): so kommt schliefslich die groteske vorstellung zustande, dass der elch 'auf dem breiten becken des meeres' am galgen aufgehängt ist! — aus einem beiwort der kirche: *satalauta* 'hundertbrettrig' ist *sotalauta* 'kriegsbrett' geworden (s. 54) und dies wieder zu

Digitized by Google

sotalaiva 'kriegsschiff' umgedeutet (s. 72)! — auch die art wie 'der brüllende rachen' (des bären) nicht nur der katze, sondern auch dem raben zugewiesen wird (s. 78), oder wie das epitheon 'bunt' um sich greift und sich bei begriffen festsetzt, zu denen es schlechterdings nicht passt (s. 53 u. ö.), ist interessant.

Nachdem B. den gröſseren reichtum und die stärkere eigenart, aber auch die jüngere entwickelung der ostfinnischen beschwörungen erwiesen hat, stellt er fest, dass für den an sich geringen bestand der Esten (s. 101—106) germanisch-lettische vorbilder wirksam gewesen und dazu später finnische entlehnungen getreten sind, die KKrohn sogar erst um 1600 (!) über Ingermanland dorthin gelangen lässt. die übrigen finnisch-ugrischen völker besitzen überhaupt keine beschwörungen! das ist das stärkste kriterium für den indogermanischen ursprung der gattung. dass aber als darleiher in erster linie die Germanen in betracht kommen, wird zuletzt noch durch vergleichsweise heranziehung der russischen beschwörungen (s. 106—110) erhärtet.

Die finnländischen gelehrten bemühen sich seit jahren, durch die herausgabe der 'Finnisch-ugrischen forschungen' (seit 1901) wie auch sonst durch den gebrauch der deutschen sprache in selbständigen abhandlungen und auszügen uns ihren studienkreis und die ergebnisse ihrer arbeit zugänglich zu machen. wir können in tatsachen und methode manches von ihnen lernen, besonders für den betrieb der volkskunde. und können wir nicht alle forschungsergebnisse welche sich auf das germanische altertum beziehen, widerspruchslos hinnehmen, so sind sie doch gewis immer der discussion würdig. E. S

Drama und theater in Österreich ob der Enns bis zum jahre 1803. von dr Konrad Schiffmann. Linz, verlag des vereines Museum Francisco-Carolinum 1905. [= 63 jahresbericht des Museum Francisco-Carolinum. nebst der 57 lieferung der Beiträge zur landeskunde von Österreich ob der Enns]. 240 ss. 8°. — Der titel verspricht unmögliches. ich kann die geschichte des theaters in Oberösterreich schreiben, auch gerade bis zu dem aus äuſserlichem anlass willkürlich gewählten jahre 1803; aber ich kann weder das drama in Oberösterreich noch das drama bis zum jahre 1803 monographisch behandeln. es ist eine böse unart fast aller localhistoriker, dass sie ohne rücksicht auf zeitliche und örtliche zusammenhänge ein gebiet willkürlich umschreiben und 'historisch' behandeln. nie hat Oberösterreich litterarisch eine einheit gebildet, nie eine sonderentwickelung durchgemacht. eine sonderdarstellung der oberösterreichischen litteratur, gar des oberösterreichischen dramas, ist daher ein unding. wer sie trotzdem unternimmt, dem geschieht es wie Schiffmann, dass er einmal ads wesen des sturmes und dranges erklären, dann wider die entwickelung des jesuitendramas als bekannt voraussetzen muss.

Digitized by Google

— die aufhellung der chronologie der stücke des MLindemayr (s. 71 f) und einige inhaltsangaben seiner und der dramen JBACremeris (s. 152 ff) sind dankenswert.

Die darstellung der theatergeschichte ist nicht übersichtlich und klar gegliedert und allzuoft von anekdotenkram überwuchert. einen anhang mit schauspieler- und repertoirelisten des Linzer theaters nach dem Gothaer theaterkalender kann der theatergeschichtsforscher mit hilfe der sorgfältigen register bequem benutzen.

Die darstellung ist oft tendenziös gefärbt. wir werden bei grofsen historischen werken gewis das durchschimmern einer politischen oder religiösen tendenz tolerieren, ja sogar woltuend empfinden, wenn mit ihr das temperament des verfassers sich bahn bricht; in einer schlichten chronistischen arbeit hat sie nichts zu suchen.

Wien. STEFAN HOCK.

BERICHTIGUNGEN ZUR ZEITSCHRIFT 50.

[Kraus] s. 93 z. 14 v. o. l. 'fehlen' st. 'fallen' — s. 122 z. 1 v. o. ist 'und Otte' zu streichen, dagegen in die 7 zeile v. u. nach 'Turnei' einzustellen — s. 123 z. 15 v. u. l. 'd' st. 'p'.

[Schönhoff] s. 126 unter nrr 3) und 5) l. 'Pyrach' st. 'Syrach'.

[Wallner] s. 206 z. 17 v. o. l. 'Guiraut' st. 'Guirant' — s. 207 z. 6 v. o. l. 'ungebrochenen' st. 'angebrochenen' — s. 208 z. 15 v. u. l. 'seidenbänder' st. 'seitenbänder' — s. 209 z. 12 v. o. l. '*Portimunt*' st. '*Poutimunt*' — s. 214 z. 2 v. o. l. 'daran' st. 'daraus'.

[Kraus] s. 220 die anm. gehört zu s. 221 z. 15. v. o. 'gesehen'. — s. 221 z. 10 v. o. str. den index[1] bei 'selbst' — ebda sind die anmerkungen '1—4' in '2—5' zu ändern; anm. 5 gehört zu s. 222 z. 5 v. o. 'setzte'.

PERSONALNOTIZEN.

Der ord. prof. der vgl. idg. sprachwisssenschaft dr CHR. BARTHOLOMAE in Giefsen ist als nachfolger Hübschmanns nach Strafsburg berufen worden.

Habilitiert haben sich : an der univ. München dr phil. ARTHUR KUTSCHER für neuere deutsche litteraturgeschichte; an der univ. Leipzig dr. jur. et phil. PAUL MERKER für deutsche litteraturgeschichte.

Digitized by Google

REGISTER

Die zahlen vor denen ein A steht, beziehen sich auf die seiten des Anzeigers, die übrigen auf die Zeitschrift.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DATE DUE

AP 27 '81			

DEMCO 38-297

89011793361

b89011793361a

Digitized by Google

Digitized by Google

89011793361

b89011793361a

Digitized by Google